This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per. III 5/1

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1844.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1844.

TAYLOR INSTITUTION
UNIV
- 2 JUL 1963
OF
LIBRARY

Erlangen
gedruckt bei J. J. Harfus.

Vorwort.

Es hat sich seit einigen Jahren in hiesiger Stadt unter dem Namen eines literarischen Vereines eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder aus den verschiedenen Ständen sich zu dem Zwecke verbunden haben, das Interesse an der Literatur unter sich zu beleben und durch wechselseitige Theilnahme sich zu eignen Leistungen zu ermuntern. In dieser Absicht werden in monatlichen Versammlungen vor Männern und Frauen von Mitgliedern des Vereins, prosaische und poetische Vorträge gehalten. Da es nun der Wunsch der Gesellschaft war, einen Theil der in den ersten Jahren gehaltenen Vorträge zur bleibenden Erinnerung zu besitzen, so wollte man eine solche Sammlung zuerst als Manuscript drucken lassen.

Da wir jedoch glaubten, daß dieſelbe durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Art ſeiner Behandlung auch außer unſrem Kreiſe hie und da Leſer finden dürfte, ſo haben wir es gewagt, ſie hiemit der Oeffentlichkeit zu übergeben und verſprechen, wofern ſie ſich einer günſtigen Aufnahme zu erfreuen haben ſollte, auch in den nächſten Jahren eine Anzahl Abhandlungen und Gedichte, die in unſrem Vereine zum Vortrag kommen, in derſelben Weiſe folgen zu laſſen.

Nürnberg, im December 1843.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

Seite

1. Zur Feier des Geburtstags Schiller's. Von Dr. E. Löſch 1
2. Beitrag zur Geſchichte der irdiſchen Ueberreſte Schiller's. Von Julius Merz 9
3. Ludwig Uhland und ſeine Gedichte. Von Dr. W. B. Mönnich 17
4. Ueber Fr. Rückert's Schi-King. Von Georg Neumann 39
5. Ueber die Antigone des Sophokles. Von J. L. Hoffmann 52
6. Erinnerungen an Kupetzky. Von Dr. M. M. Mayer 69
7. Ophelia. Von Dr. W. B. Mönnich 75
8. Eine Nacht aus meinem Leben. Von L. Marx . 92
9. Die Bedeutſamkeit des Wortes „Schlagen" in der deutſchen Sprache. Humoreske von G. Arnold . 98

II.

Poetiſche Vorträge.

1. Der Ruſſiſche Rekrute. Von G. Arnold . . . 109
2. Kamtſchatka. Von demſelben 110
3. Der Ritter und die Maid. Von demſelben . . . 112
4. Des Verbannten Heimkehr. Von L. Marx . . 114
5. Requiem. Von E. Meißner 120

Seite

6. Kampf im Leben. Von Julius Merz 122
7. Der Rose Loos. Von demselben 123
8. Die Sage von der Gründung des Klosters Pillenreuth. Von demselben 125
9. Bardieten. Von G. F. Müller 128
10. Frühlingslieder. Von demselben 139
11. Die Nacht. Von G. Neumann 145
12. Sonnenuntergang. Von S. v. Praun . . . 148
13. Das Gefecht bei Gadebusch. Von J. Priem . 150
14. Die Säge. Von J. Schnerr 154
15. Glosse. Von demselben 155
16. Sinnsprüche und Epigramme. Von demselben . 156
17. Der alte Invalide. Von C. Weiß 157
18. Die Auswanderer. Von demselben 160
19. Nachtgedanke. Von demselben 161
20. Das Wasserrad. Von demselben 162
21. Die Wiese. Von demselben 163

I.

Zur Feier des Geburtstags Schiller's.

Von

Dr. E. Löſch.

Wir ehren uns ſelber, wenn wir die großen Geiſter unſerer Nation gebührend verehren. Eine Pflicht, welche das gegenwärtige Geſchlecht gerne und fleißig erfüllt! Der Grund, warum der literariſche Verein ſeine zweite öffentliche Verſammlung gerade an dem heutigen Tage anberaumt hat, iſt kein anderer, als der, den Manen eines Dichters, welchen das deutſche Volk mit Stolz den Seinigen nennt, ſeine Huldigung darzubringen. Es iſt Schiller's Geburtstag, den wir heute begehen; und ich bin von dem Vorſtande erſucht worden, zu dieſer Feier einige einleitende Worte zu ſprechen. Wenn ſonſt der Mangel an Stoff das Geſchäft des Redners erſchwert, ſo iſt es unſtreitig im vorliegenden Fall die unüberſehbare Fülle desſelben. Es hat kaum ein anderer Dichter mit ſolcher Tiefe des Gedankens, ſolcher Glut der Phantaſie, ſolchem Glanz des Ausdrucks zu ſeinem Volke geredet, und kaum ein anderer dieſe begeiſterte Aufnahme von den höchſten bis herab zu den niedern Ständen gefunden, wie Schiller. Seine Werke ſind ſelbſt dem nicht unbekannt, dem

die deutsche Literatur sonst fremd geblieben ist, und an seinen lyrischen Dichtungen werden dem herangereiften Schüler gerne die ersten Anfangsgründe der Theorie und Auslegungskunst verständlich gemacht. Dennoch ist die jüngste Vergangenheit geschäftiger gewesen, als man wohl erwarten durfte, den Ruhm des Dichters zu schmälern und ihm einen Theil der hohen Verehrung zu rauben, in welcher er stehet. Es haben Kritiker, welche den eigenen Mangel an poetischem Geiste durch die Schärfe der Kritik bedecken wollten und die Heroen unserer Literatur mit schamloser Frechheit behandelten, sichs nicht nur zum unseligen Geschäfte gemacht, die einzelnen Fehler, von welchen namentlich die Jugendwerke des genialen Dichters nicht frei sind, hervorzuheben, nein, sie haben sich bis zu der Lächerlichkeit verirrt, durch vergleichende Parallelen mit andern Dichtern, namentlich Göthe, ihn in Schatten zu stellen; gleich als hätte der Genius der Kunst nur einen Lorbeer auszutheilen, und gleich als wäre es nicht eben die herrlichste Offenbarung des allgütigen Schöpfers, daß er wie im Reiche der Natur, so auch im Reiche der Geister nicht leicht zwei völlig Aehnliche neben einander stellt. Mag Göthe's Genius universeller, mögen seine Dichtungen objektiver und seine poetischen Gestalten zum Theil klarer und markirter seyn, Schiller's Fülle und Kraft, Reichthum und Glanz bleiben deßhalb völlig dieselben.

Nicht selten hat man den lyrischen Dichtungen das Vorwalten des Gedankens vor dem Gefühle und rednerischen Schmuck statt des poetischen Ergusses zum Vorwurf gemacht. Allein die das tadeln wollten, hätten bedenken sollen, daß der Geist unseres Dichters vor allem andern zum Lehrgedicht organisirt war, und hätten nicht hier als Mangel bezeichnen

sollen, was dort als hoher Vorzug gilt. Es bestehet unter unserem wechselnden Monde unwiderruflich das Gesetz, daß jeder, auch der glänzendste Vorzug auf dieser Stelle seine Schattenseiten nach jener hin offenbart. Die dem Dichter die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit nehmen möchten, haben damit zugleich die Unmöglichkeit gesetzt, jene herrlichen Balladen zu schaffen, die am Sternenhimmel deutscher Dichtung mit unvergänglichem Glanze strahlen, oder Lehrgedichte, wie das Eleusische Fest, die Klage der Ceres, der Spaziergang, die Glocke, die Sprüche des Confutius, und so viele andere, an welchen, wenn tausend ephemere Erscheinungen unserer überflutkenden schönen Literatur untergegangen seyn werden, noch eine dankbare Nachwelt sich erquicken und aufrichten wird, oder Epigramme, von denen ein einziges schwerer wiegt, als ganze Bändchen von Sonneten, Madrigalen, Gaselen und anderen Modegedichten.

Der Genius darf keinem anderen Gesetze folgen, als dem ihm innewohnenden, und das hat Schiller gethan wahrhaft, ohne Schminke, sich selber getreu. Daher bei allem Reichthum seiner Muse kaum ein Dutzend eigentliche Lieder, bei allem Schwunge seiner Phantasie nicht eine Ode, und bei aller Gewandtheit in der Form nicht ein Sonnet. Diese weise Mäßigung ist eben so ruhmvoll, muß eben so dankbar anerkannt werden, wie die hohe Achtung, welche er gegen die Lesewelt und sich selber darin bewiesen hat, daß er das Mittelmäßige unerbittlich ausschloß, ja der strenge richtenden Flamme übergab, was er seines Namens und seines Volkes nicht würdig erachtete.

Einen schweren und nicht ganz zu beseitigenden Vorwurf hat die neueste Zeit gegen den Dichter, als Lyriker, hervor-

gebracht, ſeine Verehrung gegen das Heidenthum und ſein Fernſtehen von den Vorſtellungen und Formen des Chriſtenthums. Dieſer Vorwurf konnte nicht ausbleiben in einer Zeit, welche gewohnt iſt, die Frömmigkeit ins Dogma zu ſetzen, und alles Geiſtige an einem ängſtlich und kleinlich zugeſchnittenen Maaßſtab zu meſſen. Und freilich, es bedurfte dazu nicht großer Mühe; der Kampf, die Reſignation, die Götter Griechenlands, das verſchleierte Bild zu Sais, und manches andere Gedicht dieſer Art liegen offen vor den Blicken der ganzen Nation. Die Gerechtigkeit aber fordert von uns, daß wir den Grund davon nicht in des Dichters Gemüthe, ſondern vielmehr in dem Standpunkt ſeiner Zeit ſuchen. Die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war am größten im Verneinen. Wie eine helle Sonne war Kant's kritiſche Philoſophie aufgegangen, und warf ihr prüfendes Licht in alle Gebiete der Wiſſenſchaft und des Lebens. Sie verſcheuchte tauſend Irrthümer, tauſend Vorurtheile, tauſendfachen verjährten Wahn; ſie leuchtete herrlich, aber erwärmen konnte ſie nicht. Es war ein großer Kampf gegen veraltete Formen, aus welchen der Geiſt gewichen war; aber mit dem Umſtürzen der Formen war nicht alſobald auch der entflohene Geiſt wieder gewonnen. In jener Zeit des kritiſchen Kampfes herrſchte eine entſchieden feindliche Stimmung gegen kirchliche Formen vor, und nicht ſelten wurde Kunſt und Wiſſenſchaft auf Koſten des Heiligen vergöttert. Nicht der Dichter, ſeine Zeit trägt davon die Schuld. Welch eine warme Begeiſterung für das Heilige, welch eine tiefe Verehrung auch gegen das Religiöſe und Kirchliche im Innern ſeines Herzens wohnte, dafür bürgt ſein lange, aber vergebens genährter Jugendplan, ſich ſelbſt dem geiſtlichen Stande zu widmen,

dafür bürgt ſein häusliches und öffentliches Leben, dafür das Zeugniß ſeiner Freunde von dem Edelſinn ſeines Charakters, dafür insbeſondere ſeine beiden ächt religiös gehaltenen, glänzenden dramatiſchen Geſtalten, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Was daher auch die letzte Vergangenheit gegen den Dichter vorgebracht hat, ſeine Größe bleibe von uns angeſtaunt durch alle Zeiten, und ſeine poetiſchen Schöpfungen bleiben uns und dem ganzen deutſchen Volke ein köſtlich unveräußerliches Erbgut!

Ich habe mit dem bereits ausgeſprochenen die lyriſchen Gedichte Schiller's, ſoweit es für dieſen Ort erforderlich ſchien, mit wenigen Worten charakteriſirt; ich bin aber um ſo mehr ſchuldig, noch ein paar Worte über die dramatiſchen Werke des Dichters zu ſagen, als er gerade in dieſen ſeine höchſte Meiſterſchaft kund gegeben hat. Daß dieſe Dichtungen nach verſchiedenen Perioden beurtheilt werden müſſen, iſt ſo anerkannt, daß es überflüſſig ſcheint, es nochmals zu wiederholen. Wenn in den erſten dramatiſchen Werken ſein Genius noch dem friſchen Moſte gleicht, der ſchäumend und ungemeſſen über das gefüllte Glas überſtrömt, ſo lag darin nur die Vorbezeichnung und die Gewähr für die künftigen großen Leiſtungen. Wie aber auch in den erſten Werken das Maaß überſchritten ſeyn, oder in Don Carlos mehr ein philoſophiſches Baugerüſte zu einem Philantropin gegeben, oder wie die ſpätere Braut von Meſſina auf einem falſchen theoretiſchen Verſuche aufgebaut ſeyn mag; ſchon in den erſten Stücken iſt in der Charakteriſtik einzelner Perſonen und in der Vorführung einzelner Scenen eine Meiſterſchaft beurkundet, wie nur Wenige ſie erreichen mögen. Ich will, um nicht unzählige mal Geſagtes nochmals zu wiederholen, mich nur auf ein

paar Nebenfiguren berufen, und aus den Räubern auf die tragiſche Größe Schweizers und auf die wunderliebe Geſtalt des alten, treuen, redlichen Daniels, und insbeſondere auf ſeinen komiſch rührenden Abſchied vom theueren Mutterhaus, dem Boden, den er gefegt, und dem Ofen, den er beheizt hatte, hinweiſen, oder aus Kabale und Liebe nur einen einzigen, den ehrenfeſten, biedern choleriſchen Stadtmuſikanten Miller vor die Erinnerung führen. Aber freilich wohl gegen den gährenden Moſt der erſten dramatiſchen Werke gleichen die ſpätern: Tell und Wallenſtein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans dem köſtlichen Drei und Achtziger oder dem Hundertjährigen, den der Wirth nur für die ſeltenſten Feſte aufſpart. Ich kann es dem jüngſt vergangenen Geſchlechte nicht verdenken, wenn es am Schluſſe des vorigen und am Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts faſt ausſchließend der Belletriſtik ſein Studium und ſeine Begeiſterung zugewendet hat; denn als eine Johanna d'Arc, eine Stuart, eine Tecla, noch mit dem Reize der Neuheit geſchmückt, über die Bretter giengen; als im Wallenſtein die Heldengröße mit der Charakterſchwäche in überraſchender Wahrheit gepaart, im Tell der freigeſinnte, unverdorbene, männlich kräftige Sohn der Natur in allem Schmucke der Dichtkunſt vor die Augen trat, da mußte wohl auch den kälteſten Beſchauer die Gluth der Entzückung durchſtrömen. Welchem von dieſen Werken der größere Vorzug gebühre, dürfte ſchwer ſeyn zu entſcheiden. Wenn in Wilhelm Tell und Maria Stuart mehr menſchliche That und menſchliches Geſchick, ſo offenbart ſich im Wallenſtein das Walten einer ewigen Gerechtigkeit und in der Jungfrau der bis in die Wirklichkeit hereinreichende Finger einer allgegenwärtig, wunderbar einwirkenden Gottheit. Wenn

im Wallenſtein die ſchlau berechnende Klugheit das Motiv der Handlungen wird, ſo iſts im Tell die heilige Begeiſterung eines nach Freiheit dürſtenden Volkes; wenn in Maria Stuart die Reſignation eines bußfertig frommen Herzens über des Geſchickes feindliches Spiel ſich darſtellt, ſo ſtehet in der Jungfrau die gottbegeiſterte, gotterfüllte Prophetin ſelbſt vor unſern Augen. Im Glanze der Ausführung, aber nicht nach der Motivirung, muß die Jungfrau über alle geſtellet werden; am vielſeitigſten iſt Wallenſtein durchgearbeitet; von Seiten der techniſchen Vollendung reicht man dem Tell den Preis; das Köſtlichſte iſt unſtreitig in Maria Stuart gegeben. Dieſe innere Nothwendigkeit, von allen falſchen Anwendungen ferne, dieſe ſcharfe, feſte, wahrhafte Charakteriſtik der beiden feindlich geſinnten königlichen Frauen, dieſer verſöhnende Geiſt der Religioſität, der nicht nur frühere Schuld bedeckt, ſondern ſelbſt den Zuſchauer über Schmerz und Tod ſiegreich hinanhebt; dieß gewaltige Intereſſe, welches Schönheit, Unglück und fromme Reſignation zugleich in der Bruſt des Beſchauers anregen, ſtellen ſie würdig neben das Beſte, was Göthe geleiſtet hat, neben ſeinen Taſſo und ſeine Iphigenie.

Die ewige Güte hat unſerem Dichter ein kurzes Lebensziel beſtimmt. Er ſtarb ſchon im 46. Lebensjahre. Dafür hat ſie ſeinem Namen Unſterblichkeit gegeben und künftige Jahrhunderte werden ihn noch mit Bewunderung nennen.

Ich weiß meinen kurzen Vortrag nicht beſſer zu ſchließen, als mit den Worten Göthe's über ſeinen frühen Tod:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen empor geſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme

der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Daß er frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu gut. Von ſeinem Grabe her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben."

Erfülle ſich dieſes Wort des großen Göthe auch an uns allen!

III.

Beitrag zur Geſchichte der irdiſchen Ueberreſte Schiller's.

Von

Julius Merz.

Wenn Schiller in dem Gedichte: „die Theilung der Erde“ den Poeten ſeine Anſprüche auf irdiſche Güter ſo ſpät geltend machen läßt, daß ihn Zeus lediglich auf den Himmel verweiſen muß, ſo hat er in dieſem Bilde eine an Dichtern ſehr häufig gemachte und leider auch an ſich ſelbſt erprobte Erfahrung bezeichnet. — Auch Schiller kämpfte ſtets mit der Sorge für die äußere Sicherſtellung ſeiner Familie nach ſeinem Tode, welchen er, bei ſeiner immer ſchwankenden Geſundheit, nicht gar ferne zu glauben ſchien. Um die Koſten des Unterhaltes zu decken, berechnete er, nach völliger Ueberſiedlung nach Weimar, neben den fortlaufenden Unterſtützungen an Geld von hochgeſtellter Freundeshand, jährlich noch ein paar Dramen dem Druck übergeben zu müſſen. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gaben von Jahr zu Jahr mehr Ausbeute, und ſo begann er allmählich ruhiger in die Zukunft zu blicken. „Nur noch ein paar Jahre“, ſchrieb er im Spätherbſt 1804 an einen Freund, und nicht ohne Hoffnung auf

den eben vorbereiteten erſten Band ſeiner Geſammtwerke, „nur noch ein paar Jahre, und es iſt alles wohl beſtellt.“

So lange Friſt war ihm nicht gegönnt!

Schiller, wie Göthe, beide hatten das Jahr 1805 krank angetreten. Sie ſahen und ſprachen ſich lange nicht, bis in den erſten Tagen des Monats März Schiller wieder im Stande war auszugehen und den noch etwas unpäßlichen Göthe zu beſuchen. Das Uebermaß von Freude war von beiden Theilen ſo groß, daß ſie ſich lange in den Armen lagen, bevor einer von ihnen zu ſprechen vermochte. Die heiteren Tage des jungen Frühlings wirkten indeß bald wieder kräftigend auf die Geſundheit beider Freunde, ſo, daß beſonders in Schiller der lang gehegte Wunſch wieder rege wurde, die Schweiz zu bereiſen und alle die Orte eigens zu beſuchen, die er in ſeinem Tell nur nach Göthes Berichten zu ſchildern ſich gezwungen ſah. Zur Ausführung dieſes Planes konnte Schiller nicht mehr kommen; denn ſchon am erſten Mai wurde er im Theater während der Vorſtellung von heftigem Fieber befallen, welches auch in den nächſten Tagen und Nächten nicht von ihm wich. Sein Hausarzt, Hofrath Stark, war ſelbigen Tages gerade mit der großherzoglichen Familie nach Leipzig abgereiſt, doch fürchtete darum Schiller nichts, da er auch dem an deſſen Stelle gerufenen Arzte volles Vertrauen ſchenkte. Während er geiſtig durch lebendige Unterhaltung mit Gattin und Schwägerin oft erfreut und geſtärkt ſchien, nahm ſein körperlicher Zuſtand einen immer mehr beunruhigenden Charakter an, indem nun ſeit einigen Tagen auch wieder das alte Uebel der Bruſtbeſchwerden hinzugetreten war. Am 8. Mai erſchien Schiller ſeiner Umgebung aufgeregter als vorher. Er deutete es übel, daß man vermied ihm Gelegenheit zum häu-

ſigern Sprechen zu geben, ließ ſich das Fenſter öffnen, und betrachtete die untergehende Sonne, verlangte nach ſeinem jüngſten Kinde, einem halbjährigen Töchterchen, herzte es und barg die thränenden Augen im Kopfkiſſen. Bald verſtärkte ſich noch das Fieber, und es trat Delirium ein. In dieſem Zuſtande erhitzter Phantaſie, beſchäftigte er ſich beſonders mit der von ihm begonnen geweſenen Tragödie: „der falſche Demetrius“, welche Arbeit nach ſeinem Tode auf dem Schreibtiſche gefunden wurde. Den nächſten Tag brachte er häufig im Schlafe zu. Ein Glas Champagner, das ihm der Arzt gerathen hatte, trank er, ohne daß ſich eine beſondere Wirkung zeigte. Gegen 4 Uhr Nachmittags begehrte er Naphta, aber er konnte das Wort nur noch halb ausſprechen; er verſuchte es zu ſchreiben, aber auch hier hatte er nur 3 Buchſtaben zu Papier gebracht, als er den Kopf tiefer zurück legte, ſie krampfhaft preſſend, die Hand der Gattin faßte — und ſeiner Familie und Deutſchland verloren war.

Hier beginnen die Mittheilungen, welche ich Ihnen nach der Ueberlieferung eines Augenzeugen mache *).

S. wohnte mit Schiller in einem Hauſe. Er kam am 9. Mai bei einbrechender Nacht von einer kleinen Reiſe zurück, und eine ungewohnte Ruhe war ihm gleich bei dem erſten Tritte in das Haus befremdend und unheimlich. In's Zimmer tretend, hörte er von ſeiner ihm diesmal weniger heiter entgegen kommenden Gattin die betrübende Kunde von Schiller's Tod. Am andern Morgen beſuchte er Schiller's Fami-

*) Vergl. auch den Artikel: „Schiller's Gebeine“ von Dr. A. Peucer in der Zeitſchrift „Europa“ 1838, Bd. 1, S. 509 u. ſ. f.

lie, und traf alle Glieder derſelben vom tiefſten Schmerze über den Verluſt des guten Gatten und Vaters ergriffen. Der ältere 11jährige Sohn war kaum zu beſänftigen; die Wittwe ſchwamm in Thränen und entſchlug ſich aller Sorge für das, was nun zunächſt zu geſchehen hatte. S. übernahm dieſelbe und beſtellte vor allem den Maler Jagemann, um von dem theuern Todten noch ein Bild, und einen Gypsabdruck von ſeinem Kopfe nehmen zu laſſen. Zu einiger Beruhigung der Wittwe, die ſich nun mit den Kindern in ein entlegeneres Zimmer begeben hatte, und nur wenig ſich ſehen und ſprechen ließ, ſorgte S. weiter dafür, daß Tags darauf die Bruſthöhle des Verblichenen geöffnet wurde, und die Section ergab eine ſolche Deſtruction der Lunge, daß Schiller's Tod durch menſchliche Hilfe unabweisbar erſchien. Die nicht unbedeutende Sängerin Dem. Jagemann, die Schweſter des Malers, weigerte ſich am Sonnabend auf der Bühne aufzutreten, und ſo kam es zu keiner Vorſtellung. In derſelben Nacht, um 12 Uhr, ſollte Schiller begraben werden. Die Träger wurden zu den meiſten Leichen, welche ohne beſondere Auszeichnung ſtatt fanden, von einer Zunft geſtellt, und ſo war diesmal die Reihe an der Zunft der Schneider, welche, das Bahrtuch mit den Inſignien ihrer Gilde geziert, Schillern zu Grabe zu bringen hatte. Ein erſchütternder Moment wendete dies ab. S. trat, als es bereits zu dunkeln begonnen hatte, in die Hausflur der Schiller'ſchen Wohnung. Da lag der Freund im Sarge vor ihm; der treue Diener Rudolph, neben dem Sarge auf einem Schemel zuſammengekauert, weinte Thränen der Dankbarkeit; eine einzige Kerze beleuchtete vom Geländer der Treppe aus die tiefergreifende Scene. S. blieb ein paar Minuten wie gefeſſelt ſtehen, kehrte dann,

ohne ein Wort zu ſagen, um, und ging vom ſchmerzlichſten Freundſchaftsgefühle durchdrungen in einen Geſellſchaftszirkel, wo er mehrere Freunde Schillers zu finden hoffte. Er traf deren viele. Den zunächſt ſtehenden machte er den Vorſchlag, daß ſie, als Freunde Schillers, dieſen mit ihm zu Grabe tragen ſollten. Sein Vorſchlag wurde von allen freudig aufgenommen, und ſogleich die Verabredung getroffen, ſich um 11 Uhr bei ihm zu verſammeln. Es waren unter dieſen 11 jungen Männern Jagemann, eben der Künſtler, der die Züge des Dichters noch durch Griffel und Modell feſtzuhalten ſuchte, der erſt vor einigen Jahren verſtorbene Gelehrte Steph. Schütz, Hofrath Helbig, Heinrich Voß und andere Gelehrte, Beamte oder Künſtler, wie ſie ſich eben gerade, ohne Rückſicht auf Stand oder Confeſſion, wenige Stunden vorher zuſammen gefunden hatten. Man näherte ſich der Stätte der Trauer. Auch ſchon mehrere der gedungenen Träger hatten ſich eingefunden. S. befriedigte ihre Forderung und entband ſie ihrer Pflicht. Oben aber war noch daſſelbe Bild, von einer Kerze beleuchtet, Schiller im Sarge, neben ihm der Diener. Die Freunde umſtanden den Sarg; Mancher drückte noch einmal die kalte Hand des Entſeelten, und vermochte nur mit der Kraft des Mannes den hervorbrechenden Thränen zu wehren; dann ſchloßen ſie den Sarg, brachten ihn auf die Bahre, und traten mit ihr auf den Schultern in die ſtille Nacht hinaus. Kein feierlicher Conduct hat die Begrabenden empfangen. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Straßen waren menſchenleer. Wer hin und wieder durch irgend ein Leiden ſchlaflos erhalten war, konnte jetzt aus dem einfachen Tönen eines Glöckleins bemerken, daß jemand nach dem Ziele irdiſcher Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu

wiſſen, daß es den Dichter der „Glocke“ zu Grabe läute. Auf dem Markte angekommen, wurde von den Trägern etwas angehalten, um zu wechſeln. Zwei Fackeln ſpendeten das nöthige Licht; zu ſpärlich noch, um eine eben aus einer Seitenſtraße tretende, tief in den Mantel gehüllte männliche Geſtalt genauer erkennen zu laſſen. Sie folgte den Trägern in immer gleichweiter Entfernung nach dem Kirchhofe. Hier angelangt, traten dieſe zu dem geöffneten alten Caſſengewölbe, einer großen, feuchten Todtengruft. Mit Hilfe des harrenden Todtengräbers wurde der Sarg zu bereits an 10 eingeſenkten geſtellt. Da wurde die unbekannte Begleitung, jene hohe männliche Geſtalt, an der Wand des Kirchhofes wieder ſichtbar, und tiefer, langverhaltener Schmerz wand ſich ſchluchzend los. Die 12 wackeren Freunde aber umſtanden die Gruft, beteten ein ſtilles „Vater Unſer“: und der Wärter des Platzes ließ die eiſerne Fallthüre nieder, deren klirrender Riegel die Kammer des Todes verſchloß. Am Himmel war inzwiſchen der Mond durch die Wolken gebrochen und leuchtete den Freunden nach Haus. Wer der Zeuge ihres ſtillen Schmerzes, ihres letzten Beweiſes treuer Freundſchaft war, iſt ihnen nie bekannt geworden, — die Vermuthung nannte neben Andern als ſolchen auch Göthe.

Das war die Nacht vom 11. auf den 12. Mai des Jahres 1805 zu Weimar, zugleich der Anfang jener langen, ewigen Nacht, auf welche für Schiller kein irdiſcher Tag mehr folgte.

Sein Genius, eine ewig aufflackernde Flamme im leichtzerbrechlichen thönernen Gefäße, hatte ſich indeß in der Geſtalt des Wortes Bahn in das Herz des deutſchen Volkes gebrochen. Seine Werke wurden mehr und mehr in der Hand des

Gebildeten gefunden, und bald nahm er in der Zahl deutſcher Dichter, dem Volke gegenüber, die Stelle eines Lieblings ein.

Nicht gar lange nach Schillers Tod waren in verſchiedenen Zeitſchriften Stimmen für die Errichtung eines öffentlichen Denkmals laut geworden, aber ſie ſind ohne erfreulichen Erfolg geblieben. So ſind 20 Jahre ſeit jenem Begräbnißtage verfloſſen, ohne daß etwas anderes geſchah, als daß der Bildhauer Danneker zu Stuttgart die coloſſale Marmor-Büſte ſeines Jugendfreundes ihrer Vollendung entgegenführte. Die beiden Söhne Schillers, gleich nach dem Tode des Vaters von der Erbprinzeſſin in Weimar in Verſorgung genommen, und nun im Beſitze von Gütern und Würden, kauften dieſe Büſte an ſich, und machten ſie Weimar zum Geſchenke.

Dieſe Büſte, auf dortiger Hofbibliothek aufgeſtellt, veranlaßte S., einen forſchenden Blick in die Räume des ſo lange verſchloſſen geweſenen Caſſen-Gewölbes zu thun, und den Schädel des Freundes, als theure Reliquie, ſich heraus zu holen.

Aber wie war er bei der Eröffnung erſtaunt. Alle in demſelben niederlegt geweſenen Leichen waren ſo ſehr ein Raub der Verweſung geworden, daß keine derſelben mehr von der andern zu unterſcheiden war. S. zog den, erſt vor wenigen Jahren verſtorbenen, früheren Diener Schillers zu Rathe, und dieſer verſuchte es, den an einer Zahnlücke kenntlich geweſenen Schädel „ſeines guten Herrn“, wie er ſich ausdrückte, heraus zufinden. S. verzichtete indeß bald auf den alleinigen Beſitz desſelben, und um ſo mehr, als ſich im Jahre 1826 durch die Anweſenheit des zweiten Sohnes, des Appellationsgerichts-Rathes Dr. Ernſt Schiller zu Cöln, die Gelegenheit darbot, ihn feierlich durch dieſen der Stadt

übergeben laſſen und gleichfalls in der Hofbibliothek deponiren zu können.

Aber auch hier, wo er in dem hohlen Piedeſtale der Büſte aufbewahrt worden war, war ihm die Ruhe nur auf kurze Zeit gegönnt. Der Großherzog von Weimar ließ ſich ein prachtvolles Mauſoläum erbauen, und es ſollte nicht minder ein Denkmal geiſtig erworbener, als weltlich angeborner Größe werden. Göthe ſollte ſeinen Platz in demſelben erhalten, aber auch Schiller darin nicht fehlen. So ward ihm denn das zweite Haus gezimmert, der Schädel in dasſelbe auf ſammtenem Kiſſen niedergelegt, und geſchickte Anatomen mühten ſich ab, aus den Gebeinen in dem alten gemeinſamen Grabgewölbe das ganze Gerippe herzuſtellen.

Dieſe Compilation irdiſcher Ueberreſte ruht nun eingeſargt mit Göthe in der fürſtlichen Gruft, zu den Seiten des Großherzogs, ihres einſtigen Mäcens und Freundes.

Armes Zeichen der Erinnerung, das wir hätten, wäre es das einzige! Die Gegenwart hat Schillern ein Denkmal von Erz geſetzt, aber auch dieſes iſt nicht vergleichbar demjenigen, das der große Sänger ſich errichtet hat in dem Herzen des dankbaren deutſchen Volkes.

Und ſo iſt erfüllet, was Göthe anſprechen zu dürfen glaubte, wenn er in Beziehung auf Schiller ſagt:

Zum Höchſten hat er ſich empor geſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
Drum feyert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

III.

Ludwig Uhland und seine Gedichte.

Von

Dr. W. B. Wönnich.

Wem wäre Uhland nicht als einer unserer vorzüglicheren Dichter bekannt, wen hätte nicht manches seiner Gedichte gerührt, erfreut, erhoben? Wenn ich demselben daher gleichwohl einen eigenen Vortrag widme, so kann dieß nicht in der Absicht geschehen, nur überhaupt auf ihn hinzuweisen; vielmehr werde ich dabei einen bestimmteren Zweck in's Auge zu fassen haben. Es scheint mir nämlich, wie viel auch schon über Uhland geurtheilt worden ist, keineswegs überflüssig, wenn es noch einmal versucht wird, das eigenthümliche Wesen seiner Dichtungen zu ermitteln und dem gemäß die Stellung zu bezeichnen, welche ihm in der deutschen Dichterwelt zukommt; und ein solcher Versuch ist es, welcher den Inhalt meines heutigen Vortrages bilden soll.

Das Leben und der persönliche Charakter des Mannes bedingen weit mehr, als man immer noch zuzugeben geneigt ist, den schriftstellerischen, vor Allem aber den dichterischen Charakter; und so mögen denn auch die wenigen Notizen, die ich über

Uhland, den Mann, zu geben vermag, der Würdigung seiner Dichtungen vorantreten. — Johann Ludwig Uhland ist am 28. April 1787 zu Tübingen, woselbst sein Vater Universitätssecretär war, geboren. Je unschöner seine Geburtsstadt als Stadt ist, desto schöner, im romantischen Sinne schöner ist ihre Lage; und es fehlt auch nicht an Andeutungen in U.'s Gedichten, aus denen hervorgeht, daß es den Knaben oft hinaus getrieben habe in Gebirg und Thal, in Wald, Wiese und Feld, — daß der Anblick der alten Schlösser und Burgruinen auf den vorspringenden Bergen der rauhen Alp, an deren nordöstlichem Ende der Hohenstaufen, an deren südwestlichem der Hohenzollern emporsteigt, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, in seiner Seele frühe schon Bilder, Ahnungen und Gedanken vergangener Herrlichkeiten hervorgerufen habe. Nicht minder mußte der tüchtige, fleißige, zum Theil auch schöne Schlag Menschen in den nahen, oder nicht gar entfernt liegenden Thälern jenen Sinn für's Volk, für's Ländliche und Volksthümliche in ihm beleben, dem wir so oft in seinen Gedichten begegnen. Dazu kam das Leben in ehrenwerthem, gebildetem Familienkreise und jene gründliche Gymnasialbildung, welche seit Jahrhunderten dem Würtemberger Land tüchtige Beamte, dem deutschen Vaterlande ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller herangezogen hat. Zum Jüngling herangereift, studierte er, mehr durch Verhältnisse dazu aufgefordert, als innerlich dazu getrieben, Jurisprudenz, gleichwohl aber mit solchem Fleiß und Erfolg, daß der Einundzwanzigjährige bereits Rechtsanwalt werden konnte, als welcher er dann noch zwei Jahre später die nicht so leichten Kaufs zu erringende Würde eines Doctor's der Rechte erwarb. Aber mitten unter seinen juristischen Studien war er

auch schon schönwissenschaftlichen Bestrebungen zugewandt, wie wir aus seinem Gedichte: Die neue Muse (p. 108), auch aus Varnhagen von Ense's Memoiren wissen: — Und dem Gotte mit der Binde wurde manches Lied geweiht!

Auch während seiner Rechtspraxis, in welcher er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb, erglühete seine Seele für allgemeine, höhere Interessen. Vaterländische Angelegenheiten, besonders auch die Verfassungsfragen waren es, an denen er einen lebhaften, späterhin immer thätigeren Antheil nahm. Hatte die Schmach der Fremdherrschaft, unter welcher Würtemberg sich, wie das übrige Deutschland, beugen mußte, den Jüngling und jungen Mann tief betrübt; so jubelte er hoch auf, als die Erhebung von 1813 statt fand und in ihm, wie in so vielen der edelsten Männer, die freudigsten und stolzesten Hoffnungen erregte. Denn auch er war keineswegs der Meinung, daß mit der Abschüttelung des fremden Joches Alles geschehen sey. Wenn Max von Schenkendorf sang:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Müßt den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.

so fand solcher Gesang in seiner Seele nicht einen bloßen Wiederhall; der Priester der Gerechtigkeit, der er nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen war, dachte dabei gleich an vertragmäßige und gesetzkräftige Feststellung der Rechte des Volkes durch eine weise Verfassung. Doch ist für Uhland's ganzes Wesen bezeichnend, daß er zu denen gehörte, welche eine zeitgemäße Erneuerung der alten würtembergischen Verfassung, keine moderne, nach französischem Zu-

ſchnitt haben wollten. Man hat darin eine beſchränkte Vorliebe für das Alterthümliche erblicken wollen; allein wer jene alte, ſchon 1504 errungene Verfaſſung und die Befugniſſe kennt, welche durch ſie den alten Ständen eingeräumt werden, der dürfte wohl anders urtheilen, beſonders wenn er bedenkt, daß U. dieſelbe wohl nur wegen ihrer feſten Grundmauern in Schutz nahm, keineswegs aber zeitgemäßen Erweiterungen ſtarrſinnig entgegen war. Zugleich aber ſpricht ſich hierin freilich auch U.'s, in Natur und Land, im Leben und in der Geſchichte wurzelnde Weltanſicht aus. — Seit 1819 iſt er öfters Mitglied der Abgeordnetenkammer ſeines Heimathlandes geweſen, zu deſſen parlamentariſchen Notabilitäten er mit Recht gezählt wird. Im Jahre 1833 brachte er die Profeſſur der deutſchen Sprache und Litteratur an der Univerſität Tübingen, welche er erſt 1829 erhalten hatte, und welche ihm Gelegenheit gab, ſeine Lieblingsſtudien mit ſeinem Beruf zu verbinden, dem Vertrauen ſeiner Mitbürger zum Opfer dar, als die Regierung ihm den Eintritt in die Kammer nicht geſtatten wollte. In dieſer, wie in jeder Ständeverſammlung hat er, obgleich er nichts weniger als ein Jacobiner iſt, mit männlichem Muth, ja mit einer an Eigenſinn und Hartnäckigkeit gränzenden Beharrlichkeit, ſtets das verfochten, was ihm das Rechte und Heilſame ſchien: allein eben deßwegen hat er es, wie jeder wahrhaft freie, nur das Rechte wollende Mann, Niemandem ganz recht gemacht: — den Servilen nicht, weil er jedes verfaſſungmäßige Recht in unverkürztem Maße in Anſpruch nahm, — den Liberalen nicht, weil er eben ſo unbeugſam jeder Maßregel entgegentrat, welche über die Gränzen verfaſſungsmäßiger Befugniß hinausführte. —

Dieselbe Zuverläßigkeit, Gradheit und — Unschmiegsamkeit, welche unser Dichter als öffentlicher Charakter bewiesen hat, bezeichnen auch sein gesellig bürgerliches Verhalten. Ernst und Sprödigkeit, fast Kälte und Stolz drücken sich in Miene, Gebährde und Wort gegen Jeden aus, der ihm das erste Mal entgegentritt. Allein nicht zu lange dauert es, so zeigt sich, daß die Kälte bei ihm nur latente Wärme ist, die Sprödigkeit sich zur Treue, zu aufopferungsfähiger Treue gegen die gestaltet, denen er einmal sein Herz geöffnet, während der Ernst Heiterkeit und selbst fröhlichen Scherz nicht ausschließt. Nimmt die Unterhaltung einmal die Richtung von der Oberfläche in die Tiefe, von dem Allerlei und Bunterlei zu dem, was für Gemüth und Charakter, was für das Rein- und Edelmenschliche Bedeutung hat, zum Schönen, Rechten, Wahren: dann belebt sich der sonst ruhige Blick, dann löst sich der Bauber, der die Zunge gefesselt hielt; dann bricht ein reicher Strom des Gefühles aus vollem, warmem Herzen hervor. Aber nie läßt er sich in's Maaßlose fortreißen; denn das Feuer seiner Seele ist kein vulkanisches, es ist klares, wohlthuendes Sonnenfeuer. Nicht minder zeigt er sich offen, gesprächig, zuthätig in geselligen Kreisen, wann allgemeinere Fröhlichkeit bei edlem Wein die Pulse beschleuniget; doch bleibt er auch hiebei gemessener und gehaltener, wie Andere. Endlich gehört zu seiner Charakteristik, daß er es von Jugend auf liebte, kleinere oder größere Fußwanderungen zu unternehmen, zu welchen ihn nicht allein die Lust angetrieben zu haben scheint, sich in Gebirg und Thal, in Feld und Wald zu ergehen. Vielmehr war es ihm wohl eben so sehr darum zu thun, die Sitten und die Lebensweise des Volkes zu Stadt und Land kennen und würdigen zu lernen.

Wenden wir uns nun von Uhland dem Menschen, dem öffentlichen Charakter zu Uhland dem Dichter; so werden wir bald finden, daß dieser jenem sehr nahe verwandt ist, namentlich in einer gewissen Gemüthsinnigkeit, die nicht minder durch scherzhafte Gedichte hindurchschimmert, als sie die eigentliche Seele vieler anderen ist. Doch ich will nicht vorgreifen; vielmehr sey es nunmehr Aufgabe, den Dichter als Dichter zu betrachten. Hat er doch in den Zueignungsversen zu seinen Gedichten selbst verheißen, daß man in ihnen finden werde:

Als die Einheit im Zerstreuten
Unsers Dichters ganz Gemüth.

Dieses ganze Gemüth des Dichters tritt, wenn es auch die Seele all' seiner Dichtungen ist, doch am unmittelbarsten in den lyrischen uns entgegen, in denen bald die Natur in ihren manichfaltigen Bezügen, bald persönliche Erlebnisse und Zustände, bald das gesellige Leben, endlich Vaterland und Recht und das Göttliche — man kann nicht sagen — besungen, sondern gesungen wird. Denn wir bekommen z. B. in den Gedichten, in welchen die Natur gefeiert wird, keine zierlich ausgeführten Landschaftgemälde in Wasserfarben, wie sie Matthisson geliefert. Unserm Dichter ist vielmehr die Natur Bild, Gleichniß, ja eigentlich der ihm zunächst liegende Ausdruck seiner Gefühle, seiner Stimmungen; und dieß ist oft so sehr der Fall, daß man ungewiß ist, ob die Erscheinungen und Zustände in der Natur die dichterischen Gefühle hervorgerufen, oder diese jenen sich erst eingebildet haben. Selbst wo der Dichter in Gleichnissen und Allegorieen sich ausspricht, erscheinen Gefühl und Bild, Gedanke und Zeichen wie Zwillingsblüthen, die auf einem Stängel stehen. Es ist eben

bei Uhland, wie bei jedem wahren Dichter, Mensch und Natur nicht eigentlich geschieden; es wird der Mensch *in* der Natur, die Natur als der Boden des Menschenlebens angeschaut, empfunden, dargestellt; ihm, *dem Dichter*, ist sie sogar das Heiligthum, in welchem er sich mit dichterischer Weihe zu erfüllen hat. „*Ergehst Du Dich im Abendlicht*“ heißt es in dem schönen Gedichte: „Dichter's Abendgang“, welches die Sammlung eröffnet, p. 3:

Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schweht dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen. ꝛc.

Der feierliche Ernst, die fromme Rührung, welche zugleich aus diesem Gedichte uns entgegentönt, durchklingt noch viele Uhlandische Lieder; auch wehmüthigen, traurigen, trübsinnigen Stimmungen begegnen wir, nie aber verzweifelnden und trotzköpfigen. Das hat ihm die moderne Kunstkritik sehr übel genommen, die nicht müde werden kann, ein von ihm selbst, schon im poetischen Vorwort zur ersten Auflage seiner Gedichte von 1815 über die wehmüthigen ausgesprochenes Wort zu wiederholen:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus.

Allein man vergißt dabei, daß einem lyrischen Dichter höchstens dann ein Vorwurf gemacht werden könnte, wenn er *nur* zu klagen verstünde, daß Uhland sich oft genug zu männlichen, heiteren Empfindungen erhoben hat, und daß über seine Thränengedichte, an denen es selbst der Göthe'schen

Lyrik nicht fehlt, nichts Treffenderes zu ſagen iſt, als was er ſelbſt darüber geſagt hat:

„Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reichen Herbſtes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Daß aber Uhland mit ſeinem Schmerz nicht geprahlt, und um dieſes Schmerzes willen Leben und Welt nicht verhöhnt, noch auch, wie modernſte Dichter ſich rühmen, mit Gott gegrollt hat, — das iſt gewiß des größten Lobes werth; denn es iſt das Zeichen männlicher Geſinnung, welcher Ahnung, Gefühl und Gedanke eines ewigen, Natur- und Menſchenleben durchwaltenden Gottes ſtets gegenwärtig bleibt. —

Wenn U. die Leiden und Freuden des liebenden Herzens beſingt, ſo iſt das nichts Beſonderes; aber wie er es thut, darin ſpricht ſich eine Eigenthümlichkeit aus, welche Beachtung verdient. Höchſt ſelten nämlich läßt er ſich als Selbſtbetheiligter vernehmen; vielmehr führt er uns Gärtner, Hirten, Jäger, Wandrer, Studenten als Liebende, Andere als Geliebte vor. Weit entfernt, dieß tadeln zu wollen, erkennen wir hierin die echtdichteriſche Neigung, die eigenen Zuſtände zu objektiviren, welche bei unſerm Dichter nicht ſowohl mit der poetiſchen Luſt zur Masquerade, als vielmehr mit einer gewiſſen Scheu, das tiefſte und bewegte Innere unverhüllt zur Schau zu ſtellen, zuſammenhängen mag. — Aber er begnügt ſich nicht damit, den Strahl des tiefſten und allgemeinſten Gefühles in die Farben verſchiedener Perſönlichkeiten ſich brechen zu laſſen; auch durch alle Stationen der glücklichen und unglücklichen Leidenſchaft führt er uns, vom erſten Begegnen bis zur Vereinigung — oder zur Trennung

durch Verhältnisse, Untreue, Tod; ja über Grab und Tod hinaus läßt er dieselbe dauern und sich zu — himmlischem Gefühl verklären. — Nicht so reich und mannichfaltig, aber nicht minder schön, rein und wahr werden die Gefühle des Freundes, des Sohnes *), überhaupt des Menschen gegen den Menschen geschildert. Unseres Dichters Herz verschließt sich weder der Noth des Bettlers, noch der Trauer, welche in's Herz eines Fürsten dringt. Auch der Geselligkeit hat er einige treffliche Lieder geweiht: den durstigen Kehlen Trinklieder, den zarten Frauen ein feines, zierliches, aber freilich ironisches Theelied **), welches durch das derbhumoristische, aber ernsthaft gemeinte Metzelsuppenlied ***) fast verdunkelt wird. — In den vaterländischen Gedichten verherrlicht er die Ideen von Vaterland, Recht und Freiheit auf eine höchst würdige Weise, obgleich nicht so überschwänglich und phantastisch, wie es von jugendlicheren Dichtern geschieht, welche daher die U.schen trocken finden. Ich darf dagegen versichern, daß einige von diesen trockenen Liedern, wie z. B. das am 18. Oktober 1816 gedichtete, eben damals, wie ein gewaltiger elektrischer Strom, durch ganz Deutschland wirkten,

---

*) Vgl. Nachruf an seine Mutter p. 152. Nicht allein dieses, sondern fast alle besonders angeführten Gedichte wurden bei'm Vortrage vorgelesen; hier dürfen nur einige derselben abgedruckt werden, da die Nothwendigkeit, mit dem Raum möglichst sparsam umzugehen, es gebietet, und U.'s Gedichte ja Jedem, der sich für sie näher interessiren will, leicht zugänglich sind.

**) P. 87.

***) P. 89.

in den näheren Kreisen des Dichters aber historische Bedeutung gewonnen haben. Hier sind ein Paar: p. 121 und p. 129. — Wir sehen auch hier, daß die Früchte eines trockenen Jahres die kernhaftesten und markigsten sind.

Religiöse Gedichte im strengeren, namentlich in einem bestimmt confessionellen Sinne hat er nicht verfaßt, und man kann auf ihn unverkürzt anwenden, was Göthe von sich selbst gesagt hat, daß er kein Lied gedichtet habe, welches im Lutherischen Gesangbuch stehen könnte. Gleichwohl athmen viele seiner Gedichte einen religiösen, ja einen christlichen Geist, wie z. B. „Schäfers Sonntagslied“ und das Sonett: „An den Unsichtbaren.“ Daß ihm aber praktische Frömmigkeit höher, als die beschauliche oder dogmatische gilt, das hat er bündig genug in folgender „Bitte“ ausgesprochen:

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt.

Die Form seiner Lieder ist in der Regel schlicht und anspruchlos, wie er selbst, aber nichts weniger als kunstlos und so schlechtweg natürlich. Die Einfachheit, Leichtigkeit und scheinbare Kunstlosigkeit dürfte Jedem, der keine besondere Gabe dafür hat, oder der es für überflüssig hält, sich darum zu bemühen, am wenigsten gelingen. Die jambische oder trochäische vierzeilige Strophe mit abwechselnden, sich durchschlingenden weiblichen und männlichen Reimen liebt er vorzüglich; und er bewegt sich darin mit Göthe'scher Leichtigkeit.

Wo es jedoch Inhalt und Stimmung mit ſich bringt, wendet er auch ſechs- und achtzeilige Strophen an. Wer aber ſich eine Vorſtellung von der Verskunſt Uhlands verſchaffen will, der gehe ſeine Sonette und Octaven durch, die muſterhaft zu nennen ſind. Ein beſonderer Vorzug ſeiner Lieder iſt ihre Singbarkeit, welche bei unſeren neueſten Lyrikern oft über Gebühr zurücktritt; und wie Viele giebt es wohl, welche, wie er, ohne in Affektation zu gerathen, mit der größeſten Kürze die kräftigſte Wirkung zu verbinden wiſſen? — Endlich kann ich es nicht unbemerkt laſſen, daß unſer Dichter ſich nie zum eigentlichen Oden- und Hymnenſchwung erhebt, eben ſo wenig aber auch zum Lehrgedicht, oder zu bloßen poetiſchen Beſchreibung ſich herabläßt. Hymne und Ode ſetzen eine gewiſſe Rhetorik und zugleich ein ideales Ueberfliegen der Lebenszuſtände voraus, welches ganz und gar nicht zu U.s Weſen paſſen würde, da es gerade eine Eigenthümlichkeit desſelben ausmacht, ſich ſtets mitten im Leben zu fühlen und zu wollen. Die poetiſche Beſchreibung und das Lehrgedicht dagegen bleiben, wie ſehr ſie auch vollendet ſeyn mögen, höchſtens mit poetiſchen Blumen und Kränzen geſchmückte Proſa, die ihm noch weniger zuſagte.

Obgleich ich ſchon einige Gedichte meinem bisherigen Vortrage eingewebt habe; ſo kann ich doch zur Betrachtuug der lyriſch-epiſchen und epiſchen Gattung nicht übergehen, ohne zuvor einige lyriſche mitgetheilt zu haben, in denen ſich des Dichters Eigenthümlichkeit höchſt glücklich zu offenbaren ſcheint.

In: „des Knaben Berglied“, p. 27 weht uns eine wahre Alpenluft an; und wie ſehr dieß der Fall iſt, hatte ich einſt Gelegenheit zu bemerken, als dieß Lied von einem Studenten in Gegenwart mehrerer Sennen geſungen wurde.

Kaum hatte jener geendigt, so erhoben sich diese, schüttelten ihm die Hand, bezeugten ihm sein Wohlgefallen und verlangten das Lied noch mehrmals zu hören, bis einer von ihnen es auswendig wußte.

Das Gedicht: „Entschluß" p. 30 enthält eine gemüthvoll heitere Verspottung jener Zaghaftigkeit, der Geliebten zu sagen, daß man sie liebt, welche gerade mit der reinsten, innigsten Jünglingsliebe sich so gern verbindet. Umgekehrt spricht das „Waldlied" p. 33 den Uebermuth glücklicher, erwiederter Liebe auf's liebenswürdigste aus.

Wem wären die Frühlingslieder nicht bekannt, welche Kreuzer zum Theil vortrefflich componirt hat? Seite 49 — 52. Hier stehe „Frühlingsruhe."

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Leg' ich in's tiefe Gras hinein! —
In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn. —

Ob ein Dichter seinen Dichterberuf wohl bescheidener, anmuthiger und zugleich entschiedener aussprechen kann, als in „Lerchen"? S. p. 68.

Welch' ein Schwirren, welch' ein Flug?
Sey willkommen, Lerchenzug!
Jene streift der Wiese Saum,
Diese rauschet durch den Baum.
Manche schwingt sich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn, —
Eine, voll von Liebeslust,
Flattert hier in meiner Brust.

Die „Wanderlieder" von p. 79 — 84 sind zum Theil erfüllt von der Wehmuth des Abschieds, vom Schmerz der

Entfernung, von dem Gram deſſen, der die Geliebte nicht mehr am Leben, oder untreu findet, der ungeliebt ſcheiden muß; allein es klingen auch harmloſere Töne an, der Genuß des Morgens, die Erquickung im Schatten eines Apfelbaumes wird geſchildert, und das letzte Gedicht dieſer Reihe: „Heimkehr“ iſt unvergleichlich in humoriſtiſcher Bezeichnung des innigſten Verlangens:

O brich nicht Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz nicht Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel fall' nicht ein, —
Bis ich mag bei der Liebſten ſeyn! —

Die Neigung unſeres Dichters, das Empfundene als einen Vorgang darzuſtellen, die ſchon in ſeinen lyriſchen Gedichten hervorbricht, tritt nun ganz ſelbſtſtändig in ſeinen vielen lyriſch-epiſchen und epiſchen Gedichten an den Tag, die er ſelbſt Romanzen und Balladen genannt hat. In dieſen bewegt er ſich denn auch mit einer Luſt und Freiheit, wie der Fiſch im Waſſer, wie der Vogel in der Luft; und es wird daher Niemanden befremden, wenn er ſieht, daß U. gerade in dieſer Gattung das höchſte, Höheres geleiſtet hat, als alle ſeine Vorgänger, Schiller und Göthe nicht ausgenommen. In der reingeſchichtlichen, volksthümlichen Ballade, die von neueren Aeſthetikern auch Mähr oder Rhapſodie genannt wird, hat er ſogar eine neue Gattung aufgeſtellt, in welcher er von allen ſeinen Nachahmern noch unübertroffen daſteht. — Ausgegangen iſt Uhland, wie in der lyriſchen, ſo ganz beſonders in ſeiner Romanzen- und Balladendichtung von den Anregungen, die er von der älteren romantiſchen Schule, von Tieck, den Schlegeln und Novalis erhalten hat. Kaum konnte dieß anders ſeyn, da er gerade zum Jüngling erblühete, als jene Romantiker in der Litteratur den Ton angaben, als die Troſtloſigkeit der öffent-

lichen Zustände in Deutschland, welches der Fremdherrschaft erlegen war, Gemüth und Phantasie mit Gewalt jenen Zeiten zuwendete, wo der deutsche Name in Ansehen und Ehren stand, oder in die Welt eigener, oft unmuthiger Empfindungen zurückdrängte. Darum lebt und webt er, wie jene, im Mittelalter, entlehnt aus diesem seine meisten Stoffe, dichtet im Geiste der Provençalen, in spanischen Formen, beschwört die Sagen- und Märchenwelt und führt die mondbeglänzte Zaubernacht herauf. Gleichwohl fühlt man durch die meisten Gedichte dieser Art eine Eigenthümlichkeit hindurch, welche unsern Dichter vortheilhaft von seinen Vorgängern und dichterischen Altersgenossen unterscheidet. Es ist mehr gesunde Kraft und Plastik in ihm; er verhält sich nicht bloß reproductiv, nicht bloß staunend; er *versinkt* nicht in die Nebel und Tiefen der Vorzeit; noch weniger brütet er über dem Karfunkel mystischer Poesie. Vielmehr greift er keck und dreist in den reichen Schacht jener Zeiten hinein, holt das reine Gold, Krystalle und Edelsteine, die er birgt, an das Tageslicht herauf, und bildet sich daraus neue, glänzende Schmuckstücke nach eigenem Geschmack. Nicht allein die Tiefen, auch die Höhen des Geistes, des Gemüthes und der Natur sind ihm, wie jedem echten Dichter, das Gewisseste; allein sie sind es ihm nicht als etwas Wundersames, Gespensterhaftes, Verwirrendes. Er anerkennt das Große, das Gewaltige, das Uebermenschliche, aber es erdrückt ihn nicht; er behandelt es mit Freiheit, als ein Naturgemäßes; selbst das Wunder, und alles etwaige Kobold-, Hexen- und Zauberwesen ist ihm nur Form und Mittel, um dem Gemüth und der Phantasie das ewige Durchdrungenseyn des Sichtbaren vom Unsichtbaren, des Endlichen vom Unendlichen, des Zeitlichen vom Ewigen

nahe zu bringen. Nur selten streift er an den Abweg hin, welchen Andere, die Werner, Müllner, Hoffmann, Justinus Kerner und Andere, unbesonnen oder frech betreten. Vielmehr gelingt es ihm, kraft der Freiheit des Geistes, die er sich bewahrt hat, immer wieder zur klaren Wirklichkeit, zum lichten Tage der Gegenwart, von Märchen, Sage und Legende zum Volksliede, zur poetischen Erzählung, zur Geschichte zurück zu kehren. Man könnte seine lyrisch-epischen Gedichte in Gruppen ordnen, von denen eine bedeutende als die rein, unbefangen mittelalterliche bezeichnet werden könnte, in welcher er dem Geist des Mittelalters, seiner ritterlichen Tapferkeit und Minne volle Anerkennung zu Theil werden, ja ihn in verklärter Gestalt erscheinen läßt. Eine zweite Gruppe könnte man die kritische nennen, wo er die Rohheit und das Ungefüge desselben in ihren grassen Folgen mahlt, wo er selbst vor den Abwegen warnt, in welche manche Richtung der Romantik führt, wo ihm Wunderhaftes und Abergläubisches nur zu einem Scherz, oder nur dazu dient, den Aberglauben als solchen blos zu stellen. Die dritte Gruppe führt uns Momente der Auflösung, des Ueberganges in eine neue Zeit vor, in welche Gruppe jene herrlichen geschichtlichen Balladen vom Grafen Eberhard gehören. Viertens fehlt es sogar nicht an solchen Gedichten, welche gegenwärtige Interessen in Form des Volksliedes, der Romanze und der legendenartigen Allegorie berühren. Ist auch in diesen Gedichten der Stoff noch häufig der älteren Zeit entlehnt; so hat er doch keine Bedeutung mehr für sich, er ist nur noch Mittel zu einem höheren Zweck; der Dichter steigt nur noch in die Tiefen der Vergangenheit, um desto besser in den Himmel der Zukunft hinaufzublicken. Achten wir auf Empfindungen, Motive, Si-

tuationen und Ideen, welche die Uhlandischen Romanzen, Balladen und Erzählungen zum Gegenstande haben; so ist es uns unbegreiflich, wie man hat behaupten können, U. bewege sich in einem zu beschränkten Kreise poetischer Gedanken. Natur und Gott, Könige und Dichter, Ritter und Jäger, Bauern und Bettler, Ritterlichkeit und Minne in allen Farben und Nüancen, Zorn, Haß, Rache, Versöhnung, Trauer, Wehmuth und Beruhigung, Ernst und Scherz, Alles, Alles wird uns vergegenwärtiget und veranschaulicht. Zwar ist U. kein Allerweltsdichter, der sich und uns für Mohren und Samojeden, für Kosaken und Baschkiren, für Botocuden und Kamtschadalen, für Arabien und Indien, für China und Persien begeistern will; er überläßt das billig den dichterischen Uebersetzern, von denen wir Alle mit Dank annehmen, was sie uns Schönes aus den fernsten Landen und Meeren bieten. Der Dichter ist aber zu beklagen und sicher auf einem Abwege, der sich erst durch ethnographische Studien zur Poesie begeistern läßt, der des Fremden und Weithergeholten bedarf, um unsere Theilnahme zu erregen. Der Dichter hat es lediglich mit dem Hohen und Tiefen, mit dem Schönen und Anmuthigen der Natur und des Lebens, vornehmlich aber des Menschlichen zu thun. Wir erwarten von ihm nur dieß und damit zugleich seine eigenthümlich neue und schöne Weltanschauung, die er aber nur aus sich und aus Selbsterlebtem, nimmermehr aus Büchern schöpfen kann. Dazu bedarf es keiner Weltumsegelung, am wenigsten einer auf Landcharten und mit dem Buch in der Hand, keiner Kreuz- und Querzüge, keines Studiums der Menschenracen*). Hat er den Zauberstab der

*) „Der Poet, sagte Göthe zu Eckermann, ergreife das

Poesie, so wird er dieselbe aus dem ödesten Gestein hervorsprudeln lassen; fehlt er ihm, so schäumen ihm die Herrlichkeiten aller Zonen vergebens. Unserm Uhland hat er nicht gefehlt; wohin er damit getupft hat, ist ihm des Gesanges Quell gesprungen: und wenn wir etwas zu beklagen haben, so ist es nur dieß, daß er ihn so früh auf die Seite gelegt, und daß er nicht öfter die Gegenwart damit berührt hat. Denn wo dieß geschehen ist, wo er moderne Stoffe gewählt, wo er den Geist der Gegenwart hat walten lassen, ist es mit bestem Erfolge geschehen. So feiert die Ballade: die Bidassoabrücke; den spanischen Freiheitshelden Mina vortrefflich; so ist die unvollendete Erzählung „Fortunat und seine Söhne" von dem freiesten, an Wieland, ja an Ariost erinnernden Geist durchdrungen. — Allein wir dürfen nicht vergessen, daß unser Dichter gerade von der Zeit an, da er die schönsten Früchte am Baum seiner Poesie hätte zur Reife bringen können, von dem Leben mit seinem ganzen Ernst und Jammer in Anspruch genommen worden ist, daß Sorgen, Mühen und trübselige Erfahrungen aller Art in ihm die Lust zum Dichten unterdrückt haben. Es war ihm weder durch die äußeren Umstände vergönnt, noch nach Gemüth und Gesinnung möglich, dem Leben den Rücken zu kehren, dem Kampf für die Interessen der Wirklichkeit zu entfliehen, um in einer erträumten, oder in der Ferne aufgesuchten Welt der Poesie zu schwelgen.

Besondere und er wird, wenn dieses etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen;" „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten."

Von dem im verklärten Geiſt des Mittelalters gedichteten Romanzen bilden unſtreitig jene die Blüthenkrone, welche überſchrieben ſind: Sängerliebe, und unter ihnen ragen wieder hervor Dante und der Caſtellan v. Couci 330. 336. —

Aus der zweiten Gruppe, welche ich vielleicht nicht ganz paſſend die kritiſche genannt habe, führe ich folgenden Schwank an, bei welchem es dem Dichter offenbar nur darauf angekommen iſt, den Schwabenſtreichen eine überraſchende Deutung zu geben. Schwäbiſche Kunde 398. Kaiſer Karl's Meerfahrt iſt nicht allein ſpaßhaft, ſondern in der Schlußſtrophe ſo bedeutſam, daß ſie uns Karl den Großen mit einem Pinſelſtrich als den zeichnet, der er war, als den unvergleichlich ſeine Genoſſen alle an Kraft und Würde Ueberragenden.

Aus der dritten Gruppe hebe ich eine von den Balladen aus, welche den Kampf des übermüthigen Adels mit den Städten und mit den Grafen von Würtemberg, welche als Reichsvögte die Ordnung in Schwaben aufrecht zu erhalten hatten, in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, zum Gegenſtande haben. Der Dichter hebt nämlich einzelne Begebenheiten aus dieſem Kriege Aller gegen Alle hervor und windet ſie zu einem Kranz, mit welchem er das greiſe Haupt des Grafen Eberhard Rauſchebart (1344 — 1392) ſchmückt. Er nimmt es mit der Zeitfolge nicht zu genau und bedient ſich des dichteriſchen Rechtes, Alles ſo zu ordnen, wie es ſich zu einem Ganzen am beſten abrundet. Zuerſt beſingt er den Ueberfall im Wildbad, bei welchem der alte Graf nur durch die Treue eines Bauern der Gefangenſchaft oder gar dem Tode entgeht, womit ihn die Schlegler, ein Adelsbund, bedroht. Hierauf wird als Vergeltung für jene gute Abſicht

geſchildert, wie die Häupter des Schleglerbundes vom Grafen, und zwar mit Hülfe der Bauern, wieder gefangen genommen werden. Eine dritte Ballade berichtet von einer Niederlage, welche der Adel unter Anführung des Grafen Ulrich, Rauſchebarts Sohn, vor Reutlingen von den Bürgern erleidet, und wie der Vater darob mit dem Sohne zürnt. Zuletzt wird uns ein allgemeiner Kampf des unter dem Grafen vereinigten ſchwäbiſchen Adels gegen die Schwäb. Städte gemalt. Denn nach dem Siege bei Sempach 1386 war ein Geiſt der Befreiung auch über die Schwäb. Städte gekommen, da ſie aber die Freiheit nur für ſich haben, nicht aber auch den Bauern gönnen wollten, gegen die ſie faſt härter, wie Adel und Fürſten, verfuhren, ſo erlagen ſie am Ende. Bei Döffingen ſchlug Eberhard die Städte in einem blutigen Treffen, in welchem ſein Sohn Wunder der Tapferkeit vollbrachte, aber fiel. So viel, um das Gedicht: „die Schlacht bei Reutlingen“ *), welches ich vortragen will, zu verſtehen. Wer die übrigen nicht kennt, verſäume ja nicht, ſie zu leſen. Nicht bloß Muth und Tapferkeit, Ruhm und Sieg werden in ihnen verherrlicht; ſie ſind voll von einzelnen Schönheiten, die ſich nur im Ganzen empfinden laſſen. Nach dem Siege bei Döffingen z. B. heißt es vom alten Rauſchebart, der bei ſeines Sohnes Leiche wacht:

Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet das Geſicht;
Ob er vielleicht im Stillen geweint, — man weiß es nicht.

Als nun ſpäter der gebeugte, greiſe Sieger gen Stuttgart reitet, erhält er die Nachricht, daß ihm ein Urenkel geboren ſey, und:

*) P. 436.

Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sey Dank und Preis.

Nehmen wir zur Abwechselung einen Scherz oder Schwank in Volksliedform, der an und für sich lustig, befriedigend, gleichwohl aber auch allgemeinerer Deutung fähig ist. Der weiße Hirsch 367. — Die humoristische, Fiction „Unstern“ 353, welche Chamisso in seinem „Pech“ glücklich genug nachgeahmt hat. Ueberhaupt hat kaum ein Dichter das Volksgemüthliche so getroffen, das echte Volkslied so wiederzugebären gewußt, wie Uhland. Wem fällt nicht ein: Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein p. 236; oder: Ein Goldschmied in der Bude stand p. 283; oder: Ich hatt' einen Kameraden, Einen besseren find'st du nit p. 300.

Zum Schluß seyen noch ein paar ernste und deutsame angeführt: 1) „die Ulme zu Hirsau“, ein Gedicht, in welchem geschildert wird, wie eine Ulme zu Hirsau herrlich aus Klostermauern zum Himmel emporragt, und welches schließt:

Zu Wittenberg im Kloster, wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen zum Klausendach hinaus.
O Stral des Lichts! du bringest hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest hinauf in Licht und Luft! —

2) das schöne Reisebild: „die Wanderung“ 137.

Als dramatischen Dichter will man Uhland gar nicht gelten lassen, ja man hat ihm sogar die Fähigkeit dazu abgesprochen, obgleich mehrere dramatische Fragmente, dann die größeren dramatischen Gedichte Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Bayer zwar den vollendeteren Dramen Göthe's und Schiller's nicht gleich, aber doch höher zu stellen sind als die Produktionen Müllner's, Raupach's, Houwald's, sogar Immermann's. Ich bin überzeugt, daß Uhland, wenn die Umstände nicht überhaupt ihn der Dichtkunst entfremdet

hätten, im historischen Drama Ausgezeichnetes geleistet, daß er namentlich einen Hohenstaufencyclus gedichtet haben würde, welcher Nienstädt's und Raupach's, Immermann's und Grabbe's Versuche weit hinter sich gelassen hätte. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieses Urtheil, für welches, außer den beiden historischen Dramen, auch das dram. Fragment: „Konradin" spricht, hier weiter begründen wollte *), wo es mir zunächst darauf ankam, Uhland als lyrischen und epischen Dichter zu schildern, als welcher er allerdings das Vorzüglichere geleistet, die meiste Anerkennung gefunden und einen bedeutenden Einfluß auf Altersgenossen und jüngere Dichter geübt hat. Gustav Schwab, Justinus Kerner, Adolf Follen, Egon Ebert, Lenau, Anastasius Grün und viele Andere, um nicht die ganze schwäbische Dichterschule zu nennen, ja selbst die neuesten politischen Dichter können diesen Einfluß nicht verleugnen. Uhland ist derjenige Dichter, welcher aus der romantischen Schule hervorgegangen, sich neben Rückert als höchst bedeutender Dichter für Vaterland, Freiheit und Recht erhoben, und so die Dichtkunst aus dem Mittelalter in die Gegenwart, aus der Fremde in die Heimath, von dem Ritterthum zur Anerkennung der Würde und des Adels im Menschen zurückgeführt hat. Dabei ist er es gewesen, der sich eben so weit von Vernachlässigung der dichterischen Form, als von Künstelei in Rythmus und Reim gehalten, und eben darin ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben hat. — Das ist die würdige Stellung, die er in der deutschen Poesie einnimmt; und das Wort Göthe's, welches derselbe in einer

*) Ueber Uhland's Herzog Ernst habe ich mich in einem Schulprogramm von 1839 umständlicher ausgesprochen.

von seinen Mephistopheliſchen Anwandlungen ausgeſprochen hat: U.'s und der ſchwäbiſchen Dichter Poeſie thun ſich einen religiös-politiſch-moraliſchen Bettlermantel um, womit ſie ihre Blößen decke, glaube ich durch meine ganze Darſtellung als ein ziemlich unbefugtes bezeichnet zu haben. Ueberdieß hat Göthe ſein mißliebiges Urtheil durch eine andere Bemerkung ſelbſt aufgehoben, die er in Bezug auf eine neue Auflage von Uhland's Gedichten machte: Wo man eine ſo bedeutende Wirkung ſehe, müſſe man doch auf eine ungewöhnliche Kraft ſchließen. Von Andern, Kleinmeiſtern und Kleingeiſtern, welche, auf jenes erſte G. Wort geſtützt, U.'s Dichterwerth zu benagen verſucht haben, iſt kaum der Mühe werth zu reden. Wenn man z. B. von U.'s Poeſie mehr Prometheiſches, Titanenhaftes, Himmelſtürmeriſches verlangt, ſo antworten wir, daß das Himmelſtürmeriſche Alles, nur nicht eigentlich poetiſch, weil eben nur zerſtörend, verneinend, nicht aufbauend, geſtaltend, ſchöpferiſch iſt. Göthe's Fauſt ſogar, wie vieles Schöne und Herrliche, Große und Gewaltige er enthält, iſt eben jener Himmelſtürmerei wegen nichts weiter, als ein coloſſaler Trümmerbau geworden, welchen der zweite Theil keineswegs vollendet hat, indem er ſich nur als zweiter Flügel an jenen Bau anlehnt und dazu paßt, wie ein großes Raritätencabinet und Oekonomiegebäude zu einer romantiſchen Kaiſerburg. — Byron's Titanomachieen endigen ebenfalls in Selbſtvernichtung; und gerade ſie ſollten die Poeten zur Einſicht gebracht haben, daß ſie den Himmel nicht zu ſtürmen, ſondern als ihre Heimath zu betrachten haben, für deren Schönheit uns andere Erdgeborne zu gewinnen ihr göttlicher Beruf iſt.

IV.

Ueber Fr. Rückerts Schi-King.

Von

Georg Neumann.

Da Sie, verehrte Anwesende, mir jüngst so freudig gefolgt sind, als ich Freiligraths Gedichte vorführend, den Weg durch Wüste und Meer machte, so mögen sie auch jetzt ein noch entfernteres Land mit mir betreten — China. Den heutigen Vortrag hatte ich schon vor längerer Zeit beschlossen. Und da ich einiger nothwendiger Aufklärungen und Erläuterungen wegen mich an Rückert selbst wandte, so antwortete er mir in einem Briefe vom 28. November 1839: „es freut mich und ich danke es Ihnen, daß Sie sich so großmüthig des armen Schiking annehmen wollen; möge Ihrer guten Absicht ein guter Erfolg entsprechen". —

Die neueste Zeit hat zu dem Reichthume ihrer eignen Literatur auch noch die Mannigfaltigkeit der außereuropäischen, besonders der orientalischen Literatur gesellt. Diese wurde zuerst nach ihrem historischen Werthe aufgefaßt. Es galt die Geschichte des Orients aus seinen eignen Quellen zu erforschen. Nachdem einmal Bahn gebrochen war, stiegen die Sprachkundigen in das Bergwerk der Sprachen des Orients, sichteten

und bearbeiteten aus dem reichen Vorrath von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden, und gewannen so einen Blick in die schöne Literatur jener Völker, deren Erzeugnisse immer häufiger auf den deutschen Büchermarkt gebracht wurden.

Anderes übergehend, erwähnen wir hier der Bestrebung, die Volkslieder zu sammeln, auf welche Herder zuerst in seinen Stimmen der Völker die Aufmerksamkeit der Deutschen gelenkt hat. Durch die große Vorliebe für dieses Fach entstand eine wahre Liedergeographie. Die Deutschen haben nach ihrer empfänglichen Art sich angeeignet, was in Europa, vom hohen Norden bis zur Südspitze herunter, vom äußersten Westen bis zum Osten aus dem Munde des Volkes als Poesie klang. Die Liedersehnsucht ging immer weiter, man klopfte an die zauberhaften Pforten des Morgenlandes; sie sprangen auf: türkische Lieder quollen hervor; aus dem Lande der Rosen drangen entzückende Töne; mit wunderbarer Innigkeit berührten uns Indiens Göttergeschichten.

Nur ein Volk und Land wollte seine Stimme nicht in das große Concert volksthümlicher Töne einreihen; mit unersteiglicher Mauer hat es sich ja seit Jahrtausenden von europäischem Einflusse abgeschlossen — Land und Volk von China. Wir kannten dieses Volk lange nur aus dem Thee, den wir tranken, aus den Handelsberichten von Canton und den buntbemalten steifen Porzellanfiguren, deren dicke Bäuche, breite Köpfe und kleine Füßchen wir verlachten. Aber dieses Land mit einer Geschichte, die eine große Reihe von Herrscher-Dynastien zurückgeht, mit seinen übervölkerten Städten und Dörfern, seinem gesegneten Himmelsstriche und reichen Wechsel von Gebirgen und Thälern, See'n und Flüssen, wurde schon zur Zeit, da Europa's Geschichte kaum zu dämmern begann,

von einem Volke bewohnt, dessen Erfindungsgeist, Nachahmungsart und mechanische Fertigkeit, dessen nach allen Ständen reichgegliedertes Gesellschaftsleben sich allmählich eine große Bildung angeeignet hatte, die mit Bestimmtheit schließen ließ, daß auch Poesie nicht fehle. Seitdem der Franzose Abel Remusat den Roman „die beiden Cousinen" übersetzt hatte, war uns das Herz für chinesische Familienverhältnisse und Herzensangelegenheiten etwas aufgegangen. Doch von eigentlicher Poesie bot sich wenig dar. Nun aber wurde sie uns von einem Manne gegeben, der fast in allen Zungen spricht, der Persien und Indien sich dienstbar macht und über seine deutschen Landsleute den Zauber der höchsten Lyrik ausstreut — es ist Friedrich Rückert.

Ihm hat jedoch ein anderer Deutscher zuerst den Weg gebahnt. Dr. Jul. Mohl fand in Paris eine vollständige handschriftliche Uebersetzung des Schi-King, welche der Jesuite Pater Lacharme vom J. 1733 an verfertigt hatte. Nur sehr wenige Stücke waren daraus früher in europäische Sprachen übergegangen. Diese Uebersetzung ist eine lateinische Prosa und wurde an Mohl in Deutschland herausgegeben u. d. T.: Confucii Chi-king, sive liber carminum, ex latina interpret. edidit J. Mohl, Stuttg. 1830. Diese lat. Prosa ist trocken, schroff und verräth eine wörtliche, mindestens nicht verschönernde Uebertragung. Aber Rückerts Geist ist in die ursprüngliche Schönheit eingedrungen; sein Scharfsinn ahnte das lautere Gold echter Poesie. Mit sicherer Gewandtheit brachte er die poetischen Gedanken in angemessene Formen und stellte uns abermals eine Fülle der verschiedensten Versarten dar, die schon um ihrer Vollendung willen werth gehalten werden muß. Nur ein Dichter, der in dem

Verſtändniſſe und der reichſten Nachbildung fremder Poeſie lebt, konnte das Menſchlich-Schöne ſo empfinden und ſo bilden und uns einen Schatz von ganz eigenthümlichen, in ihrer Zierlichkeit und Sauberkeit echt volksmäßigen Liedern aufſchließen, welche beweiſen, daß alle Lebensverhältniſſe des Volkes von dieſer Poeſie durchdrungen und anmuthig begeiſtigt wurden.

Das Buch Schi-King iſt nicht von Kong-fu-tſe (Confucius) verfaßt, ſondern nur von ihm geſammelt. Jener Weiſe lebte 550 Jahre vor Chriſti Geburt; er trat, politiſch und religiös reformirend, als Sittenlehrer auf, brachte gegenüber dem Staatsverfall die Regeln der alten guten Zeit wieder hervor, und verbreitete eine ſtrenge Moral und feine Zucht über das nun recht breit und verſtändig geordnete Staatsweſen.. Die unerbittliche Strenge ſeiner Ausſprüche hat eine entſetzliche Steifheit über Alles geworfen — über Beſuch und Unterhaltung, über Schulen und Prüfungen, über die Zimmer der Frauen wie über das Beiſammenſeyn der Liebenden. Daher mochte wohl die reichſte und ſchönſte Poeſie der Chineſen in eine frühere Zeit gefallen ſeyn. Mehrere Kaiſer hatten ſelbſt gedichtet, andere hatten Lieder geſammelt, welche ihnen die Stadthalter einſenden mußten, um daraus den Zuſtand der Provinzen kennen zu lernen. So entſtand allmählig eine große Liederſammlung in den kaiſerlichen Archiven. Aus 3000 ſolcher Lieder wählte Confucius 311 aus, ſammelte ſie und vereinigte ſie zu dem Schi-King, welches Buch zu den 5 Kings, d. h. zu den klaſſiſchen (kanoniſchen, heiligen) Büchern gehört, die ſich auf Geſchichte, Moral, Politik und Poeſie des chineſiſchen Volkes beziehen. Der Schi-King mit ſeinem uralten Inhalte iſt zu allen Zeiten ſehr hoch gehalten worden. Man überſetzte ihn in das Tartariſche, zu welcher Uebertra-

gung der Kaiser Chun-tchi etwa im J. 1650 n. Chr. selbst eine kritische Vorrede geliefert hat. Er zerfällt in 4 Theile. Der erste Theil Kiyen-fong, Volkslieder für den Kaiser, damit er auf Reisen sein Land kennen lernte, mit Bitten, Klagen und Vorschlägen. Der zweite Theil Siao-ya, der dritte Theil Ta-ya, Lieder für die kaiserlichen Gastmähler, die Volksversammlungen, Opfer ꝛc. Der vierte Theil Song enthält meist Trauerlieder und Leichengesänge. Diese Eintheilung hat Rückert's Uebersetzung nicht beibehalten; er giebt die Lieder in abwechselnder Mischung. Sein Buch führt den Titel: Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet v. Fr. R. Altona, 1833. 360 S. 8.

Im Vorspiel regen die Geister der Lieder den Dichter durch seltsame Töne an, mit dem Schlüssel der Sprache und der Poesie sie aus der Gefangenschaft zu befreien. Sie triumphiren, als der erste Funke springt und sie aus dem Thore hervortreten dürfen; der Dichter aber, der Befreier, dankt ihnen selbst, daß sie ihn, den die chinesische Literatur nie angesprochen habe, von diesem Wahne befreit hätten. Er versichert in freudiger Ueberraschung:

Und jetzo seh' ichs um mich walten,
Sich glänzend einen Lenz entfalten,
Mir eine Neuwelt aufgethan
In der urält'sten alten.

Ich fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten, nah und fern
Durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen.
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas weicher oder steifer:
Ihr seyd Gewächs' aus Einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Gerne ſchauen wir nun in dieſes zu unſrer poetiſchen Ergötzung aufgeſchloſſne Leben eines entfernten Volkes, und wer mit eindringender Beobachtung auch eine vergleichende Betrachtung der eigenthümlichen Dichtweiſe der verſchiedenen Völker verbindet, wird an der in dem menſchlichen Gemüth urſprünglich begründeten Macht der Lyrik ſich erfreuen und dem Schluß des Einleitungsgedichtes beiſtimmen:

Mög' euch die ſchmeichelnde Gewöhnung
Befreunden auch mit fremder Tönung,
Daß ihr erkennt: Weltpoeſie
Allein iſt Weltverſöhnung.

Was die Form, d. h. hier nicht Reim oder Metrum, ſondern den Gedankengang der Gedichte betrifft, ſo haben ſie alle lyriſches Element und beginnen meiſt mit einem Naturbilde; ſie führen dieſe ſymboliſche Anſchauung zuerſt aus und wenden ſie dann an; oder ſie geben in 3 Strophen denſelben Gedanken mit ähnlichen Bildern wieder. (Parallelismus der Glieder). Z. B. für die erſte Art (S. 49.)

Pflanzentreue.

Man bricht die Pflanze Fong und läßt
Die Wurzel in der Erden;
Und wie ſie Thau und Regen näßt,
Wird neu die Pflanze werden.
Ein treues Weib, wie Kummer auch das Herz ihr preßt,
Doch ihren Gatten nie verläßt,
In Sorgen und Beſchwerden
Iſt ſie bemüht ſich freundlich zu geberden.

Für die zweite Art der Form: (S. 12.)

Hat ſie nicht den Fels erſtiegen,
Späht ſie nicht entgegen mir?
Ach, was muß mein Roß erliegen,
Das mich tragen ſoll zu ihr!
Einzuwiegen
meine Sorgen,
Trink' ich eins aus goldnen Flaſchen.

Statt dich heut zu überraschen,
Soll ich erst dich grüßen morgen.

Ist sie auf den Berg gestiegen,
Späht sie dort herab nach mir?
Ach, was kann mein Roß nicht fliegen!
Keine Sehnsucht spornt das Thier,
Zu besiegen
meine Schmerzen,
Leer' ich dir die goldne Schale,
Siehst du's nicht im Abendstrale,
O so fühl's in meinem Herzen.

Hat sie nicht das Dach bestiegen,
Um noch einmal hinzusehn?
Schlummernde Gefährten liegen,
Und die müden Rosse stehn.
Könnt' ich fliegen
meine Wonne
Mit dem Nachtwind durch die Strecken!
Schlafe wohl, ich will dich wecken
Morgen mit dem Stral der Sonne.

Das äußere Leben der Chinesen entfaltet sich vor uns auf die vielfachste Weise; alle sittlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten des Volkes werden berührt; das Leben im Staat und in der Familie, die politische Verfassung tritt uns entgegen. Der Kaiser mit seiner blendenden Pracht und seinem fast göttlichen Ansehen steht an der Spitze seiner vielen Beamten. Ein mühsamer Dienst lastet auf allen. Die Beamten klagen über die Beschwerlichkeit des Amtes, wie über den Zwang des steifen Hoflebens. Vergl. S. 107, 119, 165, 176 f. Aber des Kaisers Dienst geht vor Allem. Bei plötzlichem Einbruch der Feinde wetteifert die Vaterlandsliebe. Doch wenden sich auch die bangen Klagen der verlassenen Heimath zu. Vgl. S. 83, 159 fg. Aber auch ohne Krieg ist im Vaterlande viel Noth. Die Ungerechtigkeit der Mächtigen ruft die Klagen der Verarmten und Unterdrückten her-

vor; der harte Stolz aufgeblaſener Emporkömmlinge wird mit beißendem Spott übergoſſen. Ueberhaupt bezeugen uns viele Lieder die gedrückte Lage des Volkes. Wir vernehmen den Schrei der Natur, die bittern Ausbrüche des menſchlichen Gefühls gegenüber dem Geſetz der Despotie. Vortrefflich wahr iſt die Empfindung in dem Gedichte (S. 218):

Der Beängſtete.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegeſt frei hinaus,
Es wächſt in jedem Raume
Ein Körnlein deinem Schmaus.
Du weißt es klug zu naſchen
Aus Netzen ſelbſt und Maſchen;
Du läſſeſt dich nicht haſchen,
Und lacheſt fröhlich deinen Laurer aus.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegeſt froh dahin;
Es reifet Kirſch' und Pflaume
Dir einzig zum Gewinn.
Du biſt in dieſem Lande
Der einz'ge frei vom Stande,
Frei von des Kummers Bande;
O daß ich hätte deinen leichten Sinn!

Ich lieg' in ſchwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich ſchweb' auf einem Baume,
Der ſtets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgeſperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen;
Und wenn ich falle, fall' ich in den Tod.
O daß ich könnt' erwachen,
Als wie aus einem Traum, aus dieſer Zeiten Noth!

Gleich ſchön iſt auch das längere Gedicht: Ein Verfolgter (S. 219).

Doch hoch über aller Noth und Leidenſchaft, erhaben über alle Parteien ſteht der Kaiſer. An den feierlichen Ahnenfeſten

wird sein Geschlecht hoch gepriesen (S. 358); seine Gegenwart beim Mahle ist die höchste Feier; seine Brautfahrt wird in bilderreichen Versen besungen. So z. B. Das Königsfest (S. 137) oder Zum Einzug der fürstlichen Braut (S. 71). Im letztern Gedicht spricht sich die chinesische Galanterie lobpreisend aus:

Herrlich als ein Baum in seidnem Laubgewand
Schwillt ihr Wuchs, und schwellet das Gemüthe;
Und ein fünfgetheilter Zweig ist jede Hand,
Farb'ge Nägel sind daran die Blüte.

Ihrer Wangen Haut ist ein geronnener
Rahm, der jeden reizet, der ihn siehet;
Ihres Mundes Lächeln ein begonnener
Frühlingstag, der sich mit Duft umziehet.

Dunkle Schmetterlinge sind die Augenbrau'n,
Und die Zähne feuchte Kürbiskerne;
Doch im bläulich weißen Himmel dunkelbraun
Leuchten wunderbar die Augensterne.

Rosse vom Wagen heben ihr Genick
Stolz empor, die Königsbraut zu tragen.
In ihr Reich ein fährt sie, und mit einem Blick
Hat sie ganz in Fesseln es geschlagen.

Mehr als Alles gilt dem Chinesen das häusliche Leben. Er preißt das Glück eines sorglosen Müssigganges, schildert die Geselligkeit, das gute Essen und Trinken, die heiteren Feste und den vertrauten Kreis (S. 251, 252); dabei liebt er klingende Musik und hält viel auf Gastfreundschaft. So das Festlied S. 182.

Weiter finden wir elegische Schilderungen der Winterstille nach der Arbeit des Sommers, und Dank- und Freudelieder für den Segen der Ernte (S. 235, 335).

Treten wir endlich in das Haus ein, wo schon bei der Geburt des Kindes eine symbolische Sitte obwaltet (S. 38).

Die sittsame, eingezogene Hausfrau wird der blendenden Schönheit von freien Sitten vorgezogen; eine reich geputzte Schöne wird gar köstlich geschildert, und in Bezug auf ihr kokettes Wesen witzig gesagt, der Schiller dieser Seide mache die Farbe an ihrem Kleide ungewiß und räthselhaft. (Zweideutige Schönheit S. 63).

Die Brautwerbung hat ihre von dem Gesetze der Höflichkeit bestimmt vorgeschriebenen Regeln. In herrlichen, elegischen Bildern wird die Sehnsucht der Braut dargestellt; endlich sehen wir ihr hohes Glück an der Seite des Geliebten, und die Verbindung wird gepriesen:

Wie hold es ergötzet, wie schön es behagt,
Wo, Hoheit zu fesseln, der Anmuth gelinget. (S. 8.)

Die Poesie der Lyrik erschließt sich uns in ihrer vollen und empfindungsreichen Schönheit. Die Sehnsucht kann nicht rührender klagen, die Leidenschaft nicht zarter und gefühlvoller sich ausdrücken, als bei diesem äußerlich so steifen und ernstem Volke, bei dem „Volke von schwarzen Augen und schwarzen Haaren.“ Die verkannte Liebe klagt in empfindsamer Zartheit (Jungfrauen-Klage S. 128), der Schmerz der Entfernung bricht zur Abendstille aus, in der Hoffnung baldigen Wiedersehens oder baldigen Todes: (S. 133.)

Die verlassene Braut.

Am Boden winden sich die Ranken,
Weil auf kein Baum sie nahm,
So winden mir sich die Gedanken:
Fern ist mein Bräutigam.
Wer ist bei mir? ich bin allein;
Wer sollte bei mir seyn?
Ich bin allein mit meinem Gram.

Um einen Grabstein weben Ranken
Ein trauriges Geschmeid;

Mir weben traurige Gedanken
An einem Hochzeitkleid.
Wer iſt bei mir? ich bin allein,
Allein mit meiner Pein,
Mit meinem Kummer, meinem Leid.

Nach Winternächten, Sommertagen,
Nach manchem, langen Jahr,
Wird man zuletzt zuſammentragen
Ins Grab uns als ein Paar.
Wer iſt bei mir? ich bin allein;
Mit dir will ich zu zweyn
Dort ſeyn auf lang, auf immerdar.

Es erinnert an den Stoff unzähliger Romane, wenn die ſtandhafte Treue (S. 66) der Jungfrau den Drohungen der Mutter zum Trotze unerſchütterlich an dem Geliebten feſthält, und ſagt:

Die Mutter hat mir Gut's erwieſen,
Ihr dankbar ſeyn iſt meine Pflicht.
Sie ſey geſegnet und geprieſen;
Doch meinen Sinn verſteht ſie nicht.

Die ängſtliche, ſtille Liebe fürchtet verrathen zu werden, der Geliebte wird daher zur Behutſamkeit ermahnt (S. 88). Man beſtellt ſich indeß zu heimlichen Zuſammenkünften, die oft, ſelbſt wenn ſie verfehlt ſind, mit humoriſtiſchem Witze dargeſtellt werden. So der Unrechte (S. 96) empfängt ein ſchlechtes Compliment:

Auf hohem Berg die Fichte,
Im Thal das Beſenkraut.
Indeß den Sinn ich richte
Nach einem Buhlen traut,
Kommt mir das Glück daher mit einem Wichte,
Der meint, nach ihm hab' ich geſchaut.

In gleich freundlich anſprechender Art tritt endlich das eheliche Leben auf. Stille Bilder häuslichen Glückes gehen an uns vorüber, und die Liebe der Gattin läßt in ein ſtarkes und

inniges Gemüth ſchauen. (S. 45. 87. 142). Häufiger noch ergreifen uns die Seelenleiden, welche die Ehe der Gattin auferlegt. Es klagt die Fürſtin um den gefangenen Gatten; das Weib von ihrem Gatten aufgegeben, ſeufzt, daß ſie ſoll leben ohne Leben (S. 85); eine andere wird durch Kaltſinn und Liebloſigkeit des Mannes in den tiefſten Schmerz verſenkt. So eins der herrlichſten Gedichte: (S. 32.)

Klage einer ungeliebten Gattin.

Auf dem Waſſer ſchwankt der Nachen,
Geht nicht wie und wo er will,
Sondern wie es treibt den ſchwachen
Folget er und ſeufzet ſtill.
Alſo fühl' ich mich getrieben
Von dem Manne, den ich lieben
Muß, wiewol er kund mir giebt,
Daß er ſelber mich nicht liebt.

Soll ich's meinen Brüdern klagen,
Wie der Gatte mich verletzt?
Meine Brüder werden ſagen:
Deines Gatten biſt du jetzt.
Ach, den Brüdern iſt entriſſen
Und die Eltern muß vermiſſen
Eine arme, die den Mann,
Nicht den Freund in ihm gewann.

Mein Gemüth iſt nicht ein Spiegel,
Offen lachend in den Tag,
Noch ein Stein, den man vom Hügel
Wälzen kann wohin man mag,
Noch ein Teppich, nach Behagen
Auf und wieder zu zu ſchlagen.
Nach der Richtſchnur ſtrenger Pflicht
Leb' ich, nur zu Dank ihm nicht.

Um das Loos der armen Frauen
Klag ich, nicht um meines blos.
Auf ein liebloſ Herz zu bauen,
Herzenslieb', o hartes Loos!

Die verſchmähte, die gekränkte,
Schweigend in ſich ſelbſt geſenkte
Fühlt erwachend ihren Schmerz,
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Ließen uns nun alle dieſe Lieder einen Blick in das Gemüth des chineſiſchen Volkes thun, ſo werden wir aus dem Bereich dieſer ſchönen Menſchlichkeit noch gern einige Sprüche der Weisheit hören, an welchen dieſes Volk ſo reich iſt. Das ganze chineſiſche Moralſyſtem iſt in ſolchen gnomenartigen Weisheitslehren, welche ſinnvolle Bilder und eindringliche Lebensregeln enthalten, ausgeſprochen z. B. S. 73:

Die fallenden Blätter.

Eh die Maulbeerblätter fallen,
Sind ſie lieblich bunt zu ſchaun;
Wenn ſie ſtreben zu gefallen,
Sind dem Falle nah die Fraun.

Wenn von ihrem Stiel die Blätter
In den Staub gefallen ſind,
Wäſchet ſie kein Regenwetter,
Glättet ſie kein Frühlingswind.

Wenn geſtrauchelt iſt ein Mann,
Mag er wieder ſich erheben;
Dem gefallnen Weibe kann
Nichts die Reinheit wiedergeben.

Einige ſolche Gedichte entſprechen durch ihren treffenden Witz ganz unſerm Epigramme z. B. S. 136.

Menſchen von dem erſten Preiſe
Lernen kurze Zeit und werden weiſe;
Menſchen von dem zweiten Range
Werden weiſe, lernen aber lange;
Menſchen von der letzten Sorte,
Bleiben immer dumm und lernen Worte.

oder die Räthe (S. 215.)

Ein jeder meint das Rechte nur zu wiſſen,
Da jeder doch was anders meint.
Der vielen Lichter Streit wird uns zu Finſterniſſen;
Tag iſt es nur, wo eine Sonne ſcheint.

V.

Ueber die Antigone des Sophokles.

Von

J. L. Hoffmann.

Der Tragödiendichter Sophokles hat, wie die Alten einstimmig berichten, nach Aufführung seiner Antigone vom atheniſchen Volke zum Dank eine Befehlshaberſtelle im Heere erhalten: ich, ſein unbedeutender Geleitsmann, würde es für Lohnes genug achten, wenn Ihnen der Gegenſtand meiner Darſtellung nicht völlig mißfallen ſollte.

Da nun aber Manchen von Ihnen der Mythenkreis, aus welchem dieſes Meiſterwerk antiker Poeſie entnommen iſt, nicht gerade ganz gegenwärtig ſein dürfte, ſo erlauben Sie mir, bevor ich an unſer Drama ſelbſt gehe, die thebaniſche Sage, ſo weit ſie hierher gehört, in kurzen Umriſſen Ihnen andeuten zu dürfen.

Wer bedauert nicht den unglücklichen Oedipus, der von den Tragikern ſo gern auf die Bühne geführt ward, weil er ein würdiger Gegenſtand des edelſten Mitleides und ein ſprechendes Bild ſo vieler Unglücklichen iſt, die ohne Schuld und ohne Vorwiſſen ſich ſelbſt die Grube graben, in der ſie mit ihrem erworbenen und gehofften Lebensglücke hinabſinken, gleich als

ſpielte ein nach andern als moraliſchen Geſetzen waltendes Verhängniß mit der menſchlichen Freiheit und ihren Entwürfen.

Sicher glaubte Laius dem geweiſſagten Tode zu entrinnen, indem er den neugeborenen Sohn mit durchſtochenem Fuße den wilden Thieren auf dem rauhen Eithäron Preis gab: und gerade dieſe Ausſetzung mußte die Veranlaſſung ſein, daß das Kind vom corinthiſchen Könige erzogen wurde, erzogen von vermeintlichen Aeltern; und als der Jüngling vom Verdacht einer fremden Abſtammung gequält zum Orakel reiſte und vom Gott in Delphi die Mahnung erhielt: Gehe nicht in deine Heimath; du wirſt deinen Vater tödten und deine Mutter heirathen; wie vermied er gefliſſentlich die Rückkehr in ſeine ſcheinbare Vaterſtadt Corinth, um gerade auf dem Wege, wo ers nicht ahnete, ohne Vorbedacht im fremden Manne den eignen Vater zu erſchlagen. Und wie der Fremdling dann einzog in das vom Ungeheuer geängſtete Theben, und als Preis für die glückliche Löſung des Räthſels die Hand der Königin erhielt, da glaubte der Beglückte wohl von neuem auf ſichrem Kahn den glatten Strom des Lebens hinabzufahren, und wußte nicht, daß er mit der eignen Mutter ſich vermählt habe, bis er ſelbſt ohne Raſt den Gottverhaßten ſuchend, der aufs neue durch unbekannten Frevel Verderben über die Stadt brachte, den vor ihm geöffneten Abgrund plötzlich wahrnahm, und ſchaudernd vor den unverſchuldeten Greuelthaten durch Blendung ſich dem Anblick ſeiner Thaten entzog, deren Erinnerung er nimmer entfliehen konnte, während die Mutter und Gattin durch Selbſtmord ihr gequältes Daſein endete. Und des Vaters Schickung erbte fort auf die Söhne. Denn der alte Vater muß ausziehen aus der Heimath, ſeinen Fluch läßt er weiſſagend ihnen zurück, den ungerathenen Kindern, die den

blinden Greis an der Hand des ſchwachen Mädchens, der liebenden Tochter Antigone, ziehen laſſen, einſam wandern laſſen durch ganz Griechenland, bis er zuletzt einen ruhigen Tod bei den verſöhnten Erinnyen auf Kolonos findet. Was hilft der Brüder Beſtreben, dem Fluche des Vaters auszuweichen, daß ſie durch Wechſelmord ſterben ſollen, ohne das ruhige Herrſcherglück genoſſen zu haben? Was nützt der Beſchluß, daß, um Zwiſt zu meiden, die Herrſchaft Jahr um Jahr wechſeln und der jedesmal abgetretene das Land verlaſſen ſoll? Sie entrinnen nimmer dem Schickſal.

Der verblendete Eteokles will nach abgelaufenem Jahre dem aus Argos zurückkehrenden Bruder, der ſich inzwiſchen mit der Tochter des dortigen Königs Adraſtus vermählt hat, den Thron nicht mehr abtreten; mit einem argiviſchen Heere zieht der getäuſchte vor die Vaterſtadt. Die feindlichen Brüder ſuchen ſich auf in der Schlacht zum Zweikampf, die Thebaner ſiegen, aber die Brüder durchboren ſich. Des Oedipus Geſchlecht iſt erloſchen bis auf ſeine zwei Töchter Ismene und Antigone, und der Mutter Bruder Kreon erbt das Scepter von Theben. So hätten wir den Stand der Begebenheiten, die unſrem Stücke der Zeit und dem Zuſammenhange nach vorhergehen.

Der Hintergrund unſres Trauerſpiels alſo iſt ein heller und doch zugleich düſterer: die Argiver ſind geſchlagen, Theben gerettet, aber zwei Brüder, zwei Königsſöhne haben ſich als Feinde getödtet. Doch konnte Kreon in Sicherheit fortan über ſeine ſiegesfrohe Vaterſtadt das Scepter führen, hätte er nur nicht im Gefühle der neuen Herrſcherwürde mißachtet, daß es noch ein höheres Geſetz gebe, als das Gebot der Könige, ein Geſetz das die Natur ſelbſt mit diamantenem Griffel

In unſre Bruſt geſchrieben hat, und dem die Könige nur zu ihrem eignen Verderben zuwiderhandeln. Im Siegerſtolz und Herrſcherdünkel verbietet er, den einen der Brüder, den Polynices, der als Feind gegen ſein Vaterland gezogen, zu beſtatten, und läßt den nackten Leichnam den Vögeln und Hunden vorwerfen und Todesſtrafe dem androhen, welcher dem Gebote zuwider handeln würde. Wenn ſolcher Frevel gegen einen wehrloſen Todten ſchon bei uns mit Recht Schauder und Abſcheu erregt, die wir doch bei unſern mehr vergeiſtigten Anſichten von einem Leben nach dem Tode für die Glückſeligkeit des Verſtorbenen ſelbſt keine Bedeutung auf die Ruhe ſeines zurückgebliebenen Staubes legen und an Zerſtückung der Leichname ſchon im Dienſte der Wiſſenſchaft gewöhnt ſind, ſo war dieſe zarte Rückſicht weit größer noch bei den Griechen, welche von der beſtimmten Vorausſetzung ausgiengen, daß die Seele jenſeits ſich noch ernſtlich um ihren einſtigen dießſeitigen Gefährten kümmere und ſelbſt keinen Frieden finde im Lande des Friedens, wenn nicht der Angehörigen frommer Sinn dem Körper hätte ſein Recht wiederfahren laſſen. Ging man ja doch in der Rückſicht für Todte ſo weit, daß man leere Grabſtätten errichtete, wenn man eines im Meere oder ſonſt verunglückten Leichnams nicht mehr habhaft werden konnte. Welch ein Jammer für die zurückgebliebenen Schweſtern alſo, die den todten Bruder auf ſo ſchauderhafte Weiſe öffentlich verſpottet ſehen ſollen! Den Vater, die Mutter, die Brüder haben ſie verloren, ihr eignes Daſein muß ihnen ihrer Geburt wegen verhaßt ſeyn, und nun ſollen ſie auch dem theuern Bruder den letzten Dienſt verſagen, bei welchem die trauernde Liebe noch eine ſchmerzlich ſüße Beruhigung findet.

Aber verſchieden wirkt der Tyrannen Druck auf die menſchliche Natur: der ſanfte, ſchwache und gewöhnliche Menſch läßt ihn über ſich ergehen, ſeufzt wohl unter ſeiner Laſt, aber kanns ja nicht ändern; er athmet fort in der trüben, ſchweren Luft, die ihn umgibt, und kann nicht loskommen von ſeinem leidenvollen Daſein, das er gleichwohl mit ängſtlicher Liebe feſthält; aber der große und erhabene Charakter kennt keinen andern Maßſtab des Handelns und Leidens, als den der Pflicht, wägt nicht behutſam das Maß ſeiner Kräfte ab, geht geraden Weges von Pflicht zur That, und ſieht er auch als Preis den Tod drohen im Hintergrunde, was liegt daran? ein edler Tod iſt beſſer als ein ſchimpflich Leben.

Dieſen Charakter trägt denn die Haupthelbin unſres Stückes, Antigone, und der Dichter hat denſelben mit einfacher Kunſt noch mehr gehoben, indem er ihm ſeinen Gegenſatz in der liebenswürdigen aber ganz mädchenhaften Ismene zur Seite gab. Beide Schweſtern eröffnen die Scene; Antigone erzählt der Ismene das Gebot des Kreon, und erwartet von ihr eine Entſchließung, wie ſie ſich beide dieſem Gebote gegenüber verhalten wollen; dieſe im Gefühl weiblicher Schwäche ſieht nicht, wie ſie dem Geſetze der Stadt zum Trotze etwas ändern können, und als Antigone ihr ihrerſeits den Entſchluß ankündigt, den Bruder zu beſtatten, ſtellt ſie ihr mit jener dem Leidenden eignen zur Seele ſprechenden Beredſamkeit dar, was ſie ſchon alles erlitten, und mahnt ſie voll liebenden Schweſtergefühls, ſie ſolle doch durch ihr Wagniß nicht noch neues Unglück hereinführen. Als Frauen ſeien ſie nicht ſtark genug, um mit Männern zu kämpfen; ſie werde die Todten um Nachſicht bitten, wenn ſie der Gewalt weiche.

Darauf antwortet ihr Antigone, ſtreng, weil ſie von der bindenden Nothwendigkeit der Pflicht durchdrungen iſt:

.... wähle du, was dir bedünkt, ich werd' im Grab
Ihn bergen, ruhmvoll iſt der Tod bei ſolcher That.
Bei ihm, dem Lieben, werd' ich ruhn, die Liebende,
Die frommen Frevel übte: muß ich längre Zeit
Den Unten doch gefallen, als den Lebenden.
Denn dort ja werd' ich ewig ruh'n: wenn dir's gefällt,
Entehre du, was Göttern auch ehrwürdig ſcheint.

Ismene billigt das Unternehmen an ſich, aber es fehlt ihr an Kraft und Muth, es zu vollbringen, und eine Thorheit ſcheint ihrs, nach Unmöglichem zu ſtreben, indeß Antigone mit klarem Blicke dem Tod ins Auge ſchaut.

Drum laſſe mich und meines Sinnes Unverſtand

(ruft ſie am Schluſſe dieſer Eingangsſcene der um ſie zagenden Schweſter zu)

Dieß herbe Loos erdulden. Nichts erduld' ich doch
So ſchweres, daß mir nicht verblieb' ein ſchöner Tod.

Nach dieſer Einleitung, welche uns die künftige Stellung der Antigone zu dem Gebote des Kreon zeigt, erſcheint der Chor, beſtehend aus angeſehenen bejahrten Thebanern, den Aelteſten der Stadt, welche herbeſchieden ſind von Kreon, damit er ihnen ſeinen Willen eröffne. Der Chor tritt auf mit einem herrlichen Sieges- und Jubellied über die Rettung der Vaterſtadt, gegen deſſen Ende Kreon ſelbſt erſcheint, um das, was er den übrigen Bürgern bereits gebieten ließ, den angeſehenſten Männern in eigner Perſon kund zu thun. Kreon iſt kein Böſewicht, aber er iſt verblendet von ſeiner Herrſchermacht. Wir dürfen die Worte, in welchen er hier dem Chor ſeine Regierungsgrundſätze darlegt, und als deren unmittelbare Folgerung er jenes ſein Gebot betrachtet wiſſen will, nicht für Verſtellung achten. Kreon iſt ein reiner Staatsmenſch, der

dem Nützlichkeitsprinzipe huldigt und nicht daran denkt, daß es auch Gebote der Moral und der Religion gibt, die nach andern als blos menschlichen Maximen abgemessen werden müssen. Nicht, sagt er, achte er den, dem Freunde mehr werth seyen, als das eigne Vaterland, das allein uns Schutz und Sicherheit gewähre. Demgemäß gehe auch jetzt sein Wille dahin, daß Polynikes, der als Feind gegen seine Vaterstadt gezogen, nicht bestattet, sondern nackt den Vögeln und Hunden vorgeworfen werde, obgleich er sein Verwandter sey.

Doch alsbald, nachdem er noch einige Worte mit dem Chore, der sich zum Gehorsam bereit zeigt, gewechselt hat, erscheint einer der Wächter, welche zur Sicherung des Leichnams von Kreon aufgestellt worden sind, und erzählt nach langem, für schlimme Boten charakteristischem Zögern, daß der Leichnam mit Staub bedeckt gefunden worden sei, daß aber jeder Mitwächter aufs heiligste betheure, ja selbst in einem Gottesurtheile zu beweisen bereit sei, daß er nicht der Thäter wäre. Ihn aber hätte das Loos getroffen, diese schlimme Nachricht zu überbringen. — Der Chor vermuthet die Einwirkung eines Gottes, worüber Kreon, als über die Thorheit eines alterschwachen Greises, entrüstet wird. „Wann sahst du Frevler von den Göttern je geehrt?“ Vielmehr hätten unzufriedne Bürger die Wächter bestochen, und diese selbst den Todten bestattet, was sie aber mit ihrem Haupte büßen sollten, woferne sie den Thäter nicht auslieferten.

Nach dieser Scene entfernen sich Beide zu verschiedenen Seiten, und der Chor, erstaunt über das kühne Wagniß, auf den Leichnam, trotz dem strengen Verbot, mitten zwischen Wächtern Sand zu streuen, nimmt davon Veranlassung über die Kühnheit des Menschengeistes überhaupt Betrachtnngen anzu-

ſtellen. Denn der Chor knüpft immer das Einzelne an etwas Allgemeines, Höheres an und gibt dadurch jenem eine tiefere Bedeutung und Begründung.

Plötzlich aber ſieht er die Antigone hereingeführt von dem vorhin abgetretenen Wächter, und ahnt das Geſchehene, und der Bote wiederkehrend erzählt dem gleichfalls zurückkommenden Kreon den ganzen Hergang, wie ſie entdeckt worden ſei, mit umſtändlichen Worten. Die Wächter hätten nämlich den Leichnam wieder völlig vom Staube rein gemacht und ihn unmittelbar den Strahlen der Sonne ausgeſtellt, ſich aber in die Ferne geſetzt. Da ſei Antigone klagend erſchienen, und habe neuen Staub aufgeſtreut, und ſei ſo auf friſcher That ergriffen worden. Es iſt herrlich, wie hier der Dichter Antigone dem Kreon gegenüber gezeichnet hat. Während der Erzählung des Boten blickt ſie betroffen zur Erde; denn ſchwer muß es dem Mädchen auf dem Herzen laſten, ſich vor ſo vielen Menſchen wie eine Verbrecherin anklagen zu hören für eine That, die Pflicht und Schweſterliebe ihr geboten hat. Als nun aber Kreon ſie hart anredet:

> Du, die zur Erde neigt das Haupt, ich frage dich:
> Bekenneſt oder läugneſt die Miſſethat?

ſpricht ſie ohne Entſchuldigung die einfachen Worte, die ihr das Gefühl der gerechten Sache eingibt, feſt und offen:

> Ich that es, frei bekenn' ichs und verläugne nichts.

Und als Kreon voll Unwillen fragt, wie ſie es habe wagen können, wider ſein Verbot zu handeln, ſpricht ſie die bedeutſamen Worte:

> Es war ja Zeus nicht, der es mir verkünden ließ,
> Nicht Dike wars, die bei den Göttern unten wohnt,
> Die ſolche Satzung aufgeſtellt den Sterblichen.

Auch nie ſo mächtig achtet' ich, was du befahlſt,
Um über ungeſchriebnes, feſtes, göttliches
Geſetz hinauszuſchreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und geſtern, nein, in aller Zeit
Lebt dieſes, keinem wurde kund, ſeit wann es iſt u. ſ. w.

und begnügt ſich, rückſichtslos die Sprache der Wahrheit zu reden, ohne Reue, ohne Bitten, ihrem wahrſcheinlichen Schickſale ins Auge ſchauend.

Mit rothgeweintem Angeſicht erſcheint nun Ismene, und es iſt rührend, wie dieſes liebenswürdige, weiche Weſen wieder gut machen will, was ſie vorhin am Bruder und an der Schweſter aus Verzagtheit verſchuldete. Sie, die den fernen Tod gefürchtet hat, will ſich freiwillig dem nahen überliefern. Sie kann ja nicht ohne die Schweſter leben; in ihr fand ſie bisher allein noch Halt und Stütze, nun ſieht ſie ihr eigen Selbſt in der Schweſter vernichtet, und darum erdichtet ſie Theilnahme an der That, die jedoch Antigone abweiſt. Sie ſolle zurückkehren zum Leben, denn ſie lebe noch, während ihre eigne Seele ſchon längſt geſtorben geweſen. Solch einen Wettkampf kann freilich Kreon, der nüchterne Staatsmann, nicht begreifen:

Von dieſen Mädchen (meint er) ward die eine jetzt
Sinnlos, die andre war es ſchon ſeit Anbeginn.

Denn dem bloßen Verſtande erſcheint jeder Enthuſiasmus als Sinnloſigkeit.

Am Schluſſe dieſer Scene erfahren wir noch, daß Antigone die Braut von Kreons Sohne Hämon iſt, und werden dadurch vorbereitet auf die folgende Scene zwiſchen Vater und Sohn. Die beiden Mädchen werden in den Palaſt abgeführt, und der Chor, tief erſchüttert von dem abermaligen Schlag, der die letzten Sprößlinge des Königshauſes getroffen,

wendet sich zu einer allgemeinen Betrachtung menschlichen Unglücks in einem düstren, doch in vielfacher Beziehung wahren Gesange.

Sehr interessant ist die nun folgende Scene zwischen dem Vater und seinem Sohne Hämon. Der Vater fragt ihn mit kurzen Worten, wie er von seinem Befehle denke, und als er anfangs etwas zurückhaltend sich zu fügen scheint, um des Vaters Motive zu erlauschen und dessen Vertrauen zu gewinnen, so lobt ihn dieser, fordert ihn auf bei seinem Sinne zu beharren: eine kalte Umarmung böte ja ein schnödes Weib. Männer dürften sich von keines Weibes Uebermacht bändigen lassen, und

> Wen die Stadt erhoben (meint er), dem gehorche man
> Im Kleinen und Gerechten und im Gegentheil.

Dagegen gibt ihm nun Hämon warnend zu verstehen, es sei nicht gut, wenn Einer seine Ansicht allein für weise achte. Vor dem Könige verstummten die Bürger, aber er, dem Volke näher gestellt, höre die Stimme der öffentlichen Meinung. Die ganze Stadt erhebe die Jungfrau, er solle nachgeben und nicht eine That vollbringen, welche nur der Zorn ihm anzudrohen geboten habe. Allzugroße Starrheit pflege Verderben zu bringen. Aber durch diese Rede des Sohnes wird Kreon nur mehr erbittert. Der Knabe wolle dem Vater Lehren geben? die Stadt solle ihm sagen, was er zu ordnen habe? Er sieht im Sohne nur den Weiberdiener; und allerdings hat ihm Liebe die Zunge beredt gemacht, so wenig er deren selbst Erwähnung gethan hat, wohlwissend, daß vor dem Vater nicht diese Zaubersprache des Gemüthes gilt, sondern nur die kalte Rede über Nützlichkeit und Schaden. Auf diesem Wege allein wenn irgend, wußte Hämon, wäre etwas bei Kreon auszu-

richten, und auch so hat er den reizbaren Mann, trotz aller Vorsicht, nur erbittert. Nun hält er sich auch nicht mehr in den frühern Schranken. In raschem Schlage treibt Rede die Gegenrede.

Zuletzt geht Hämon ab, entschlossen den Tod seiner Geliebten nicht zu überleben, und zeigt dadurch, wie er sie geliebt, besser, als wenn er, wie vielleicht ein moderner Dichter es hätte geschähen lassen, dem Vater zu Füssen gefallen wäre und ihn bei aller Heiligkeit der Liebesgötter beschworen hätte. Was konnte er auch besseres thun, als sterben, wenn die Herrlichste ihres Geschlechtes in den Tod vorausging, die sein war? sie, erst die liebende Tochter und Führerin ihres blinden Vaters in unbekannter Fremde, nun die zärtliche Schwester, die ihr Lebensglück in die Schanze schlug aus Schwesterliebe, ohne dabei der täuschenden Stimme sinnlicher Liebe zu lauschen, die ihr hätte zuflüstern können, sie sollte ihr Leben um ihres Geliebten willen nicht in Gefahr begeben, sondern weder rechts noch links blickend nach des Gewissens Mahnung allein ihrer Pflicht nachgieng. Sollte er sie überleben, die große Seele, die sein gewesen? Und wie sollte er fortleben mit dem harten Vater? wie Beruhigung finden, wenn er nicht durch weise Führung der Götter die Kranke, sondern durch schnöden Menschenbefehl die blühende Jungfrau dahingerafft sah?

Der Chor ahnt das auch; Jeder hatte es geahnt, nur nicht der befangene, auf sein Königthum stolze, gereizte Kreon, der dem Sohne zum Trotz sie fortzuführen gebietet in eine einsame Felsenkluft mit etwas Lebensmitteln versehen, und spottend hinzufügt:

Wohl mag von Hades, welchen Gott allein sie ehrt,
Sie dort Erlösung sich erflehn aus Todesnoth;

Vielleicht erkennt sie endlich auch, daß unbelohnt
Sich mühe, wer verehret, was im Hades ist.

Nach kurzem Gesang über die allbezwingende Macht des Eros sieht der Chor die Antigone hereingeführt zum Todesgang, und kann, trotz seines gehorsamen Sinnes, sich der Thränen nicht erwehren; und es beginnt nun ein tief ergreifender Wechselgesang zwischen ihm und der Antigone. Dieser steht auf einmal das Leben mit seinen Reizen, mit seiner vergebens gehofften schönen Zukunft vor Augen und sagt ihr ein wehmüthiges Lebewohl, und sie umarmt es noch einmal mit dem sehnsüchtigen Kusse der Liebe, mit dem eine Freundin am Munde ihrer auf ewig scheidenden Gespielin hängt. Die jugendliche Königstochter, die blühende Braut des Königssohnes steht ja zum letzten Male in der Mitte der Bürger ihrer Vaterstadt, vor ihrem Vaterhause, im Lichte des blauen Sonnenhimmels, und die nächsten Minuten sollen die Lebende in eine Todtenkammer führen. Wird ja schon der Held bewegt, wenn er im Getümmel der Schlacht einen leichten, schnellen Tod sucht, wie vielmehr die bräutliche Jungfrau, die mitten unter den Ihrigen einem qualvollen, langsamen Ende zugeführt werden soll.

Am Ende dieses Wechselgesanges tritt Kreon auf und befiehlt sie fortzuführen, und nachdem sie noch einmal Alles in ruhiger Rede zusammengefaßt hat, was ihr auf der Seele lastet, wird sie klagend auf Kreons Drängen fortgeführt, während der Chor ihr mehrere Beispiele von Menschen, die ähnliches Schicklal erduldeten, in die Erinnerung ruft.

Geschehen ist die schreckenvolle That, doch bald erscheint auch die Strafe, erst langsam aus der Ferne drohend, dann

Schlag auf Schlag, bis der trotzige Mann sich umwandelt in einen schwachen, des Daseins müden Menschen, und der erbarmungslose Gebieter an seines Thrones Stufen steht, selbst ein Gegenstand des Mitleids.

Hereingeführt an der Hand eines Dieners wird der greise blinde Tiresias, der hochgeachtete Seher, der in so manchen Nöthen der Stadt und dem Kreon selbst schon gerathen hat. Keines seiner Opfer wollte ihm gelingen, alle Zeichen der Götter deuteten auf nahes schweres Unglück. Darum räth er dem Kreon wohlmeinend, den Frevel zu entfernen, und den Todten zu bestatten. Doch was sieht Kreon in dem Diener der Religion? einen mit Geld bestochenen Priester, und spricht das entsetzliche Wort aus:

> Ja wollten auch Zeus Adler ihn (den Leichnam) zum Mahle sich
> Wegraffend tragen an den Thron des Gottes selbst:
> Auch dann .....
> Verwehr ich, daß man ihn begräbt: wohl weiß ich, daß
> Der Menschen keiner einen Gott beflecken mag.

und zwingt durch beißende Wechselreden den Greis, endlich mit klaren Worten ihm den sicher eintreffenden Schicksalsspruch von dem Untergang seines eignen Hauses zu verkündigen.

Nun trifft ihn plötzlich, vom Chore gemahnt, die Wahrheit des furchtbaren Ausspruchs; denn nie noch hat der Greis gelogen. Mit widerstrebendem Herzen gibt er nach, gibt Auftrag, schnell die Ueberreste des Leichnams zu bestatten, und geht selbst ab, das Mädchen zu befreien. Zu spät. Ein Bote verkündet in Gegenwart von Eurydice, der Gemahlin Kreons, den Tod der Antigone und des Hämon, der sich beim Eintritt des Vaters ins Grabgemach vor dessen Augen mit dem Schwerte durchbohrt, und die entseelte Hülle der Braut, die mit ihrem Schleier den Hals sich zugeschnürt

in den Armen haltend, an ihrer Seite das Leben ausgehaucht habe. Sprachlos tritt Eurydice ab. Und kaum erſcheint Kreon wehklagend und zerknirſcht mit beiden Leichnamen, ſo meldet ein Diener aus dem Palaſt den Tod der Eurydice, und im Hintergrunde ſieht man innerhalb der geöffneten Flügelthüren die Entſeelte liegen. Auch dieſen Tod muß er ſehen, der ſich als die Urſache all dieſes Unglücks anklagt, und fruchtlos das Ende ſich wünſchend vom Chor auf das ihm verhaßte Leben zurückgewieſen wird. So bleibt er übrig, der Herrſcher von Theben, dreifachen Tod vor Augen, dreifachen Fluch im Herzen, und muß regieren und leben, bis daß ihn einſt das Schickſal von hinnen rufen wird. An ſeine Diener ſich wendend ſpricht er zum Schluſſe:

Nunmehr führt mich weg, den unnützen Mann,
Der dich, Trauter, nicht mit Vorſatz erſchlug,
Noch dich, Gattin! Weh! ich weiß nicht, wohin
Ich ſchaun ſoll, auf wen. Alles verſank vor mir,
Splittert in Trümmer hin! Herabſtürmend traf
Mit qualvollem Schlag das Unglück mein Haupt.

So geht er ab, und mahnend wendet ſich der Chor an die Zuhörer mit der weiſen, aus dem ganzen Stücke gezogenen Lehre:

Viel köſtlicher iſt als Glückesgenuß
Der bedächtige Sinn; ſtets hege darum
Vor dem Göttlichen Scheu! Der Vermeſſene büßt
Das vermeſſene Wort mit ſchwerem Gericht;
Dann lernet er wohl
Noch weiſe zu werden im Alter.

Dieß iſt der Verlauf des Stückes, das als ein Muſter der antiken Tragödie ſchon bei den Alten gegolten hat, und ſeinen hohen Werth durch alle Zeiten behaupten wird. Sie ſehen, der Stoff iſt einfach, die Compoſition ohne große

Verwicklung, die Charaktere genau gezeichnet und einander entgegengesetzt, ohne daß der Gegensatz der schroffe und schülerhafte von Tugend und Laster wäre. Kreon fällt durch seine Leidenschaft, durch seinen verblendeten Herrschertrotz, aber nicht durch Schlechtigkeit; darum ergreift uns sein Fall, obwohl wir im Verlauf der Tragödie ihm abhold waren; Antigone aber, das Heldenmädchen, fällt durch den eigenthümlichen Conflikt zweier Gesetze, eines göttlichen und menschlichen, einen Conflikt, in welchen die Menschen zu allen Zeiten gerathen sind, so oft die Herrschenden ihren eignen Willen höher setzten als den Willen Gottes, die Willkühr höher als das Sittengesetz. Und das ist eben das Große an unsrer Tragödie, daß sie von einer weltgeschichtlichen, alle denkenden Köpfe beschäftigenden Idee getragen wird, und der Dichter diesen Conflikt auf eine höchst befriedigende Weise gelöst hat. Antigone, die dem göttlichen Gesetze huldigt, muß untergehen; denn der menschlichen Willkühr ist die Macht zugesellt, aber untergehen mit der Aussicht auf eine schöne Zukunft in der ausgleichenden andern Welt, die ihr mehr werth ist als die leidenvolle dießseitige; die menschliche Willkühr aber genießt ihren Triumph nicht, sondern wird von den Folgen ihrer eignen That, den Rachegeistern des verschmähten höhern Gebotes, gewaltsam zu dem Bewußtsein gezogen, daß eben doch alle die prahlende menschliche Herrlichkeit an sich ein eitles Nichts ist. Ist's denn anders auf dem weiten Theater der ganzen Weltgeschichte? Wo sich Willkühr auflehnt gegen die ewigen, in der Menschennatur selbst begründeten Rechte und Pflichten, da zerstört sie das Edle und Schöne, aber sie geht unter durch ihr eignes Werk, indeß jenes von ewiger, allgemeiner Dauer in andern Formen herrlicher geworden durch

ſeinen eignen ſcheinbaren Untergang fortlebt. Dieſe Idee alſo iſt die Einheit und der Mittelpunkt unſrer Tragödie, auf welchen alle einzelnen Theile derſelben bezogen werden müſſen.

In dieſen Theilen ſelbſt aber iſt kein zu viel, noch zu wenig, kein Zufall, ſondern Maaß, Ordnung und Nothwendigkeit. Der Entſchluß der Antigone und die Bedenken der Ismene, das Gebot des Kreon mit ſeinen Motiven, der Bericht des Boten von der geſchehenen That, die Entdeckung der Thäterin, ihre Rechtfertigung und Verurtheilung, die warnende Stimme des Hämon, die Weiſſagung des Thireſias folgen ſich mit ſo entſchiedener Natürlichkeit, daß Niemand einen andern Zuſammenhang der Dinge erwarten würde. Auch daß Kreon nach langem Widerſtreben endlich nachzugeben bereit iſt, hat der Dichter mit Weisheit und Ueberlegung angeordnet, damit ſein folgendes Unglück ein verſöhnendes Mitleidsgefühl erwecke, wie die Reue des ſterbenden Sünders. Würde Kreon bei ſeinem Starrſinn beharrend vom nachherigen Leiden überwältigt worden ſein, ſo würde dieſes in den Zuſchauern das Gefühl der Schadenfreude, alſo eine unſittliche Stimmung, erwecken, während es doch Zweck der Tragödie bei den Alten war, die Gefühle zu läutern und zu veredeln. Des reuigen Sünders Untergang iſt ſo nothwendig, wie der des verſtockten, aber jener iſt tragiſch, dieſer nicht. Nur der ſchnelle Tod der Eurydice möchte etwas Befremdendes für uns haben. Wir begreifen zwar den gewaltigen Schmerz einer Mutter, welche plötzlich den Tod ihres geliebten Sohnes vernimmt, aber daß ſich dieſer Jammer ſogleich zum Selbſtmord verkehren ſollte, ſcheint uns doch etwas unbegreiflicher zu ſeyn. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe ſich jedoch Folgendes bemerken: Erſtens war dieſer gewaltſame Tod der Eurydice dem Dichter

von der Sage gegeben, und er hatte also ein Recht denselben zu benützen; zweitens hatte die Mutter erst wenige Tage vorher ihren jüngern Sohn Menökeus gleichfalls durch gewaltsamen Tod verloren, und es ist daher wohl erklärlich, daß sie diesen andern Sturm nicht überleben konnte. Jener frühere Todesfall wird zwar in unsrem Stücke nicht selbst erwähnt, doch angedeutet dadurch, daß sie zum Boten sagt, sie sei im Leiden nicht ungeübt.

So hätte ich Ihnen denn des Sophokles Antigone dem Gang und der Idee nach vorgeführt, und einzelne Hauptstellen daraus mitgetheilt nach der meisterhaft gearbeiteten Uebersetzung des Sophokles von Donner, die alle früheren weit hinter sich läßt und alles das leistet, was man von einer Uebersetzung erwarten kann.

Es würde mir eine große Befriedigung gewähren, wenn meine Darstellung Ihre Theilnahme für dieses Stück gewonnen hätte, das vor allen antiken Produkten der tragischen Muse verdient hat, die Aufmerksamkeit eines Königes zu erregen und unter Mitwirkung eines großen Componisten durch einen berühmten Dichter den Augen des gebildetsten Theaterpublicums vorgeführt zu werden.

VI.

Erinnerungen an Kupetzky.

Von

Dr. M. M. Mayer.

Es sey mir erlaubt mit wenigen, schmucklosen Worten an einen Mann zu erinnern, den einst Kaiser und Könige, Fürsten, Grafen und Barone seiner Kunst wegen schätzten, dessen Werke heute noch die Bewunderung der Kenner erregen, und Zierden der Gallerien sind, der gerade vor 100 Jahren in unsern Mauern starb, dessen Grab ich aber jetzt nur mit Mühe noch auffinden konnte. Dies ist Johann Kupetzky.

Johann Kupetzky wurde im Jahre 1667 zu Pösing in der Preßburger Gespannschaft in Niederungarn, wohin seine Aeltern, weil sie sich zur Sekte der Böhmischen Brüder bekannten, aus Böhmen gezogen waren, geboren. Sein Vater wollte ihn zu einem Weber in die Lehre geben, da aber dieses Handwerk des Knaben reger Geist unausstehlich fand, so lief er in einem Alter von 15 Jahren seinem Lehrmeister davon. Als er, ungewiß was er anfangen sollte, bettelnd umherzog, kam er auf das Schloß des Ungarischen Grafen Czobar, welches gerade von Klaus, einem Maler aus Luzern, ausgebessert wurde; Kupetzky sah dem Maler zu, nahm endlich eine

Kohle und zeichnete einige Verzierungen an der Mauer so gut nach, daß der Graf und der Maler darüber erstaunten. Als ihn der Graf fragte, wer sein Lehrmeister gewesen sey, sagte er: ich bin es selbst, worauf der Graf, der das schlummernde Talent sogleich erkannte, ihn dem Maler Klaus in die Lehre gab, und 100 Thaler Lehrgeld zahlte. Drei Jahre lernte er bei Klaus in Wien, arbeitete unermüdet, und studirte besonders die Gemälde Karl Loth's. Nach überstandener Lehrzeit ging er nach Italien, wo es ihm anfangs, bis Füeßli sich seiner annahm, sehr kümmerlich ging. Bald aber fand sein Talent Anerkennung. Mehrere Fürsten, deren Bildnisse er gemalt hatte, wollten ihn in ihren Dienst nehmen, was er aber jedesmal ausschlug, obschon ihm die annehmbarsten Bedingungen gemacht wurden. Nach einem 22 jährigen Aufenthalte in Italien, kehrte er endlich nach Wien zurück, und heirathete, aus Dankbarkeit gegen seinen verstorbenen Lehrmeister Klaus, dessen, in kümmerlichen Umständen lebende, Tochter, Susanna, was ihn aber lebenslang reute. In Wien erwarb er sich durch seine Gemälde bald solchen Ruhm, daß er alle anderen Maler verdunkelte und von dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen und allen Fürsten und Vornehmen hochgeschätzt wurde. Im Jahre 1716 wurde er zu Peter dem Großen nach Karlsbad gerufen, um ihn zu malen. Anfangs fürchtete er sich vor demselben, gestand aber nachher, daß er nie gegen einen Fürsten größere Hochachtung gefühlt habe. Peter der Große wollte ihn in seine Dienste nehmen, was er aber, weil er seine Freiheit über Alles liebte, ausschlug. Ein Gleiches that er als Kaiser Karl VI. ihn zu seinem Hofmaler machen wollte, worüber der Kaiser so aufgebracht wurde, daß er sagte: Kupetzky ist ein geschickter Maler, aber in seiner Aufführung ein Narr!

Der Neid der Maler und die Furcht, wegen seines Glaubens verfolgt zu werden, bewogen ihn endlich Wien zu verlassen, und sich nach Nürnberg zu seinem alten Freunde, dem geschickten Landschaftmaler, Georg Blendinger, den er in Italien kennen gelernt hatte, zu begeben, der ihn mit Freude aufnahm. Kaum war es bekannt geworden, daß Kupetzky sich in Nürnberg aufhalte, als er von dem Churfürsten zu Mainz, dem Herzog von Gotha, dem Markgrafen von Ansbach, dem Bischoffe zu Würzburg und anderen Fürsten ersucht wurde, zu ihnen zu kommen und sie zu malen. Kupetzky ließ sich aber nicht bewegen zu ihnen zu kommen, weshalb diese Fürsten nach Nürnberg reisten, um von ihm gemalt zu werden. Viele Fürsten wollten ihn auch in ihre Dienste nehmen, so z. B. der König von England, die Königin von Dänemark, allen aber schlug er es ab, er wollte frei und ungebunden seyn. Kupetzky wohnte im Anfange seines Hierseyns in einem Ebner'schen Hause am Bayersberg, dann in dem sogenannten Hertelshofe, in welchem auch sein Freund Blendinger wohnte. So angenehm Kupetzky auch in Nürnberg lebte, so hochgeehrt er auch wegen seiner Kunst war, so hart traf ihn auch das Unglück; gerne hätte er alle Ehre und allen Ruhm entbehrt, wäre sein Liebling, seine einzige Hoffnung, ihm nicht durch den Tod entrissen worden. Am 6. November des Jahres 1733 starb nämlich sein Sohn, Christoph Johann Friedrich, in dem Blüthenalter von 17 Jahren und 2 Wochen an den Blattern. Er hatte in der Lateinischen und Griechischen Sprache, so wie in der Musik schon treffliche Fortschritte gemacht, zeichnete und malte so, daß man sich in ihm den zweiten Kupetzky versprach. Der Vater war untröstlich, er wurde fast wahnsinnig, so daß er den Sohn gar nicht begraben lassen wollte. Dieser schwere

Verluſt und andere häusliche Widerwärtigkeiten verurſachten, daß das Podagra, womit er häufig geplagt war, in den Leib trat und er an der geſulzten Waſſerſucht, unter großen Schmerzen, am 17. Juli des Jahres 1740, in dem 73. Jahre ſeines Alters, ſeinen Geiſt aufgab. Am 20. Juli wurde ſein Leichnam in der Frühe, ohne Geſang, ohne Glockengeläute, ohne prieſterlichen Segen, und ohne daß ſein Name an die Leichentafel geſchrieben wurde, weil er ein Böhmiſcher Bruder war, auf dem St. Johanniskirchhofe in das Grab E. 320. zu ſeines Sohnes Leiche gelegt.

Sein muſterhafter Wandel, ſeine Demuth, ſein Eifer den Armen wohlzuthun, Eigenſchaften, wodurch ſich von jeher die Böhmiſchen Brüder ausgezeichnet hatten, machten ihn als Menſchen Allen die ihn kannten, lieb und werth. Der beſte Beweis ſeines edlen Charakters iſt unſtreitig ſein Teſtament, welches aber durch die Bemühungen ſeiner Frau, der es aber auch wenig Segen brachte, widerrufen und aufgehoben wurde. Außer verſchiedenen kleinen Summen, die in die öffentlichen Armenhäuſer der Stadt vertheilt werden ſollten, vermachte er den Armen 600 Gulden, welche von dem damaligen Prediger bei St. Egydien, Dr. Pfizer, nach deſſen Gutdünken vertheilt werden ſollten. Ein Gemälde, wozu ihm ein Traumgeſicht, das er von ſeinem Sohne hatte, den Stoff gab, legirte er auf das Rathhaus mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es nur zum Beſten der Nürnberger Armen verkauft werden dürfe. Ueber ſein ganzes Vermögen verfügte er alſo, daß das Kapital, wenn es durch den Verkauf ſeiner Gemälde vermehrt worden ſey, angelegt und als ein Fideicommiß behandelt werden ſollte, ſo daß ſeine Wittwe die Intereſſen von 6000 Gulden lebenslang beziehen, die Zinſen von dem Ueberreſte aber,

und, nach Absterben seiner Frau, von dem ganzen Kapital, theils seinen Geschwistern oder deren Nachkommen, theils den Salzburgischen Emigranten und anderen Hülfsbedürftigen, wobei er auch die beiden Armenschulen nicht vergaß, zufließen sollten.

Von den Gemälden, welche Kupetzky hinterlassen hatte, kaufte der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, Karl Wilhelm Friedrich, allein 29 Stücke für 16,000 Gulden.

Was Kupezky's Kunst betrifft, so sind alle Kenner darinnen überein, daß er seinen Werken durch Wahrheit und Natur ein Leben zu geben wußte, wie es nur Wenigen gelang. Er war unstreitig einer der größten Portraitmaler Deutschlands. Seine Köpfe hatten die Stärke von Rubens, das Zarte und Geistige von van Dyk und den Schatten und die Zauberei von Rembrand. Bei seinen Portraiten sah er vorzüglich auf schöne Darstellung der Köpfe und Hände, weniger auf die Draperie. Einer seiner besten Schüler war Gabriel Müller, der seinen Meister so treu nachahmte, daß man ihn auch Kupetzky-Müller nannte.

Von den vielen Anekdoten, welche noch von Kupetzky bei uns in Nürnberg erzählt werden, will ich nur eine anführen: Als einst ein vornehmer Herr sich von Kupetzky hatte malen lassen, und weil er den Preis 100 Dukaten, den der Künstler verlangte, zu hoch fand, das Gemälde tadelte und sagte, es sey ihm nicht ähnlich, nahm Kupetzky das Bildniß zurück, und verlangte blos eine bestimmte, schriftliche Erklärung, daß es nicht ähnlich sey, und deshalb nicht angenommen wurde. Als Kupetzky die verlangte Erklärung erhalten hatte, malte er auf den Kopf des Portraits eine Schelleukappe, ließ so etwas wie Eselsohren darunter hervorschauen, und stellte es so auf dem Trödelmarkte zum Verkaufe aus. Jung und Alt erkannte

sogleich, auch unter der Schellenkappe, den nicht getroffen seyn wollenden Herrn, und es blieb nichts übrig, als das Gemälde um einen weit höhern Preis zu kaufen, als früher der Künstler verlangt hatte.

Soviel zur Erinnerung an Kupetzky. Möchte es dazu dienen, sein Grab, das bis jetzt nicht bekannt war, und das ich zuerst wieder aufgefunden habe, in etwas von den andern Gräbern ausgezeichnet zu sehen, da es ihm jetzt vielleicht verziehen werden kann, sich zur Sekte der Böhmischen Brüder, der er durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung angehörte, bekannt zu haben.

VII.

Ophelia.

Von

Dr. W. B. Münnich.

Selbſt Tugend nicht entgeht Verläumdertücken,
Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an
Zu oft, noch eh' die Knospe ſich erſchließt ....

Dieſe Worte der Warnung, welche der junge Laertes ſpricht, auf daß ſeine Schweſter Ophelia in ihrem Benehmen gegen Hamlet die äußerſte Vorſicht und Behutſamkeit beobachten möge, müſſen wir leider prophetiſche nennen. Denn nicht leicht möchte es ein anmuthigeres Kind dichteriſcher Phantaſie geben, welches von der überfeinen Kritik ärger mißhandelt worden wäre, als dieß der holden, unglücklichen Ophelia begegnet iſt. Und wer ſind diejenigen, welche die Thauperlen von der halbgeöffneten Roſe mit ſo roher Fauſt gewiſcht haben, daß ſie entblättert, in den Staub getreten vor uns liegt? Deutſche ſind es, Poeten, Kritiker, deren Namen man nur mit Anerkennung, wo nicht mit blinder Verehrung zu nennen gewohnt iſt, — Göthe und Ludwig Tieck. Jener macht ein lüſternes Ding aus ihr, deſſen Phantaſie angeſteckt geweſen ſey, und deren Liebesunglück darin beſtanden habe, daß ihre liebevollen Begierden, von denen ſie für Hamlet glüht,

aller Aussicht auf Befriedigung beraubt werden. — Dieser behauptet sogar, des Laertes Warnungen seyen zu spät gekommen, Ophelia habe dem Hamlet Alles gewährt gehabt, was ein Mädchen dem Manne nur gewähren kann. Darum behandle sie Hamlet auch stets verächtlich, und die lüsternen Lieder, welche sie im Wahnsinn singe, verriethen deutlich genug, welche Vorstellungen und Begierden sie innerlich beschäftigt hätten, so lange sie noch bei Vernunft gewesen. — Es wäre nicht zu glauben, daß es möglich wäre, eine solche Vorstellung von Ophelien zu fassen, wenn es nicht geschehen, und bereits von sogenannten denkenden Schauspielern für die Darstellung benützt worden wäre. — Fragen wir aber nach, welche Gründe denn jene litterarischen Choragen anführen, um ihre arge Meinung zu unterstützen; so bleiben sie uns eine genügende Antwort schuldig. Denn wenn Tieck einen Accent darauf legt, daß nur so Sinn und Haltung und Zusammenhang in den wirklichen Wahnsinn Opheliens und in manche Aeußerungen des gemachten Wahnsinns des Hamlet zu bringen sey; so kann es — mit aller sonstigen Achtung vor Tieck sey es gesagt — wohl kein tolleres Motiv geben, als dieses. Wir wissen wohl, daß es überfromme Irrenärzte giebt, welche jeden Wahnsinn aus moralischer Depravation ableiten; aber daß der Aesthetiker solchen, überdieß keineswegs unbestrittenen, irrenärztlichen Grundsätzen zu folgen habe, ist bisher nicht bekannt geworden. Statt Opheliens Charakter daher aus ihren wahnsinnigen Reden zu construiren, wollen wir lieber sehen, was Shakspeare wirklich über ihr Verhältniß zu Hamlet angedeutet hat.

Zu allererst erfahren wir von Opheliens Liebe zu Hamlet in der Abschiedsscene etwas, in welcher Laertes ihr Vorsicht,

möglichſte Zurückhaltung gegen Hamlets Bewerbungen anräth. Dieß geſchieht aber in Ausdrücken, welche auch nicht zu der leiſeſten Vermuthung berechtigen, es ſei ihm irgend etwas Unziemliches bekannt geworden. Laertes wagt nicht zu behaupten, daß Hamlets Bewerbungen nur ein leichtfertiges Hofmachen, Spiel des Blutes, nur Duft und Labſal des Augenblicks und weiter nichts ſeyen, ſondern, Ophelia ſolle es nur dafür nehmen, nur dafür halten. Vielmehr gibt er ſogar zu, daß Hamlet Ophelien wirklich liebe, daß kein Arg' und kein Betrug bis jetzt die Tugend ſeines Willens beflecke; aber befürchten ſolle ſie, daß ihm bei ſeinem Rang ſein Wille nicht gehöre, daß er nicht, wie geringe Leute, für ſich ausleſen könne; daß ſie ſeinen Liebesverſicherungen alſo nur ſo weit glauben möge, als Dänemarks geſammte Stimme geht. Sie ſolle daher nicht zu gläubig ſeinem Liede lauſchen, ihm nicht weiter entgegen kommen, als ſich mit Ehre und Keuſchheit verträgt. — Was aber entgegnet Ophelia auf dieſe Rathſchläge, welche in ihren letzten Worten allerdings zu weit gehen, dem weiblichen Ehr- und Zartgefühl zu nahe treten? Sie nimmt ſie im Bewußtſeyn ihrer Reinheit dankbar, und in durchaus würdiger Weiſe an, indem ſie ſagt: Ich will den Sinn ſo guter Lehre bewahren als Wächter meiner Bruſt, d. h.: Ich verkenne die Abſicht deiner Worte nicht, obgleich ich nicht verdient habe, daß ſie im Tone einer Zurechtweiſung, und als ob ich ihrem Sinn gemäß nicht ohnedieß gehandelt hätte oder handeln würde, ausgeſprochen worden ſind; und darum will ich ihrer eingedenk ſeyn. Daß ſich Ophelia gleichwohl durch des Laertes Worte, welche Mißtrauen in ihr weibliches Ehrgefühl verrathen, verletzt fühlt, iſt natürlich und ganz in der Ordnung; und es darf uns daher gar nicht befremden, daß

ſie ihm die Warnung zurück giebt. (Wozu ſie freilich, wie wir aus des alten Polonius Anſtalten, den Herren Sohn in Paris heimlich beobachten zu laſſen, abnehmen können, doppelt berechtigt war.) Wenn Tieck nicht begreifen kann, wie ein unſchuldiges Mädchen dabei der Worte ſich bedienen konnte:

Derweil als frecher, lockrer Wollüſtling
Er ſelbſt den Blumenpfad der Luſt betritt.

ſo begreifen wir nicht, wie man von einem erwachſenen Mädchen, das noch dazu, wie Ophelia, am Hofe lebt und wenn von ſonſt Niemandem, gewiß von ihrem geſchwätzigen Vater oft genug über das ausſchweifende Leben junger Männer ganze Kapucinaden vernommen hat, in dem Sinne völlige Unſchuld verlangen könne, daß ſie von all' dieſen Dingen gar nichts wiſſen ſolle. Von ſolcher paradieſiſchen Unſchuld kann und ſoll weder im Leben, noch in der dramatiſchen Poeſie die Rede ſeyn, wohl aber von züchtigem Sinn und Charakter, welcher unſaubere Gedanken, Empfindungen und Strebungen von ſich fern hält und niederkämpft. Eine ſolche ſittliche, feſte und reine Geſinnung beſteht ſehr wohl mit Ophelia's Antwort, in welcher ſie ihrem Bruder ſagt: Mein Herz iſt nicht ſo unbewacht, wie du meinſt, ich kenne die männlichen Leidenſchaften und erkenne ſie an dem, der, wie du, nicht frei davon iſt. — Wahr bleibt inzwiſchen, daß die Ausdrücke: frecher, lockrer Wollüſtling zu derb in dem Munde eines zarten Fräuleins ſind. Aber dieſe Ausdrücke hat nicht Shakſpeare, vielmehr hat ſie Schlegel, der ſonſt ſo Vieles matt und überzart überſetzt hat, erſt ſo derb gemacht. Like a puff'd and reckless libertine *) heißt: als ſtolzer und ſorgloſer Freigeiſt,

*) Libertine heißt freilich Wüſtling, aber auch Freigeiſt.

was einzig und allein in den Zusammenhang der Stelle paßt, die also lautet:

Doch, liebster Bruder,
Laß mich nicht, wie unfromme Pred'ger thun,
Den steilen Dornenpfad zum Himmel seh'n,
Derweil als stolzer und sorgloser Freigeist
Du selbst den Blumenpfad der Lust betrittst
Und Deines eignen Raths vergiß't.

So weiset sie den zu verletzend gewordenen Warner mit Ruhe und Würde, aber auch mit Ernst in seine Schranken zurück; welcher denn auch das Gespräch mit einem eben so eilfertigen als leichtfertigen: „O fürchtet nichts! Zu lange weil' ich" — abbricht. Erst nachdem Polonius hinzugetreten, ihm Lebensregeln und seinen Segen gegeben hat, sagt er noch einmal: Leb' wohl, Ophelia, und gedenk an das, was ich dir sagte. Aber auch hier antwortet ihm Ophelia mit derselben ruhigen Würde und Sicherheit, die nur ein ungetrübtes Selbstgefühl einem jungen Mädchen geben kann:

Es ist in mein Gedächtniß fest verschlossen,
Und ihr sollt selbst dazu den Schlüssel haben.

Was heißt dieß anders, als: Ich werde ganz dem Sinne deiner gutgemeinten Lehre leben; nicht ein Wort soll an mich verschwendet seyn, ein jedes werde ich buchstäblich zu erfüllen wissen. — Mit derselben Offenheit des reinen Gewissens gesteht sie sodann ihrem neugierig forschenden Vater, daß Laertes wegen Hamlets mit ihr gesprochen habe. Und als Polonius mit einem Gepolter über sie herfällt, welches nur seinem Alter und seiner väterlichen Besorgniß, die für das geliebte Kind das Aergste fürchtet, zu gute gehalten werden kann; — wie einfach, klar und fest antwortet sie da wieder: Er hat seither Anträge mir gemacht von seiner Zuneigung

und — Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen in aller Ehr' und Sitte — Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr, Beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels. — Als nun aber der alte Herr, trotz dieser mit Zuversicht und Wahrheit gegebenen Erklärungen, in welcher sich die entschiedenste Gewißheit der Liebe, das festeste Vertrauen zu dem Geliebten ausspricht, ihr gebietet, den Umgang abzubrechen: so gelobt sie ohne Murren und Klage Gehorsam dem väterlichen Gebot; und was mehr ist, sie erfüllt sogleich, wenn auch mit gebrochenem Herzen und zu ihrem Unglück, was sie gelobt. Sie weiset fortan Besuche und Briefe Hamlets zurück. Könnte man dem schönen Kinde zürnen, so wäre es höchstens wegen dieses unbedingten Gehorsams, der beinahe den Verdacht zuläßt, den wohl auch Hamlet auf Augenblicke gefaßt haben mag: sie habe ihn nicht so ganz von Grund ihres Herzens geliebt, sondern sich seine Anträge bedeutendentheils nur gefallen lassen, um etwa die Gemahlin eines Königsohnes zu werden. Aber gegen diese Annahme spricht alles Folgende, was Zeugniß von ihrer wahren, innigen, unauslöschlichen Neigung zu Hamlet gibt; und so kann sie nur um so höhere Achtung, ihr Geschick aber nur um so größeres und reineres Mitleid einflößen. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Betrachten wir vielmehr genau, was die nächste Scene, in welcher von Hamlets Liebe zu Ophelien die Rede ist, für Aufschlüsse gibt. — Es ist die Scene, in welcher Ophelia erschreckt Bericht erstattet über den letzten, stummen Besuch, welchen Hamlet ihr gemacht. Erwägen wir jedes Wort des Berichtes, so geht daraus zwar nicht gerade des Polonius Meinung, aber doch soviel hervor, daß Hamlet durch Opheliens Zurückweisung, welche ihn unvermuthet und in einer Zeit

trifft, da er der Aufregung, welche seine Unterredung mit dem Geist in ihm hervorgerufen, noch kaum Herr geworden seyn konnte, auf's tiefste ergriffen, in den Wurzeln seines Daseins verwundet, an den Abgrund der Verzweiflung gebracht worden. Was man auch von dem Charakter Hamlets denken mag: ein fein, tief und feurig empfindendes Gemüth wird man ihm nicht absprechen dürfen. Nun war er vom Tode des angebeteten Vaters schon hart genug betroffen worden; diesem war die Verheirathung seiner Mutter mit dem Oheim gefolgt, welche er als doppeltes und dreifaches Verbrechen haßt, da dieselbe erstens (nach den durch das ganze Stück herrschenden religiösen Vorstellungen) als eine blutschänderische, dann als eine persönliche, unverzeihliche Treulosigkeit, endlich als ein Raub erscheint, der an Hamlets Vorrecht, an seines Vaters Stelle gewählt zu werden, begangen worden. Wie sehr Hamlet schon hiedurch aufgebracht, erschüttert, an dem, was ihm theuer war, irre geworden sey, spricht sich in dem ersten Monolog aus, welcher die Audienzscene schließt:

O schmölze doch dieß allzu feste Fleisch,
Zergieng und löst' in einen Thau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! — Gott! o Gott!
Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt! ꝛc.

In demselben Monolog ruft er schon, freilich noch in alleiniger Beziehung auf seine Mutter aus: Schwachheit, dein Nam' ist Weib! So trifft ihn die Geisterscene und nicht lange darauf Opheliens vom Vater befohlene Zurückweisung der Besuche und Briefe. Ist es unter diesen Umständen zu viel, wenn wir behaupten, er sey dadurch an den Rand der Verzweiflung gebracht worden, und habe in der

aufgeregteſten Stimmung Ophelien beſucht? Welches waren aber die Gefühle, die ihn zu ihr trieben, die ihn erfüllten, als er bei ihr war? Dieß zu enträthſeln, iſt nicht zu ſchwer, wenn man Opheliens Bericht aufmerkſam lieſet und ſich dabei in Hamlets Charakter und Lage zu verſetzen vermag. Tiefſter, heftigſter Seelenſchmerz ſpricht ſich auf dem bleichen Angeſicht, in dem Blick aus, der von dem entſetzlichſten Jammer erfüllt iſt. Aber kein Wort geht über ſeine Lippen; mit der Gebährde des gekränkten Stolzes ſieht er Ophelien prüfend an, mit dreimaligem Kopfſchütteln, dem ein tiefer, banger Seufzer folgt, als ſollt' er ſeinen ganzen Bau erſchüttern, was kann er anders ſagen, als: Alſo auch du, deren Liebe und Treue bisher das Einzige war, was mich noch mit dem Leben verband und verſöhnte, auch du haſt mich getäuſcht, oder du haſt dich über mich täuſchen, gegen mich mißtrauiſch machen laſſen, deine Liebe war nicht ſtark genug, um Einflüſterungen abzuweiſen. Wohl, es ſey! auch dieſer letzte, bitterſte, die feinſten Fibern meines Herzens zerreißende Schmerz muß erduldet ſeyn; aber dein Bild kann und ſoll man nicht aus meinem Herzen reißen. So geht er, unverwandten Blicks ſich umſchauend, von ihr. — Polonius, als er dieß vernommen, klagt ſich ſogleich ſelbſt an, daß er in ſeinem Argwohn zu weit gegangen ſey, bedauert, daß er der Tochter geboten habe, auf der Stelle allen Umgang abzubrechen.

Aber weiter! Sollten nicht jene Liebesbriefe Hamlets, welche der alte Polonius von ſeiner Tochter überliefert bekommt und die derſelbe vor König und Königin auskramt, jener Verdächtigung des Verhältniſſes zwiſchen Ophelien und dem Prinzen Vorſchub leiſten? Man hat wirklich die Ueberſchrift: „An ihren trefflichen, zarten Buſen“ höchſt bedenklich gefunden.

Und wir würden es höchſt bedenklich finden, an dem guten und geſunden Geſchmack des Prinzen nur irre werden, wenn er nicht auch die natürlichen Reize ſeiner Geliebten zu ſchätzen gewußt, wenn er ſich etwa in ein Weſen aus Nebeldunſt und Mondesſtrahlen verliebt hätte. Eine Liebe der Geſchlechter zu einander kann und ſoll nicht ohne alle Sinnlichkeit ſeyn, und die Liebhaber ſind die wahren Epikuräer, welche reine Platoniker ſpielen, nicht aber die, welche ſich und der Geliebten nicht verhehlen, daß ſie ihnen an Leib, wie an Seele wohl gefällt. Wie ehrlich und innig aber Hamlet Ophelien liebt, zeigt wohl der Brief, den ſelbſt Polonius als den betrachtet, der am entſchiedenſten die ernſte, wahre Neigung des Prinzen zu ſeiner Tochter ausſpricht:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Doch an meiner Liebe nicht.

O liebe Ophelia, es gelingt mir ſchlecht mit dem Sylbenmaße; ich beſitze die Kunſt nicht, meine Seufzer zu meſſen, aber daß ich dich beſtens liebe, o Allerbeſte, das glaube mir. Leb wohl.

Kann wahre Neigung ſich einfacher und überzeugender ausſprechen? Hiezu kommt, daß dieſer letzte und bedeutendſte Brief keinen Zweifel darüber Raum läßt, daß Ophelia Hamlets Verſicherungen noch nicht als unbedingt glaubhafte angenommen, keineswegs ſeine Liebe ſo erwiedert habe, als er wünſchen mochte. Wozu ſonſt dieſe Betheuerungen, die er ſelbſt Seufzer nennt, welche bei Gewißheit der Gegenliebe etwas überflüſſig wären. — Wenn er nun mit ihrem Vater, den er als Urſache der Zurückweiſung anſieht, wo er mit ihm zuſammentrifft, ziemlich unſanft umgeht; ſo widerſpricht dieß

der Wahrheit, Reinheit und Tiefe seines Gefühls nicht: vielmehr ist sein Zorn über den alten Narren weit eher gerade daraus zu erklären. Er durchschaut den Alten, daß er aus Augendienerei gegen den König gehandelt habe, wirft ihm indirekt Unredlichkeit vor und räth ihm dann, sarkastisch genug sein Mißtrauen, das er in seine Tochter und in ihn gesetzt hatte, persifflirend, er möge seine Tochter nicht in die Sonne gehen lassen, da sie — empfangen könne. Besser und beißender zugleich konnte dem alten Schwätzer, wenn er's hätte verstehen können, wohl nicht gesagt werden, wie völlig grundlos seine Besorgnisse gewesen seyen. Gleichwohl hat auch weder Wilhelm Meister, noch der Dresdener Dramaturg etwas davon gemerkt, der doch den wirklichen Wahnsinn zum Beweis des gesunden Seelenzustandes auszubeuten versucht hat. Allein weder der wirkliche, noch der gemachte Wahnsinn gibt einen so schlagenden Aufschluß über Hamlets wahre Gesinnung gegen Ophelien, als anderthalb Verszeilen, welche seinen Lippen entschlüpfen, als er nach dem berühmten Monolog: To be or not to be: Ophelien unvermuthet erblickt:

Nun sey gelassen!
Die holde Ophelia! — Nymphe, wenn du betest,
Gedenk' all meiner Sünden auch. — *)

Man beachte, daß er dieß für sich sagt! Und nun frage Jeder: Ob ein junger Mann, ein Prinz, mag man ihn nun als einen leichtfertigen Libertin, oder nur als einen leiblich

---

*) Soft you now!
The fair **) Ophelia: Nymph, in thy orisons Be all my sins remember'd.

**) fair heißt schön, rein, hell, ehrlich, freundlich, günstig.

guten Menſchen gelten laſſen, ein Mädchen, in welchem er nur das Geſchlecht geliebt, welches dieſe Liebe ohne Rückhalt erwiedert hat, nachdem ſie ihm den Abſchied gegeben, wie ſeinen guten Engel begrüßen und wünſchen werde, ſie möge Fürbitterin für ihn bei Gott ſeyn? Denn daß die Worte Hamlets, welche dieſen Wunſch ausſprechen, nicht ernſtlich gemeint ſeyen, dieß anzunehmen, iſt gar kein Grund vorhanden, Im Gegentheil: Erſtlich zeigt Hamlet durch das ganze Gedicht eine religiöſe Geſinnung, und zwar im Sinne der katholiſchen Kirche; und ſo darf es uns nicht befremden, wenn er an die Kraft der Fürbitte eines weiblichen Weſens, das ihm ein Bild jungfräulicher Reinheit iſt, glaubt. Daß hier ferner bei'm Anblick der Ophelia dieſer Glaube ſich regt, iſt natürlich. Bekanntlich lieſet ſie in einem Buch, als er ihrer gewahr wird; und ſo macht ſie auf ihn den Eindruck einer Betenden. Der Ausruf aber kommt aus der Tiefe ſeines Herzens, unwillkührlich und nur um ſo wahrer. Es iſt noch kein Wort zwiſchen beiden gewechſelt worden; ſie erſcheint vor ihm, wie ſie in ſeinem Innern lebt, und er vergißt im erſten Augenblick, welche Scheidewand in der Wirklichkeit ſich zwiſchen ihnen erhoben hat. — Allein bald wird er durch ſie ſelbſt, dadurch, daß ſie ihm ſeine Geſchenke zurückgeben will, verletzend genug daran erinnert; und um ſo heftiger tritt nun ſein beleidigtes Gefühl, ſein gekränkter Stolz, dann aber ſeine Liebe, freilich aber in Form der Eiferſucht auf Jeden hervor, der „den Abgott ſeiner Seele", einmal ſein eigen nennen könnte. Hieraus läßt ſich faſt jedes Wort der gewaltigen Scene erklären, die nun folgt. Stolz, Liebe und Eiferſucht kämpfen auf und ab. Da die Verhältniſſe ſo ſind, daß vorläufig an eine Annäherung an Ophelien nicht mehr zu denken iſt: ſo gewinnt das letzte

Gefühl Oberhand und ſpricht ſich in dem Rath, ja Befehl aus: Geh in ein Kloſter, und das ſchleunig!

Ophelia, deren reines Gemüth den labyrinthiſchen Gängen der heftigen Leidenſchaft nicht folgen kann, empfängt nur zwei Eindrücke, den der Wehmuth getäuſchter Liebe, und da ſie glaubt, er rede irre, des tiefſten Mitleidens. „Hilf ihm, gütiger Himmel“ und „ſtellt ihn wieder her, ihr Himmelsmächte“, ruft ſie aus; und wie und was ſie an ihm geliebt, ſpricht ſich, dächte ich, klar genug in dem Selbſtgeſpräch aus, welches ſie nach ſeiner Entfernung hält:

O welch' ein edler Geiſt iſt hier zerſtört!
Des Hoffmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter,
Das Merkziel der Betrachter: — hin, ganz hin!
Und ich, der Frau'n elendeſte und ärmſte,
Die ſeiner Schwüre Honig ſog, ich ſehe
Die edle, hochgebietende Vernunft
Mißtönend, wie verſtimmte Glocken, jetzt;
Dieß holde Bild, die Züge blühender Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich ſah, was ich ſah! und ſehe, was ich ſehe!

Ob die Liebe einer Jungfrau zu einem Manne auf reineren, edleren Motiven ruhen, ob ſie noch mehr über jeden Verdacht der Gemeinheit und der Frivolität erhaben ſeyn könne: wer könnte dieß, wenn er obige Verſe nicht gedankenlos geleſen hat, nur noch einen Augenblick bezweifeln wollen? — Entweder gibt es gar kein über dieſen Verdacht erhabenes Verhältniß beider Geſchlechter, oder das zwiſchen Hamlet und Ophelien iſt als ein ſolches zu nehmen.

Wie ganz anders werden wir nun noch die weiteren Scenen beurtheilen können und müſſen, welche bisher ebenfalls ſind ausgebeutet worden, um Ophelien anzuklagen; während

ſie eben nur die Beklagenswerthe, die Unſchuldige iſt, welche Alles leiden muß, auch jene unbegründete Anklage! —

Die erſte jener berüchtigten Scenen iſt diejenige, welcher Philine in Wilhelm Meiſter nachrühmt, daß ſie wirklich den „ſchönſten Gedanken“ enthalte; und wir können nicht läugnen, Hamlet erlaubt ſich Scherze, die unſern Begriffen von Zucht, Sitte und Anſtand ſchnurſtracks entgegen ſind. Allein, wer weiß nicht, daß Zweideutigkeiten, ja ſelbſt die derbſten Anſpielungen auf das Verhältniß der Geſchlechter zu Shakſpeare's Zeit ſo ſehr zum guten Ton gehörten, daß ſie ſelbſt in den Salons der jungfräulichen Königin Mode waren? — Die damalige Hofſitte wird hiedurch und, wie es ſcheint, durch Uebertreibung gegeißelt; und wie benimmt ſich Ophelia dabei? Sie weiſet jede derartige Frage ſo einſilbig wie möglich zurück, oder wendet ihre Aufmerkſamkeit dem Schauſpiel zu. Ueberdieß geht aus Allem hervor, daß Hamlet, deſſen durchdringendem Verſtande längſt die Meinung des Hofes, daß er aus Liebe wahnſinnig ſey, nicht entgangen ſeyn konnte, hier allerdings den Verliebten ſpielt, um unter dieſer Maske die Wirkung deſto ungeſtörter beobachten zu können, welche das Schauſpiel auf den König machen werde. Dennoch brechen die Grundſtimmungen ſeiner Seele, Groll und Zorn über Mutter und König, ja ſelbſt ſein verletztes Gefühl gegen Opheliens Sprödigkeit an den Tag, letzteres z. B. indem er auf Opheliens Meinung, der Prolog ſey kurz, raſch antwortet: Wie Frauenliebe. Noch mehr iſt dieß in dem Worte der Fall: Ich wollte zwiſchen Euch und Eurem Liebſten den Dolmetſcher machen, wenn ich die Puppen zappeln ſähe. — Und doch liegt hierin noch ein tieferer Gedanke, den Ophelia

durchaus nicht verſtehen kann, ſo wenig als die Ausleger, welche Hamlet nicht verſtehen. —

Außerdem darf bei der Beurtheilung deſſen, was Hamlet in der ganzen Scene ſagt, nicht vergeſſen werden, daß derſelbe ſich in der höchſten Spannung, in der aufgeregteſten, wildeſten Gemüthsſtimmung befindet, daß alſo die Bitterkeit, von welcher er voll iſt, jeden andern Ausweg ſucht, da ſie auf dem wahren ſich immer nur halb Luft machen kann.

Wenden wir uns zu den Hauptgründen der Anklage, zu den lüſternen Liedern, welche Ophelia im Wahnſinn ſingt und in denen von einem Mädchen die Rede iſt, welche zum Liebſten geſchlichen und eben deßwegen von ihm verlaſſen worden ſey. — Daß dieß der Fall Opheliens in ihrem Verhältniß zu Hamlet nicht iſt, wiſſen wir. Nicht einmal iſt ſie die Verlaſſene; vielmehr hat ſie ſelbſt den erſten Schritt zur Trennung gethan, und Hamlet nimmt nur mit gekränktem Gemüth die konventionelle Zurückweiſung in vollem, bitterem Ernſt an. So iſt das Verhältniß gradezu das Umgekehrte: weil ſie ſich zu ſpröde beweiſet, weil ſie dem Geliebten den Zutritt verſagt, verliert ſie ihn. — Aber wie wollen wir den Wahnſinn dann erklären? wie kommt, mit Tieck zu reden, Zuſammenhang und Haltung in den Wahnſinn? Wir haben ſchon oben geſehen, daß es ein verkehrtes, wahnwitziges Unternehmen ſey, Zuſammenhang und Haltung in den Wahnſinn, der eben das Unzuſammenhängende und Haltungsloſe iſt, bringen zu wollen. Etwas anderes iſt es, nach dem Grund, woraus ſich der Wahnſinn erklären läßt, zu fragen; und auf dieſe Frage läßt ſich hier leicht eine Antwort geben. — Ophelia verfällt über des Vaters Tod und über Hamlets, von ihr, wie ſie meint, verſchuldeten Wahnſinn, ſelbſt in Wahnſinn. Mit ihrem Vater

hat sie jede Stütze verloren, mit ihrem Vater, um dessentwillen sie gerade ihren Liebsten aufgegeben und ihrer Meinung nach in Wahnsinn gestürzt hat. Dieser Schlag, des Vaters Tod, dessen Mörder eben wieder ihr Geliebter ist, wodurch sie diesen selbst für die Ewigkeit verloren zu haben glaubt, trifft sie, da sie schon durch alles Frühere im Marke ihres Lebens erschüttert ist — und für ein zartes, innig, aber unglücklich liebendes Mädchen, für eine, dem Vater bis zur schmerzlichsten Selbstverläugnung ergebene Tochter, sollte man meinen, könne der Umstand, daß der Vater vom Liebsten erschlagen wird, sinnverwirrend wirken! — Dieß wird man zugeben, aber die lüsternen Lieder nicht erklärt finden. Gut. Daß sie nicht Ausgeburten ihrer Phantasie sind, sondern Lieder des Volkes, ist ausgemacht; und sie hat sie also gehört, gelernt, höchst wahrscheinlich schon als Kind, wie das zu gehen pflegt, von ihrer Wärterin. Sie haben auf dem Grunde ihres Gedächtnisses geschlummert; der Wahnsinn ruft sie in die Erinnerung zurück, und man kann, ohne daraus eine Anklage gegen sie abzuleiten, allerdings einen anspielenden Zusammenhang mit Gefühlen und Gedanken annehmen, welche ihr in gesunden Tagen sich manchmal aufgedrängt hatten. War ihr denn nicht durch Bruder und Vater vorgestellt worden, ihr Verhältniß zu Hamlet k ö n n e ihr leicht als ein unsittliches ausgedeutet werden? Einem zartfühlenden Gemüth flößt die bloße Möglichkeit schon Besorgniß ein, es möge die üble Nachrede wahr werden, oder gar schon Wahrheit geworden seyn. Je reiner sie sich von Schuld weiß, desto peinigender kann das Gefühl werden, den guten Ruf und gerade dadurch eingebüßt zu haben, daß sie Alles geopfert, ihn zu retten. Solche subjectiven Befürchtungen über die schlechte Meinung Anderer nehmen

ſchon im Traum, warum nicht auch im Wahnſinn, objective Geſtalt an? So ſpricht der Träumende, der Wahnſinnige, der darin ſogar dem dramatiſchen Dichter ähnlich wird, ſelber die dem Andern in den Mund gelegte, gefürchtete Meinung aus. Anſtatt daß die betrübte, der Verzweiflung nahe, aber noch ihrer Vernunft mächtige Ophelia ſich mit dem Gedanken gequält haben würde: Am Ende vergleichen die böſen Zungen dein zerſtörtes Verhältniß zu Hamlet mit dem jenes verworfenen Mädchens, von welchem das Volkslied ſpricht, — ſtatt deſſen ſingt die wahnſinnig Gewordene es ſelbſt. — Ich glaube, dieſe Erklärung wird nicht weit von der Wahrheit entfernt und ziemlich befriedigend ſeyn; ſie macht es aber jedenfalls überflüſſig, die holde Ophelia, die unglücklich genug iſt, um ihren guten Namen, uns ſelbſt aber um einen reineren äſthetiſchen Genuß zu bringen. Gewiß iſt Rührung, Theilnahme und äſthetiſcher Genuß, den uns das ganze Drama und alle Scenen, die Ophelien betreffen, geben, größer, gerechtfertigter und reiner, wenn Ophelia die eben ſo unſchuldige, als liebenswürdige und unglückliche Geliebte Hamlets bleibt, die als Opfer der Verhältniſſe, der Leidenſchaft und der Thorheit Andrer fällt, als wenn wir ſie uns als eine lüſterne, wenn auch noch ſo reizende Soubrette denken müſſen. Wer übrigens einen ſo überreizten Gaumen hat, daß ihm nichts ſchmeckt, was nicht einen haut gout hat, der mag in ſeine Lieblingsſauce tauchen, was er will. Wir wehren und beneiden es ihm nicht Aber erinnern wollen wir auch ihn daran, daß Hamlets Liebe zu Ophelien zwar eine geſtörte und durch ſeine Racheplane zurückgedrängte, aber eine wahre, tiefe und dauernde war. An ihrem Grabe noch ruft er, ihrem Bruder

gegenüber, der in bombaſtiſchen Worten ſeine Bruderliebe gerühmt hatte, ſeiner Mutter die Verſicherung zu:

Ich liebt' Ophelien; vierzigtauſend Brüder
Mit ihrer ganzen Quantität von Liebe
Wogen nicht meine Summe auf.

Endlich ergibt ſich noch aus der ganzen Oekonomie des Stückes, in welchem die Perſonen, wie Licht und Schatten, einander gegenübergeſtellt ſind, ein neuer ſchlagender Beweis für die Richtigkeit unſerer Anſicht. Dem regierenden Lumpenkönig ſteht der gemordete königliche Held, dem rachebrütenden Hamlet der raſch handelnde Fortinbras und der lebensluſtige Laertes, den falſchen Freunden Roſenkranz und Güldenſtern der biedere Horatio, der noch läſternen, alten Königin die reine, jungfräulich liebende Ophelia *) gegenüber. —

*) Auch Johnſon, der an Hamlet ſo Manches auszuſetzen findet, nennt Ophelien: the young. the beautiful, the harmless and the pious.

VIII.

Eine Nacht aus meinem Leben.

Von

L. Marx.

„Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zu Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts was den Menſchen entſetze.
Aber das Ungeheure auch
Lerne ertragen im irdiſchen Leben.
In ſein ſtyg'ſches Boot
Raffet der Tod
Selbſt der Jugend blühendes Leben."

Einen Brief aus der Heimath in der Hand, den ich ſo eben erhalten, ſaß ich in der Werkſtätte, und dachte freudig an meine fernen Lieben; alle waren ſie geſund und froh, und dieſe Nachricht hatte auch mich heiter geſtimmt, ich dachte nur an glückliche Menſchen, wahrlich nicht an Trennung, Tod und Grab. Da klopfte es leiſe, und auf mein Herein, trat ein Diener, reich, aber in tiefe Trauer gekleidet in die Thüre, und fragte in gebrochenem Deutſch nach dem Meiſter. Ich wies

ihn zurecht, und dachte bei mir, was mag der wollen. Nach kurzem Aufenthalt verließ er das Haus, und gleich darauf trat mein Meister herein. Laſſen Sie alles liegen, rief er mir zu, und denken Sie heute an keinen Feierabend, ſo eben hat der Diener des reichen Engländers, der vorn an der Ecke des Schloßplatzes wohnt, einen bleiernen Sarg beſtellt, der in der möglichſt kürzeſten Zeit fertig werden muß. Für wen iſt derſelbe, fragte ich. Der Schwiegerſohn des Herrn von K., Geſandter am benachbarten Hofe bisher, mußte ſeinen Poſten wechſeln, und gieng nach Stockholm, der Vater wollte die Tochter, die Enkel noch einmal ſehen vor der wahrſcheinlich langen Trennung, ſie kamen auf ſeinen Wunſch, da ergreift ein bösartiges Scharlachfieber das älteſte der beiden Mädchen, wenig Tage und ſie iſt eine Leiche! Freude des Wiederſehens verkehrte ſich in Trauer, kein irdiſcher Raum iſt es mehr, welcher den Greis von ſeinem lieben Kinde trennt. —

Für das neunjährige Mädchen war der Sarg beſtimmt, feſt verſchloſſen ſollte die Hülle der Geſchiedenen werden, einſtweilen beigeſetzt auf dem Friedhofe der Reſidenz, ſollte ſie doch einſt ruhen in der Heimath, an der Seite der Ahnen im Gewölbe der ehrwürdigen Familiengruft. —

Der zwölfjährige Knabe meines Meiſters war dem Vater in die Werkſtätte gefolgt, und fragte: nicht wahr Vater, da verdienſt Du viel? Ja wohl, war die Antwort, ſolche Arbeiten müſſen gut bezahlt werden. Wenn Du nur alle Tage dergleichen zu machen hätteſt, das wäre gut, rief ihm der Knabe nach, als der Vater das Nöthige zu beſorgen die Stube verlaſſen hatte. Aber Louis, fragte ich ihn, würdeſt Du gerne ſolche Arbeiten ausführen, denkſt Du nicht an den Schmerz derer, welche ihre Lieben der kalten Erde übergeben müſſen!

Ei ſterben müſſen wir alle, entgegnete er, hat der Vater auch nicht ſehr geweint, als die Mutter ſtarb. —

Betroffen ſchwieg ich, denn konnte ich ihm ſagen, daß hier der mitleidige Tod ein Band gelöſt, das lange ſchon zur drückenden Kette geworden war, das nur die Hände, nicht die Herzen einte. Der Knabe hatte Kopf, er war ſtets der Erſte ſeiner Klaſſe, und nach des Vaters Wunſch ſollte er einſt Theolog werden. Gott gebe Dir mit dem reifen Verſtande ein beſſeres Herz, ſo ſprach ich leiſe, daß Du das Wort der Liebe nicht nur auf den Lippen, ſondern auch im Herzen trägſt. Der Meiſter trat wieder herein, und nun ging es zur Arbeit, ich wahrlich mit großem Widerwillen, es war das Erſtemal, daß ich zur Bereitung eines letzten Hauſes helfen ſollte. Wäre es für einen guten Reichen geweſen, der reich an Jahren und an Ehre der Natur den ſchuldigen Tribut gezollt, ich hätte ihm Worte des Dankes nachgerufen, und getroſt und ernſt die Arbeit unternommen; aber ein hoffnungsvolles Kind ſollte ſie umſchließen, was gieng mit ihm nicht alles zu Grabe! — Bald war der untere Theil des Sarges vollendet, und zu einem Tapezier gebracht, dorthin kam nach einigen Stunden ebenfalls der Deckel. Auf ſchwellenden weißen Atlaskiſſen, gefüllt mit wohlriechenden Kräutern, ſollte die Hülle ruhen, keine Mühe war geſpart, das letzte Bette köſtlich zu bereiten, und dieſe Pracht ſtach ſonderbar ab, gegen das traurige Schwarz der bleiernen Wände. Endlich war es vollendet, und vier Männer trugen das ſchwere Haus durch die mondbeleuchteten Gaſſen. Es war faſt Mitternacht, als wir zur Trauerwohnung gelangten, viele Diener zeigten von dem Reichthum des Beſitzers, ſie ſchwebten Schatten ähnlich, vorſichtig leiſe über die Teppiche des Bodens, überall Pracht und Glanz, aber alles

ſtille, und mitten in dem Schweigen — der Tod! Wir traten in ein unteres Zimmer, der Vater, ſo bedeutete man uns, weilt noch bei der Leiche, immer noch weint er, er will die Geſchiedene nicht laſſen.

Kinder weinen um ein zerbrochenes Spielzeug, leicht zittern die zarten Saiten im Buſen der Frauen, aber es muß ein heißer, wilder Schmerz ſein, der einem Manne Thränen erpreßt, wenn er ſchon in des Lebens rauher Schule viel mit Feſtigkeit und Gleichmuth getragen.

Eines bedenkt ihr ſtolzen Reichen in den Tagen der Freude: es iſt ſchrecklich allein zu weinen, hüllt eure Leichen in Glanz und Prunk, laßt ihnen bezahlte Trauerleute zum Grabe folgen, eine einzige Thräne wahren Mitgefühls iſt mehr Troſt für euch, als all eure Pracht, mit Gold aber könnt ihr ſie nicht erkaufen, wer Thränen erndten will, muß Liebe ſäen!

Lautlos war faſt eine Stunde vergangen, als man uns endlich zur Leiche führte; aus einem Seitenzimmer miſchte ſich leiſes Weinen mit einer holden Kinderſtimme, ſie gehörte der jüngern Schweſter der Verſtorbenen, man hatte ſie dem Vater zugeführt, als man ihn mit Mühe von der Leiche getrennt hatte; unaufhörlich ſie umarmend, rief er immer, wirſt doch Du mich nicht verlaſſen, Du mein einziger Troſt. Ein liebliches Mädchen war die Heimgegangene, da lag ſie bleich und ſchön, der Tod war ſchonend an ihren Zügen vorübergegangen, — ſo dachte ich mir immer einen ſchlafenden Engel. Der Großvater, ein hoher Greis, warf noch einen Schmerzblick auf die Geliebte, die alte Wärterin drückte noch einen Kuß auf die bleiche, kalte Stirne, dann ergriffen wir den ſchweren Deckel des Sarges, er ſenkte ſich, für dieſe Welt

war sie den Blicken ihrer Lieben entzogen. Das müde Haupt auf den rechten Arm gestützt, sah der Greis mit feuchten Augen meinem Meister zu, der den Sarg ringsum zulöthete, ich stand draußen auf dem Marmor des Vorplatzes an einem Kohlenbecken und unterhielt die Gluth. Nach einer langen, peinlichen Stunde war die trübselige Arbeit vollbracht, und lautlos, wie wir gekommen, verließen wir diesen Ort der Thränen.

In einem untern Zimmer harrte auf uns ein Diener mit Wein und Speise, ich nippte vom Weine, er schien mir bitter wie Wermuth, der Meister Tischler aber winkte mir zu, und meinte leise, hier wäre es am Platze zuzugreifen; unwillig wies ich ihn zurück. Freue dich mit den Fröhlichen, wenn du kannst, sagte ich zu mir selbst, und weine mit den Weinenden, das kannst du immer, wenn ein fühlendes Herz in der Brust dir schlägt.

Der Morgen graute schon, als wir das Trauerhaus verließen — ich werde diese Nacht nie vergessen! —

Wenn ich recht froh oder recht traurig bin, drängt es mich immer meine Empfindungen zu einem Liede zu gestalten, und zuweilen gelingt mir solches. Ich freue mich dieses Gelingens, denn schöner glänzt im Liede die Freude, leichter trägt sich der Schmerz.

Auch jene Nacht brachte mir ein Lied, ich gebe es, wie ich es empfing.

Eine Jungfrau starb im Blüthenalter,
Und ihr weinet, daß sie euch verließ?
Weint, daß sie der große Welterhalter
Aufnahm in sein ew'ges Paradies!

In der Unschuld süßem Seelenfrieden
Gieng sie in den stillen Ruheort,

Als ein Engel ist sie hier geschieden,
Und ein reiner Engel ist sie dort!

Tröstet euch, was soll sie hier auf Erden,
Diesem Ort der Zweifel und der Noth,
Nur im Grabe kann uns Ruhe werden,
Wahren Frieden gibt allein der Tod!

Jahre, und nur Eine frohe Stunde, —
Ist das Schicksal jedes Sterblichen,
Sucht nur, auf dem weiten Erdenrunde;
Findet ihr nicht Einen Glücklichen.

Gleich des Pesthauch's giftiger Berührung —
Wer kann diesem Schrecklichen entfliehn —
Würgt polypenarmig die Verführung
Schonungslos die armen Opfer hin.

Bricht die reine unschuldsvolle Blume,
Stört den süßen Frieden in der Brust,
Und im unentweihten Heiligthume
Schwelgt sie kalt mit frecher Teufelslust.

Flieht ihr, dieser Schrecklichen entgangen,
Friede in der Lieb' und Freundschaft Schoos;
Täuscht euch nicht, ihr nähret gift'ge Schlangen,
Denn dem Menschen ist kein Schwur zu groß!

Hier im Staube welken alle Blüthen,
Selbst der Erde fester Bau zerbricht,
Nur dort oben in dem ew'gen Frieden,
Jene ew'ge Liebe täuscht uns nicht.

Darum wohl den Heimgegang'nen, ferne
Sind sie jedem bittern Erdenleid,
Und auf einem glücklicheren Sterne
Theilen sie der Engel Seligkeit.

IX.

Die Bedeutſamkeit des Wortes „Schlagen" in der deutſchen Sprache.

Humoreske

von

G. Arnold.

Kein Volk hat es mehr mit dem Schlagen zu thun, als das deutſche. Schlagen ſcheint ein Grundzug ſeines Karakters zu ſeyn und liegt wohl eben ſo tief gewurzelt, als das Trinken; denn kein Wort ſeiner Sprache iſt zur Bezeichnung ſo vieler verſchiedenartiger Begriffe angewendet, keines ſo vielfach komponirt worden. Der Deutſche fängt an zu ſchlagen, ſo bald er ins Leben tritt, er hört nur auf wann er ſtirbt; Alles rings um ihn ſchlägt. Kaum ſchlägt das neugeborne Kind die Augen auf, ſo unterſucht man wie ſein Herzchen ſchlägt und es wird in Windeln eingeſchlagen, in denen es oft den ganzen geſchlagenen Tag nichts thut, als ſchlafen. Iſt es ein Mädchen, ſo iſt freilich dem Vater nicht ſelten eine ſüße Hoffnung fehlgeſchlagen, doch freut er ſich, wenn dem Kinde die Muttermilch anſchlägt, und er iſt am Ende ſehr zufrieden, wenn die Kleine nur gut einſchlägt, obgleich er ſtolz geweſen wäre, wenn man etwas ſpäter hätte ſagen können: der Junge ſchlägt dem Vater

nach. Niederſchlagend iſt es freilich, wenn es anders kommt, wenn es heißt: der Menſch iſt ganz aus der Art geſchlagen, er hat wahrſcheinlich ſeiner Zeit nicht genug Schläge bekommen und nun müſſen die Eltern die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen. Manchmal hilft aber alles Dreinſchlagen nichts, die Kinder ſchlagen alle guten Lehren in den Wind und ſchlagen um, trotz aller Bemühungen der Eltern, die ſich dieſes Unglück oft das ganze Leben hindurch auch nicht aus dem Sinne ſchlagen können.

Iſt nun ſo ein Junge über den Ausſchlag hinweg, ſo ſchlägt bald die Stunde, wo er zum erſten Mal die Schule beſucht. Da ärgert er ſich alle Tage über das Aufſchlagen, überſchlägt lieber eine Seite, als er ſie lieſt, und freut ſich beim Umſchlagen der Blätter ſchon auf den Augenblick, wo der Lehrer das Buch zuſchlägt, damit er deſto eher losſchlagen kann — auf ſeine Kameraden nämlich. Braun und blau geſchlagen kommt er nach Hauſe und die Eltern brauchen nicht erſt ſeine Conduiten-Liſte nachzuſchlagen, um zu wiſſen, daß ſie einen böſen Buben haben.

Nichts deſto weniger rathſchlagen ſie öfters, was für einen großen Mann ſie aus ihm machen wollen. Die Mutter meint, der Junge wäre verſchlagen genug, und der Vater bemerkt wohlgefällig, daß er auch nicht aufs Maul geſchlagen ſei. Es werden verſchiedene Vorſchläge gethan, indeſſen der Knabe ein Rad oder Ball ſchlägt und ſich wenig darum kümmert, daß ſich am Ende die Verhandlungen zerſchlagen, weil kein Theil den Ausſchlag geben will.

Er tritt frohen Muthes in die Flegeljahre, wo er bald Feuer ſchlägt, um aus einer von Papa's abgeſetzten Pfeifen zu rauchen, der nur das Beſchläg fehlt. Dieſer Mangel

verſchlägt ihm jedoch nichts, da ſie ganz herrlich dampft und der Vater ſo mit Blindheit geſchlagen iſt, daß er nichts merkt und nichts ſieht, ſelbſt nicht, daß ihm der Sohn zuweilen hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlägt. Die Mutter kann dem Herzensjungen nichts abſchlagen und verſorgt ihn hübſch mit Taſchengeld; ſo treibt er bald allerlei Allotria, die nichts weniger als in ſein Fach ſchlagen und muß ſchon den Blick niederſchlagen, wenn ihn der arglose Vater anſieht, weil ihm das Gewiſſen ſchlägt.

Endlich ſchlägt ſich ein Freund ins Mittel und ſchenkt dem Vater reinen Wein ein, der nun freilich ausruft: was bin ich für ein geſchlagener Mann! Bei der Mutter hat man aber dem Kalbe in's Auge geſchlagen, ſie ſchlägt ſich auf die Seite des Söhnleins und gibt ihm ſelbſt alle Einſchläge, um ſich gehörig weiß zu brennen. Da es ein anſchlägiger Kopf iſt, ſo hilft er ſich gut genug heraus.

Der Vater dringt nun ernſtlich darauf, daß er ſich rechts oder links ſchlagen ſoll — Geſchäftsmann werden oder Soldat; denn des Gedankens, ihn zum Gelehrten zu bilden, hat er ſich längſt entſchlagen. Wehmüthig überſchlägt er die Summe, die ſein hoffnungsvoller Sprößling ihm noch koſten kann.

Der junge Mann hat gegen alles etwas einzuwenden. Als Schuſter müßte er über den Leiſt ſchlagen, als Schneider anſchlagen und zu Faden ſchlagen, auch öfters mit Aufſchlägen verkehren, als Weber hätte er beſtändig Einſchlag zu machen, als Seemann müßte er, daß die Wellen über Bord ſchlagen, daß er weit in unbekannte Gewäſſer verſchlagen werde oder daß bei heftigem Windſtoß ſein Schiff gar umſchlage, als Fleiſcher müßte er vielleicht

täglich einen Ochſen, als Muſiker Takt oder wenn's eine Organiſten-Stelle wäre, etwa eine ſchwindſüchtige Orgel ſchlagen. Gold-, Oel- oder Holzſchlagen behage ihm auch nicht, er würde ein Schmidt werden, wenn da nicht Pferde zu beſchlagen wären, die häufig ausſchlagen, und ein Bader, wenn er bei einem Schlagfluß nicht vielleicht eine Ader zu ſchlagen hätte; überhaupt habe er einen Abſcheu vor allen kalten und warmen Ueber- und Umſchlägen.

Der Kaufmannsſtand wollte ihm auch nicht zu Sinne. Da habe er auf das Ab- und Aufſchlagen der Preiſe zu achten, er müſſe mitunter vor- und zuletzt zuſchlagen, auch glaube er trotz alles Losſchlagens doch am Ende nicht ſo viel umzuſchlagen, daß er alljährlich Zinſen zum Kapitale ſchlagen könne.

Es iſt zum Schlag treffen! brauſte der Vater auf, als er dieſe Einwendungen vernommen, ich weiß ſchon was die Glocke geſchlagen hat, du willſt am Liebſten gar nichts werden. Etwas muß aber der Menſch lernen in der Welt, denn zum Ritter wird keiner ſogleich geſchlagen.

Es blieb nun noch der Soldatenſtand übrig, aber auch dazu will der Sohn ſich nicht bequemen. Da muß man beim Exerziren oft lange im Anſchlag liegen, da gibts Lager und Brücken zu ſchlagen, Stürme müſſen abgeſchlagen, der Feind aufs Haupt und in die Flucht oder wenigſtens zurückgeſchlagen werden. Selbſt im Frieden muß man ſich hie und da einmal auf Piſtolen oder Säbel ſchlagen und wenn auch Schlägereien bei einem ſolchen Schlag von Leuten wegfallen, ſo kann man dagegen

unverſehens zu einem Todſchlag ganz gegen ſeinen Willen kommen.

Der Donner ſoll drein ſchlagen! ſchreit der Vater wüthend auf, ich hätte nie gedacht, daß es ſo ſchwer wäre ein Metier zu wählen. Werde ein Millionär, dann brauchſt du nichts zu thun, oder ſchlage dir beide Augen aus, dann kannſt du nichts thun; anders weiß ich keinen Rath.

Ein Mädchen geräth freilich nie in ſolche Verlegenheit. Sie ſchlägt ruhig ihre Eier ein, oder Nüſſe auf, oder Erbſen durch, und allenfalls einen Fiſch ab. Es kommt die Zeit, wo ſie die holden Augen zärtlich aufſchlägt zu dem Geliebten, nachdem ſie vorher manchen Freier ausgeſchlagen hat. Dieſer ſchlägt den Arm um ihren Nacken, den er beſonders ohne Umſchlagtuch liebt, und frägt ſehnend: darf ich? d. h. nämlich: dich in die Roſenfeſſeln Hymens ſchlagen. Da hat ſie nun weiter nichts zu thun, als einzuſchlagen, denn eine ſolche Frage iſt gerade kein Donnerſchlag für ein vernünftiges Mädchen.

Später findet der Mann mitunter, daß er im wahren Sinne des Wortes an's Kreuz geſchlagen iſt, und ſteht mit übereinander geſchlagenen Armen oft nachdenkend da. Die Frau zankt und keift, bis er den Mantel um ſich ſchlägt und in's Wirthshaus geht. Hier nehmen ihn nicht ſelten Spottvögel in Beſchlag und aus Aerger über ihre Neckereien trinkt er nicht zu wenig. Nachdem er einige Zeit nach Kräften für einen höhern Ertrag des Malzaufſchlages geſorgt hat, iſt er ſo herabgekommen, daß ihm Haus und Hof angeſchlagen wird. Dies iſt am Ende der härteſte Schlag nicht, der ihn trifft, denn es findet ſich jetzt auch daß er Pupillen-Gelder unterſchlagen hat, was vollends

dem Faß den Boden einſchlägt, und ihn auf Beitlebens zum Bewohner eines Hauſes macht, in dem man die Freiheit nur vom Hörenſagen kennt.

So kommt der Menſch nicht vom Schlagen ab, ſondern ſchlägt ſich ſo lange durch die Welt und laborirt an kleinen Uebeln, bis endlich eine Hauptkrankheit dazu ſchlägt, die einen Anſchlag auf ſein Leben macht, trotz Schlagbalſam und Schlagwaſſer. Statt einer Abſchlagszahlung, wie er gerne wollte, muß er dem Tode die volle leiſten, nämlich: ſterben, und weiß nicht einmal, ob auf ſein Ableben eine Medaille geſchlagen wird, weil in der Regel nicht der Schlagſchatz dabei heraus kommt.

Es gibt aber außer den ſchon berührten noch allerlei Schläge in der Welt. Wie mancher reißt einen Kutſcheuſchlag auf, in der Hoffnung ein hübſches junges Mädchen herausheben zu dürfen, und dagegen wird ihm von einer alten Matrone ihr knurrender Mops überreicht; wer hat nicht ſchon mit Haſt einen Briefumſchlag abgeriſſen, in Erwartung eine angenehme Nachricht zu erhalten, und — fand eine Trauerbotſchaft; wen haben nicht ſchon polternde Trommelſchläge aus einem zärtlichen tête à tête aufgeſchreckt, und nun die Verſchläge! O, hinter Verſchlägen iſt ſchon manche Ohrfeige gegeben, mancher Kuß geraubt worden, des Schrecklicheren nicht zu gedenken.

Wie oft kommt ein Reiſender nicht mit Schlagbäumen in Berührung und was kann das Umſchlagen ſeines Wagens für fatale Folgen für ihn haben? Muß ſich der Maler nicht beſtändig mit Schlaglichtern und Schlagſchatten herumſchlagen? Hat ſich nicht Mancher ſchon baß geärgert über die ſo gar derben Hammerſchläge, die ihm ſein

Nachbar Schmidt am frühen Morgen schon zu hören gab, und vollends noch der Staupenschlag, welch häßliche Sache, oder wenn einem ein Kanonenschlag vors Haus gelegt wird! Wenn der Blitz irgendwo einschlägt, so schlägt gemeiniglich bald darauf die Flamme lichterloh zum Himmel empor und es ist ein Glück, wenn kein Mensch dabei erschlagen worden ist. Die Bäume schlagen aus im Frühjahr, ohne daß Jemand dabei zu Schaden kommt, aber ein Hagelschlag kann eine ganze Provinz unglücklich machen. Endlich sind es auch einige Thiere die schlagen und die Menschen freuen sich darüber; das sind die Hunde, die anschlagen, wenn ihnen etwas Ungewohntes zu Augen oder Ohren kommt, auch die Wachtel, der Fink und die Nachtigall, welche letztere am schönsten schlägt von Allen.

Ist man zufällig ein Nürnberger, so wird man mit Schlagen noch lange nicht fertig. Statt müde zu sein, ist man an allen Gliedern wie abgeschlagen; man klopft nicht auf den Busch, sondern schlägt in die Stande; im Winter freut man sich auf eine überschlagene Stube, ist man einige Zeit darin, so schlägt die Kälte aus einem heraus. Man heirathet in der Regel nur, wenn man zuvor den Handschlag gehalten hat und kann Alles heimschlagen, selbst seine Frau, wenn sie nicht recht ausgefallen ist. Die Tage werden da nicht kürzer, sondern die große Uhr schlägt ab, man ist nicht „wohl versorgt“ mit einem treuen Dienstboten, sondern gut beschlagen und wird öfters ein Schlagfluß geheißen, wenn man sich auch ganz wohl befindet. Der Dickste kann da breit geschlagen werden, wenn man nur genug bietet; eine Kleinigkeit ist freilich wie ein Schlag in kaltes Wasser, es hilft zu nichts.

Am Schlimmſten iſt's, wenn es anſchlägt, denn da brennt ein Haus, und am Schönſten, wenn man zuſammenſchlägt, denn da wallt die ganze Gemeinde zur Kirche.

Es wird im Deutſchen aber noch mehr geſchlagen.

Die Schweizer ſchlagen ihr Vieh aus, ſtatt es auf die Weide zu bringen, und entſchlagen einen Falliten, wenn deſſen Accord erfüllt iſt; ſie ſchlagen dar, wenn ſie etwas proponiren, und ſchlagen ein, wenn ſie ein Gehäge machen.

In Holſtein wird die Karte ausgeſchlagen, ſtatt ausgeſpielt und ein Fieberkranker überſchlägt, wenn er irre redet; wenn es zweimal kurz nach einander regnet, ſo hat es nachgeſchlagen, und der Kieler Umſchlag iſt ſo viel wie eine Meſſe, obwohl es bei Damen etwas ganz anderes zu ſagen hat. In Huſum wird das Haar nicht friſirt, ſondern ausgeſchlagen; in Sachſen ſchlägt man auf etwas, wenn man ſich dafür intereſſirt, und in Hamburg macht man keinen Aufwand, ſondern einen Aufſchlag.

Andere Nationen ſchlagen auch, namentlich die Franzoſen, davon wiſſen die Deutſchen ein Lied zu ſingen, obwohl ſie niemals Schläge ſchuldig geblieben ſind. Beſonders jetzt dürfte man uns ſehr ſchlagfertig finden, und wenn man nur, ehe man herſchlägt, das Hinſchlagen bedenkt, ſo wird es wohl nicht zum Schlagen kommen.

Somit neigt ſich mein humoriſtiſcher Vortrag zum Ende! Wenn die Andeutungen darin auch nicht pikant waren, ſo genügt es mir ſchon, wenn Sie ſie nur ſchlagend finden. Zu betrauern hätte ich es aber, wenn Sie mich mit meinen eigenen Worten ſchlügen und den Humor dabei vermiſſen würden.

Gedichte.

I.

Der Russische Rekrute.

Leb wohl, mein Weib! Es gilt ein langes Scheiden.
Du klammerst dich vergebens an mich an;
Des Kaisers Willen müssen still wir leiden.

Er sendet uns vielleicht an den Balkan,
Vielleicht auch in die Steppen der Tscherkessen,
Wir schlagen uns vielleicht bald mit dem Chan.

Man wird uns alle endlich wohl vergessen;
Die vier und zwanzig Jahre sind sehr lang
Und lauernd steht der Tod in jenen Pässen.

Um dich und unsre Kinder ist mir bang.
O, wären's drei, ich bliebe euch erhalten!
Euch Vater seyn wär dann mein schönster Rang.

Es mag ein böses Schicksal um mich walten,
Und ihm entflieht kein Mensch auf dieser Welt;
Doch gibts auch böse menschliche Gewalten:

Ich bitt' dich Weib, da nichts dich hier mehr hält,
Entziehe dich den Blicken unsres Kneſen,
Flieh' schnell nach Moskau, hier mein letztes Geld.

Er stellt dir nach und darum konnt' ich lesen
Mit nichts mich von der Auserwählten Zahl:
Ihm wär' am Liebsten ich bei den Chinesen.

Reich mir den Krug mit Quas, daß allzumal
Wir noch zuſammen hier den Abſchied trinken;
Weib, ſei gefaßt! es bleibt uns keine Wahl.

Erzieh' die Kinder brav, die Brüder winken,
In Moskau ſuch' ich dich bei meinem Freund,
Wenn jz mir noch des Kremls Zinnen blinken.

Leb wohl, mein Weib! Es gilt ein langes Scheiden.
Du klammerſt dich vergebens an mich an;
Des Kaiſers Willen müſſen ſtill wir leiden.

G. Arnold.

II.

Kamtſchatka.

In ſeiner Jurte, hoch von Schnee bedecket,
Saß finſtern Blickes Iwan der Kurile,
Rings um ihn herrſcht des Schweigens bange Schwüle,
Auf daß kein Laut den böſen Geiſt erwecket.

Doch plötzlich ſpringt er auf und nimmt den Bogen
Raſch von der Wand und einen Bündel Pfeile:
Ich will nach Niſchnei, Weib ſteh auf und eile
Zu rüſten mir die Reiſe wohlerwogen!

Gehorſam dem Gebote doch mit Trauern
Kommt bald die Gattin ihm zum Mahl zu winken,
Das Leckerſte prangt neben Bärenſchinken,
Ein Eberkopf geziert noch mit den Hauern.

Und als er ſich geſtärkt zur weiten Reiſe,
Holt ſie herbei den Rock von Seehundsfellen,
Indeſſen laut die zottgen Hunde bellen
Und vor dem Schlitten ſcharren auf dem Eiſe.

Doch als der Herr nun fertig tritt ins Freie,
Naht ernst und feierlich ihm ein Schamane:
Weißt du wer dir aus deiner Balagane
Die Fische stahl, die schönsten aus der Reihe?

Wer ist's? sag an, ich will ihn peitschen lassen,
Ist es vielleicht mein Diener, der Aleute?
Dein Leibgespann ist's, diese tück'sche Meute,
Die deinen Vorrath gierig dir verprassen.

Und finster rief der Sjotnik nach den Knechten,
Daß sie ihm peitschten seine Lieblingshunde,
Wie er gelobt noch zu derselben Stunde,
So weh's ihm that, daß es geschah nach Rechten.

Und als gewälzt sie heulend sich am Boden,
Besteigt er rasch den leichten hohen Schlitten,
Nicht achtend auf des Weibes eifrig Bitten,
Hat die Begleitung [illegible] er verboten.

So jagt er fort durch Steppen und durch Wälder
Und brütet achtlos über seinen Plänen.
Er wagt es sinnend sich zurück zu lehnen,
Auch hüllt er dichter sich, denn es wird kälter;

Da haben es die Hunde rasch ersehen
Und ihm den Zügel springend ausgerissen,
Und als sie stracks die kräft'ge Hand vermissen,
Da ists auch um den Lenker schon geschehen.

Vergebens tönt die wohlbekannte Stimme,
Vergebens sucht der Sjotnik sie zu stillen:
Sie folgen heulend ihrem bösen Willen —
Er sieht den Untergang mit stillem Grimme.

Und einen Abhang tückisch sie gewinnen,
Ein rascher Ruck . . . da stürzet um der Schlitten,
Doch Iwan bleibt gesellt in der Mitten.
Umsonst sucht er dem Tode zu entrinnen.

Hinschleifend ihn auf scharfen Eisesschollen
Tönt sein Geschrei wild schaurig durch die Öden,
Sein Herzblut wuß das weiße Schneefeld röthen
Und spurlos ist sein Name schon verschollen.

Die Nacht bricht ein, es ist nun still geworden,
Hoch in den Lüften schweben Geierschaaren,
Die Doppelbeute, die sie schnell gewahren,
Zieht rings herbei der Wölfe gier'ge Horden.

G. Arnold.

III.

Der Ritter und die Maid.

Ich kenne einen Ritter, er leuchtet hoch und hehr,
In strahlend gold'ner Rüstung, weit über Land und Meer.
Auf stolzem Feuerrosse durchreitet er die Welt,
Und reitet sonder Rasten, und hat nicht Burg noch Zelt.

Wo er erscheint, da senket sich Lust in jedes Herz,
Er flieht die Nacht der Trauer, es schweiget jeder Schmerz;
Aus stets gefülltem Seckel theilt reiche Gab' er aus,
Und rufet alle Wesen zum frohen Lebensschmaus.

Wohl ziehen finstre Mächte zum Kampfe ihm herauf,
Und stellen neidisch grollend in seiner Bahn sich auf;
Da hüllt oft Schlachtgetümmel den Ritter lange ein,
Und zitternd schaut's die Menge, und fragt: wo mag er seyn?

Er aber ſchlägt ſich wacker durch ſeiner Feinde Hord',
Und leuchtet immer wieder und ziehet muthig fort;
Es mag ihn Niemand halten, es kann ihm Niemand nah'n:
Mit göttlichen Gewalten ſeht ihr ihn angethan.

Noch kenn' ein lieblich Fräulein ich zu derſelben Zeit,
So himmliſch mild iſt keines auf Erden weit und breit.
Die zarten Wangen decket ein bleicher Schwärmerſchein,
Und ihre Augen lonchten mir tief in's Herz hinein.

Das folget ſtets von ferne des hohen Ritters Spur:
Des Herzens ſtilles Sehnen geht nach dem Einen nur,
Doch hat er nie geneiget zu ihr ſein ſtolzes Haupt,
Deßhalb das bitt're Grämen, das jede Luſt ihr raubt.

Wenn mit der Abendröthe der Ritter fernhin zieht,
Und weiter, immer weiter ſein Schildesglanz entflieht,
Dann tritt ſie auf die Zinne von ihrem Felſenſchloß,
In ihrer Zofen Mitte, wo manche Thräne floß;

Und ſchauet dem Geliebten mit feuchten Augen nach,
Der ſo mit ſtolzer Kälte das arme Herz ihr brach;
Um's bleiche Antlitz wallet der gold'nen Locken Pracht,
So ſteht ſie unermüdet die ganze lange Nacht.

Und die ſie rings umgeben, ſie fühlen ihren Schmerz,
Es herrſcht ein banges Schweigen, es trauert jedes Herz;
Und wo ein Menſch noch wachet im ſtillen Kämmerlein,
Der ſchauet nach der Jungfrau, und theilet ihre Pein.

Wenn dann im roſ'gen Oſten der Ritter wiederkehrt,
Sie darf ihn nicht empfangen, der ihr vor Allen werth;
Er will ſie nicht verſtehen, der's arme Herz ihr brach:
Erbleichend wankt ſie nieder in's einſame Gemach.

Und folgt ihm mit den Blicken, vom Stolzen unbemerkt,
Und fühlt von seinem Anblick sich wunderbar gestärkt.
So hat sie viele Jahre allnächtlich schon gewacht,
Doch nimmer hat der Ritter nach ihrem Schmerz gefragt.

Kennt ihr die milde Jungfrau, die Nachts da droben thront?
Wir kehren die Geschlechter und nennen sie den Mond.
Sie blicket freundlich nieder auf jedes Liebespaar,
Die blasse Leidensschwester mit ihrem gold'nen Haar.

Und nun der gold'ne Ritter mit seinem Demantherz? —
Die Sonn' nennt uns're Sprache ihn, weiblich, wie zum Scherz.
Er ist der Freund des Kühnen und Hellen auf der Erd':
Der Held mit gold'nem Schilde und mit dem Strahlenschwert.

G. Arnold.

IV.

Des Verbannten Heimkehr.

Seyd gegrüßt ihr schönen Fluren
Wo der Knabe einst gespielt,
Wo er seine ersten Freuden,
Seinen ersten Schmerz gefühlt,
Auf der Weihnacht süße Wonne
Harrt' er ahnend, sehnsuchtsbang,
Ueber ein zerbrochnes Spielzeug
Konnt' er weinen stundenlang.

Trocken iſt das matte Auge,
Zeit der Thränen, du biſt hin,
Ob am ſturmbewegten Himmel
Dräuend Wetterwolken ziehn. —
In dem Donner der Geſchütze,
An des Todes finſterm Reich,
Klopfte mir das Herz nicht bange,
Ward die Wange mir nicht bleich.

Aber ſchön zu meinen Füßen
Liegt das heimathliche Thal —
Alle Leiden ſind vergeſſen —
Der Verbannung Höllenqual.
Wie, wird nicht mein Auge trüber?
Wird die Wimper mir nicht naß?
Rinnt, o rinnt ihr Freudenthränen,
Rinnet fort ohn' Unterlaß!

Freudenthränen, Freudenthränen! —
Sagt warum die Freude weint?
Doch nur darum, weil die Sonne
Selten unbewölkt uns ſcheint,
Weil nur ſelten ohne Wermuth
Seinen Becher reicht das Glück,
Weil der Sturm die ſtärkſte Eiche
Brechen kann im Augenblick!

Doch hinweg ihr trüben Bilder
Einer wüſten finſtern Zeit,
Frohen Muths will ich genießen
Was das ſchöne Jetzt mir beut.

Frei kehr' ich zur Heimath wieder,
Kein Verbrechen schloß mich aus,
Und des Thrones neue Sonne
Rief mich heim ins Vaterhaus!

War's Verbrechen, daß du Heimath
Theurer mir als alles Gold?
Daß mein Blut beim Wort von Freiheit
Rascher durch die Adern rollt?
Als mich tief darnieder beugte
Unglück deine Riesenhand,
Riß mich aus dem finstern Taumel
Auf der Ruf: für's Vaterland!

Vaterland, du schöner Garten,
Der voll reicher Blumen blüht,
Freiheit, heil'ge Götterflamme,
Wie kein Feuer schöner glüht!
Freiheit du der Güter höchstes,
Mehr als Gold und Perlen werth,
Vaterland du milde Sonne,
Die uns wärmt und schützt und nährt!

Du vor allem, heil'ge Scholle,
Du des Jünglings Paradies,
Vaterhaus, das einst dem Manne
Einen sichern Port verhieß, —
Du, Maria mir zur Seite,
Um uns spielt ein Kinderpaar, —
Und ein fromm Gebet, als Opfer
Auf des Hauses Weihaltar.

Aber Schickſal, deine Schläge
Trafen fürchterlich und ſchwer,
Und mein ſüßgeträumtes Leben
Wurde arm und freudenleer;
Ach kein Traum gedieh zur Wahrheit,
Keine Blüthe ward zur Frucht,
Und für Ruh' und ſtillen Frieden
Ward mir unſtät wilde Flucht!

Als man hin zum letzten Hauſe
Dich, du theurer Vater, trug,
Als der Tod der treuen Mutter
Mir die zweite Wunde ſchlug —
Trocknete die heißen Thränen
Der Geliebten zarte Hand, —
Bis im frech verletzten Schwure
Mir auch dieſer Himmel ſchwand.

Dort die Kirche, wo ich betend,
Still durch ſie zu Gott entzückt,
Auf zum Himmel, und dann ſelig
Ihr in's blaue Aug' geblickt.
Dort der Hain — ihr heil'gen Eichen,
Ihr vernahmt den heil'gen Schwur, —
Heller glänzte mir die Sonne
Schöner blühte Wald und Flur!

Aber dort des Ballſaals Fenſter,
Wo im ſeidenen Gewand
Sie an mir vorüberrauſchte
An des reichen Freiers Hand,

Und in ſeinem ſchnöden Mamon
Schwelgte ſie in üpp'ger Luſt —
Damals zogen Blutgedanken
Durch die wutherfüllte Bruſt.

Und mein Herz der Lieb' nur offen,
Füllte Haß und finſtrer Groll,
Und mein Aug' — das freundlich helle
Glühte düſter, rachevoll,
Und der frohe Muth im Buſen
Und mein guter Engel ſchlief —
Bis ein Ruf, wie Donner hallend,
Auf die trägen Schläfer rief! —

Jahre ſind dahingeſchwunden,
Und der Jüngling ward zum Mann,
Der in rauher Lebensſchule
Gleichmuth, feſten Sinn gewann.
Euch im wilden Jugendtaumel
Ruf ein mahnend Wort ich zu:
Nimmer findet ihr den Frieden,
Iſt in eurer Bruſt nicht Ruh! —

Reich an Jahren und Erfahrung
Kehr' ich heim ins Vaterland,
Ach, kein Freund reicht zum Willkommen
Traulich mir die Bruderhand!
Alle ſind ſie heimgegangen,
Einſam ſteh' ich und allein,
Bald, bald wird der müde Wandrer
Ewig euch vereinigt ſeyn.

Auch Maria iſt geſchieden,
Ihre Blüthe welkte ab,
Und ein gramerfülltes Leben
Stürzte ſie ins frühe Grab. —
Ach ich hab' dir längſt vergeben,
Doch dort waltet ein Gericht,
Als du mir den Himmel raubteſt
Fandſt auch du den deinen nicht.

Leicht ſey dir die Mutter Erde,
Schmücken will ich deine Gruft
Mit des Lenzes jungen Kindern,
Bis mein Todesengel ruft. —
Jahre lang der Heimath ferne,
Welch beneidenswerthes Loos,
Ruht der Staub des müden Wallers
Vaterland in deinem Schoos.

Vaterland, wie ich dich liebe,
Liebt ein Sohn die Mutter nicht,
Nur für dich hab' ich getragen
Aller Leiden Schmerzgewicht,
Für dich fleht die blaſſe Lippe,
Endet einſt mein Pilgerlauf,
Das Gebet zum Himmel tragend
Schwingt mein Geiſt zu Gott ſich auf.

L. Marx.

V.

Requiem.

Ruhe dir, und ew'gen Frieden,
Die so frühe hingeschieden
Mitten in der Jugendblüthen!

Um die Trauerstätte einen
Sich, vom Schmerz gebeugt, die Deinen,
Beten über dir und weinen!

Rastlos durch der Menschen Glieder
Streift die Sense hin und wieder,
Mähet Alt und Jung darnieder!

Nichts, was irdisch ist, bestehet,
Und der Sohn des Staubs vergehet
Wie das Laub, vom Sturm verwehet!

Selig, selig sind die Frommen,
Die Gott früh hinweggenommen,
Die zu seiner Ruhe kommen.

Selig sind, die einst Geplagten,
Die im Kampfe nicht verzagten,
Stille trugen und entsagten.

Aller Schmerz ist nun bezwungen,
Alle Fesseln sind gesprungen,
Alle Kämpfe ausgerungen.

Was sie hofften, ist erfüllet,
Was sie ahneten, enthüllet,
Was sie kümmerte, gestillet.

Nach des Lebens schwülen Sorgen
Schlummern sie nun, wohlgeborgen,
Bis zum Auferstehungsmorgen!

Sinke denn, du freudenlose,
Frühgebleichte, zarte Rose
Zu der Erde dunkelm Schoose.

Deine Opfer sind gespendet,
All dein Weinen ist geendet,
Deines Leidens Kelch gewendet!

Mittler, der du unsre Plagen,
Unsre Schuld am Kreuz getragen,
Laß sie im Gericht nicht zagen!

Steht ihr bei mit Euren Bitten
Heil'ge, die ihr einst gestritten,
Und den Martyrtod erlitten,

Daß sie möge rein von Sünden
Gnade vor dem Throne finden,
Selig dort sein Lob verkünden.

Allen, die zur Ruhe kamen,
Friede in des Herren Namen,
Heil und ew'ges Leben. Amen.

C. Meißner.

VI.

Kampf im Leben.

Es ſtand auf luft'ger Höhe
Ein kleines Müllerhaus,
Das breitete am Giebel
Vier große Flügel aus.

Drein legte ſich das Toben
Des Windes oft mit Macht,
Hat doch das Haus des Müllers
Zum Sturze nicht gebracht.

Wie auch der Wind ſich blähte,
Es führt im Häuschen drinn
Das innere Getriebe
Zum Ziel nur ſchneller hin. —

So gehet durch das Leben
Manch feindlich Element,
Und, grade dies gibt eben
Das, was man Leben nennt.

Drum zürnet nicht dem Sturme
Der in die Seele greift,
Weil dadurch nur noch ſchneller
Sie zur Vollendung reift.

Julius Merz.

VII.

Der Rose Loos.

Zur stillen Stunde der Gespenster
Saß ich am offnen Gartenfenster
Und blickte in die Nacht hinaus.
Ein redend Bild von Gottes Güte
Stand Baum und Blum' in reicher Blüthe
Umher um's weinbelaubte Haus.

Der laue Westwind leicht beweget
Ein Röslein, mühevoll gepfleget
Von seines fleiß'gen Gärtners Hand.
Es wiegt in tausendfachem Nicken,
Und schien dabei mich anzublicken
Als wär's mit mir gar wohl bekannt;

Schien Hilfe von mir zu verlangen
In einem tausendfachen Bangen,
Doch — ich verstand die Sprache nicht,
Das Röslein nicht, vom Thau befeuchtet,
Das, magisch von dem Mond beleuchtet,
Geheimnißvoll in Zeichen spricht.

Das Röslein macht' im Traum mir Sorgen
Und als darauf am nächsten Morgen,
Ich wieder nach ihm hingeblickt,
Da ward mir's klar — es war verschwunden.
Es wurd' in früheste der Stunden
Mein schönes Röslein abgeknickt,

Wurd' abgeknickt von selben Händen
Die bisher, Labung ihm zu spenden,
Sich stets mit allem Fleiß bemüht,
Die emsig brachten frische Quellen,
Es immer wußten kühl zu stellen,
Wenn es der Sonne Strahl durchglüht.

Du hiengest da in vollster Zierde,
Und das war's eben, was verführte
Den Gärtner dein, sich zum Gewinn
Von deinem Zweige dich zu pflücken; —
Vielleicht, um sterbend noch zu schmücken
Im Saal die schönste Tänzerin.

Und sollst du dieß', dann Rose lehre:
Daß alles kurze Zeit nur währe.
Ja, lehr' das Mädchen, wunderschön,
Welch' Wandlung Schönheit kann erfahren,
Wie nahe unsern Blüthenjahren
Die Jahre des Verblühens stehn.

Und glänzest du bei Tafelrunde
Und schmückst in abendlicher Stunde
Der muntern Zecher lauten Kreis,
Dann magst in welken Blättern zeigen,
Daß Kraft und Saft zu bald nur weichen;
Es färbt das Haar zu bald sich weiß.

Doch, wenn es dir beschieden bliebe,
Als Zeichen ewig treuer Liebe
Zu fallen in ein theures Grab:
Dann Rose, lehre im Verblühen,
Daß Allen Gott nach Lebensmühen
Das Sterben zur Erlösung gab.

Julius Merz.

VIII.

Die Sage von der Gründung des Klosters Pillenreuth.

Es sinket die Sichel im Westen hinab
Mit bleichem und bleicherem Glanze,
Den Burgweg hernieder tönt Hufegetrab,
Es rasseln das Schwerdt und die Lanze;
Das Hüfthorn schmettert ein fröhlich Lied
Indeß der Troß durch die Straßen zieht,
Im Dickicht des Waldes zu jagen.

Und fürbaß Ludwig, der Bayer, zieht,
Der Kaiser, im Walde zu jagen.
Er, der den Friedrich nach Ampfing beschied
Und dort ihn hat weidlich geschlagen,
Er sitzet zu Nürnberg, erkläret in Acht,
Und ruhet nach siegreich geschlagener Schlacht,
Und huldigt der Jagd und dem Becher.

Den Forst durchstreift er die Kreuz und Queer,
Von Nürnberg gen Süden gelegen,
Es spielen die Rüden im Thau um ihn her,
Indeß die Gefährten verwegen
Sich seitwärts wagen auf strüppige Hut,
Wo eines wildschnaubenden Ebers Wuth
Sie kühlen mit sicherem Wurfspieß.

Und plötzlich da hält der Kaiser an
Und lauſchet gar lieblichem Sange;
Sein Auge ſpäht eine Eiche hinan,
Er vermeint, daß er daher gelange.
Und wahrlich, das Auge mit Thränen erfüllt,
Erblickt er ein ſtrahlend Marienbild
Hoch über dem Baum in den Lüften.

Da ſtieg denn der Kaiſer vom Pferde herab
Und zog ſeine Waidaxt beklommen,
Womit er der Eiche ein Zeichen gab
Von der er den Sang hat vernommen.
Die Luſt zu jagen war ihm nun dahin,
Er kehret zurück mit verfinſtertem Sinn
Zur harrenden Gattin im Schloſſe.

Und ihr erzählet der Kaiſer, was dort
Er hat gehört und geſehen,
Da fällt die Gemahlin ihm bittend in's Wort
Und begehrt mit innigem Flehen:
„Der Schlachten ſo viele, ſie haben gemacht,
„Daß man an das Beten faſt nimmer gedacht,
„Drum wollet ein Kloſter dort gründen!“

„Es ſey!“ der Kaiſer zur Antwort gab;
Kaum, daß ein paar Wochen verſchwinden,
Hört man, von einer Tonne herab,
Das Heil dort den Menſchen verkünden;
Ein Prieſter fand auf Befehl ſich ein,
Die Stätte dem Herrn der Welten zu weihn,
Er that's mit Rauchfaß und Keſſel.

Ein Kirchlein trat an die Stelle sodann,
Marie'n in Schutz ward's gegeben,
Doch bald an Mitteln die Stiftung gewann
Und Kloster und Kirch' sich erheben.
Und fortan sendet in's weite Haus
Die blühenden Töchter Noris hinaus,
Um todt schon zu seyn, noch im Leben.

Es tönt nun durch zweihundert Jahr
Alltäglich Gesang und Geläute,
Bis wilder Horden zerstörende Schaar
Einäschert der Frommen Gebäude.
Was milder Sinn in Jahren erbaut
Stürzt nieder eh' noch der Abend ergraut,
Beschien's gleich noch Mittags die Sonne.

Tief unter dem Schutt und dem wuchernden Kraut
Im letzten engen Gehäuse,
Schlaf wohl, du dem Himmel geweihete Braut,
Die, Gott ihrem Herrn zum Preiße,
Des Lebens Freuden geopfert hat, —
Schlaf wohl, in einsamer Ruhestatt,
Von des Waldes Stille geheiligt.

Julius Merz.

IX.

Bardieten.

Oskar.

Heilige Fluren, voll schattender Haine,
Schauplatz der herrlichsten Thaten der Väter,
Halle, unsterblicher, seliger Wesen,
Vaterland! Gruß dir und Frieden der Götter!
Nehme mich auf in die schattenden Haine!
Laß mich am Quell der Vergangenheit lauschen,
Der sich vom Haine der Barden dort stürzet,
Rauschend, bald donnernd von felsigen Höh'n!
Wende nicht zürnend dein Antlitz vom Sänger,
Heilige Braga! wenn zitternd ich greife
In der Telyne süß rauschende Saiten!
Fliehet nicht, Sänger Germania's, Barden,
Die ihr vom Apfel Iduna's gekostet,
Harret, o harret, des Strauchelnden Tritte
Freundlich zu lenken zum Hain der Gesänge!
Fürsten der Gaue, Erhabene, zürnet
Nicht, wenn der schüchterne Sänger es waget,
Euch jetzt ein Lied von der Freiheit zu singen!
Sänger umgaben von jeher die Throne,
Theilten mit Fürsten auch Freiheit und Ehre!
Freiheit, nur jene erhabene Göttin,
Die sich im Schaffen des Großen und Schönen,
Und in Vollendung des Herrlichen zeiget,
Groß und erhaben durch Schönheit und Tugend —
Jene nur sing' ich; die Furie nimmer,
Die nur gebrandmarkt den göttlichen Namen,

Rasend zertrümmert den Frieden der Erde,
Und so das Herrliche trat in den Staub!
Freiheit! Du leuchtendes Urbild des Großen,
Strahle mir, göttlichste, Mutter der Götter!
Führe mich jetzo zum Urborn des Liedes,
Daß ich der Schönheit unsterbliche Töne
Singe dem Vaterland, singe dir selbst!

Berta.

Einsam, auf luftiger, waldiger Höhe,
Ferne vom Kreise der liebenden Schwestern,
Wandle ich jetzo, dem Morgen entgegen,
Der sich auf Breidhablicks goldenen Schwingen
Dort aus den Thoren des Osten erhebet,
Leben und Freiheit aus goldener Urne
Gießet, auf alle germanischen Au'n.
Blühend umschwebt mich das Bild des Geliebten,
Tritt mir entgegen im Glanze des Morgens,
Wie er, gebadet in purpurnem Meere,
Dort aus den Armen der Nacht sich entwindet,
Schweigend dann öffnet die Thore des Himmels
Und uns mit heiterem Lächeln begrüßt.
Thue dich auf, meine fühlende Seele!
Hauche den Schmerz und die Freuden der Liebe,
Wie sie sich wechselnd im Inneren drängen,
Jetzo dem kommenden Morgen entgegen;
Jetzo entgegen den freundlichen Göttern,
Die mich im Säuseln des purpurnen Morgens,
Schwebend, auf Lüften des Himmels, umgeben.
Thue dich auf, meine jauchzende Seele,
Daß es die Götter, die himmlischen, hören;
Hören die Blumen des Feldes, die Auen;
Hören die stilleren, horchenden Haine;
Und die geklüfteten Felsengebirge;

Und die geschwätzigen Quellen und Bäche;
Hören die Erd' und die fliehenden Sterne:
Wie ich ihn liebe, den Ewiggeliebten!
Freiheit, du Quelle des Licht's und der Liebe,
Göttlich Geborne in Asgards Gefilden,
Erstes der Wesen, die Welt zu beglücken;
Dir ja verdank' ich den Heißgeliebten!
Freiheit, auch thronend im Herzen des Weibes,
Quelle der Wahrheit, der Keuschheit und Sitte,
Führe mir jetzt den Geliebten entgegen,
Wandelnd im Zwielicht des dämmernden Morgens,
Wenn er, im Schmucke des Helden, vom Tinge
Heimwärts, die thauenden Pfade betritt,
Daß ich ihn schaue, den Stolz meiner Ehre! —
Doch nun zurück in den schweigenden Busen
Liebe, vom Stappel der Lippe! Nicht drängen
Darfst du im Weib dich so heftig nach Außen,
Ist es von horchenden Männern umgeben.
Nahen schon seh' ich dort oben Gestalten,
Heimwärts wohl kehrend vom nächtlichen Tinge!
Grau noch umgibt sie der dämmernde Morgen.
Siehe, sie stehen! Ein Druck noch der Hände!
Hierhin und dorthin, dem schlängelnden Pfade
Abwärts, vom heiligen Haine der Barden,
Folgen die Helden. Doch Einer, er nahet,
Stattlich umgürdet mit Schild und mit Lanze!
Ist es nicht Oskar, mein Herzensvertrauter?
Wie er daher wallt im purpurnen Strahle,
Schimmernden Goldgelocks voll um die Schultern,
Eingehüllt, glänzend, in dämmernde Schöne!
O mein Vertrauter! Wie lieb' ich vor Allen
Dich! Wie ein Barde der heiligen Vorzeit,
Prächtig umgürdet, mit Schild und mit Lanze,
Wallst du daher jetzt von stattlichen Höhen

Kühneren Heldenthums heiliger Haine,
Mir nun entgegen im ſinkenden Morgenthau!
Aber du ſtehest jetzt, ſchweigend, am Hügel,
Schaueſt die Blumen, vom Thaue beglänzet,
Wie er ſich hebet und ſpiegelt, der Morgen,
Dort auf der Wölbung der Gräber der Helden!
Siehſt du vielleicht dort die Schatten der Geiſter,
Deren Gebeine jetzt modern im Hügel?
Walle vorüber, und komme hernieder,
Jetzo, zum Bardenheim, daß wir beſingen
Thaten der größeren Vorzeit, ſo rühmlich,
Rühmend den jetzigen, künft'gen Geſchlechtern
Würde und Heldenkraft altdeutſchen Stammes.
Bald auch, mein Trauter, ich kann es nicht bergen,
Wird uns die Wölbung des Hügels umſchließen,
Wenn uns die Götter der heiligen Haine
Winken, die Fahrt nach Walhalle zu machen.
Darum, ſo eile zu ſingen die Thaten,
Die uns wie leuchtende Kränze aus Sternen
Glänzen, vom Himmel der Helden Walhallas!
Eile, Geliebter, zum heiligen Steine,
Daß ſich erhebe im Anſchau'n der Thaten
Herz und Gemüthe, und Seele, und Leben!
Eile! Es grüßt dich im Lied die Geliebte!

Oskar.

Horche! Dort klingen ja rauſchende Saiten!
Trägt nicht der Morgenwind Klänge der Telyn
Jetzo herüber zum lauſchenden Ohre?
Seh' ich nicht drüben, am Steine der Barden,
Jetzo die Locken der Sängerin wehen?
Hertha, ſie ſchüttelt die Häupter der Haine,
Daß ſich die praſſelnden Blätter der Zweige
Senken, zu decken des Rodfiers Aſche.

Aber nur Braga, die Sängerin Asgards,
Wandelt, umrauscht von dem Klange der Saiten,
Huldvoll zuweilen durch Fluren und Haine!
Wandelt, und streuet in Sterblicher Hütten
Saamen der Allmacht der göttlichen Liebe,
Oder entflammet die Chöre der Barden,
Schlachtgesang donnernd, Triumphe und Sieg!
Gürte dich, Jüngling, die Göttin zu ehren,
Die dich gewürdigt, ihr Lied zu vernehmen!
Heilige Lieder entströmen den Saiten!
Vaterland! Höre das Rauschen der Töne!
Hallet sie wieder, von Gauen zu Gauen,
Haine und Wälder und Berge und Schluchten,
Daß sie der Welt dort, im eisigen Norden,
Drüben im Süden, der Römer, vernehme,
Der euch im Stolze des Sieges zertreten,
Und dann noch Einmal, voll Schauder, erbebe!
Söhne der Eichen! Euch gelten die Lieder,
Die ihr im Herzen den Muth und die Liebe,
Beide, für Götter und Vaterland, traget!
Wie sie daher brauft, die Fluth des Gesanges!
Daß sie das Tönen des kommenden Tages,
Daß sie das Hallen der Sterne, betäubet,
Die sich dort, fliehend, am Himmel verbergen;
Daß sie den Donner der Wogen verschlinget,
Die sich, in schäumender Brandung, vom Felsen,
Oder aus Urnen der Götter, in Schluchten
Stürzen, voll Donner unendlicher Tiefe!
Also nur rauschen die Chöre der Welten,
Wenn sie als Einklang der Schöpfung ertönen!
Braga! Es grüßt dich voll Schauer der Jüngling!
Oder — wie — seh' ich — erkenn' ich dich, Theure!
Berta, nicht Braga, die Sängerin Asgards,
Berta die herrlichste Jungfrau der Gaue,

Wandelt im Dienſte der Göttin, entgegen
Mir und den Göttern, voll Liebe, voll Lieder.
Heilige Prieſterin! Siehſt du den Morgen,
Wie er ſich hebt, auf die Gipfel der Eichen,
Dich zu beſchauen, voll Zucht du und Sitte?
Wie ſich ihm röthen, voll Purpur, die Wangen?
Hörſt du erwachen das Lied in den Hainen?
Dich zu empfangen beginnen die Chöre,
Dich zu beſingen, zur Ehre der Götter.
Siehſt du Tuiskon den Feuerball wälzen,
Hinter der Berge entſchleierten Rücken,
Jetzt zu erhellen die heiligen Haine?
Komme, Tuiskon, und leuchte dem Recken,
Daß er nun trunkenen Blickes ſie ſchaue,
Dort, die den Saiten die Töne entlockt,
Die mich mit heiliger Täuſchung umfangen!
Du, mit dem Antlitz der züchtigen Sterne,
Sängerin Berta, du Stolz meines Schwertes,
Feßle mich jetzo mit liebenden Armen,
Wie mit den rauſchenden Tönen der Saiten,
Und dann beginne die heiligen Lieder,
Lieder vom Vaterland, Lieder der Liebe!

Berta.

Alſo begann nun die Sängerin wieder:
Hörſt du das Liſpeln der Blätter im Haine,
Erſt noch ein Säuſeln, wie Lüfte des Frühlings,
Wie es uns bringet der Frieden des Lenzes?
Dann auch ein Wehen, wie heilige Flammen
Wehen und ſchlagen um Opferaltäre?
Bald dann ein Rauſchen in Wipfeln der Eichen,
Ahnungen weckend in jeglicher Bruſt?
Bald dann ein Brauſen, und Toben, und Stürmen,
Als ob des Erdballes krachende Achſe,

Stürzend mit Wucht und mit Donnergepolter,
Bräche herein durch das Dunkel der Haine;
Daß mit Geheul sich die Rudel der Wölfe
Fliehend verbergen, im schwankenden Dickicht;
Elent und Ur dann im knarrenden Hochwald
Schnaubend die Nüstern zum Himmel erheben,
Stromweis zu trinken den stählenden Strom
Eichenzersplitternden, mächtigen Sturmes?
Hörst du dies Säuseln, dies heilige Wehen,
Bis zu dem Alles verheerenden Sturme,
Wisse dann: daß dich die heiligen Haine
Deutschlands umschatten, voll Kühnheit und Größe,
Groß, so im Frieden, als groß auch im Sturme!

Höre, wie mitten im heiligen Frieden
Schattender Eichen die Vorzeit sich kündet!
Siehst du der Eiche festwurzelnden Stamm,
Wie sie den Gipfel zum sternigen Himmel
Kraftvoll erhebet, die schützenden Arme
Ringsum verbreitet, voll Kühnheit und Stärke,
Prangend im stolzen Gewande der Kraft?
Also der Deutsche. Erhobenen Hauptes,
Freiheit verkündenden, feurigen Blickes,
Sinnend auf Thaten der sprühenden Kraft,
Bieder, und rechtlich, und keusch, und gesittet,
Durch die Erzählung der Sagen der Stämme,
Steht er, ein schützender Recke des Gaues;
Schirmend die väterlich heilige Hütte;
Gastlich bewirthend den wandernden Fremdling;
Theilend mit Jedem das Dach und den Heerd;
Ehrend die Götter, die heiligen Haine;
Furchtbar dem Feinde in donnernden Schlachten;
Haltend wie Schwüre das mannliche Wort,

Und zu des Märzfeldes weisen Beschlüssen
Stumm und verschlossen; der Liebe getreu.

Oskar.

Siehst du die Sonne dort treten aus Osten,
Wie sie hervor tritt, vom Frührothe umdämmert?
Züchtige Röthe um's glänzende Auge,
Welchem das Licht und die Freuden der Erde,
Ewig und gleich ihrem Quelle, entströmen,
Jede verfinsternde Wolke zertheilend,
Selbst auch die Schatten der täuschenden Nacht,
Dienend und herrschend durch Schönheit und Milde?
Also die deutsche Jungfrau und Gattin!
Keusch, wie das Antlitz der blinkenden Sterne;
Groß und gelassen und sinnig und klar;
Ehrbar und züchtig in Wort und Gebehrde,
Weckt sie, die Jungfrau, im Jüngling die Liebe,
Die ihn zu Thaten des Helden begeistert;
Nährt sie, die Gattin, durch ewige Treue
Dann in dem Helden die heilige Gluth,
Scheucht von der Stirn' ihm die Wolke des Unmuth's,
Nährt seine Kinder an eigener Brust,
Und erzieht sie ihm keusch und gesittet;
Töchter zu Heldinnen, Söhne zu Helden.
Laß mich, Geliebte, in's Auge dir seh'n!

Hörst du des Wasserfalls fernes Getöse,
Dort an dem Abhang der felsigen Kluft,
Ringsum von schattenden Buchen umhangen?
Laß uns die Bucht und die Brandungen schau'n,
Überrauschend vom Schaume des Wassers,
Dort, wo die Geister geschiedener Ahnen
Traulich im Säuseln des Hains uns umgeben. —
Setze dich hier auf dem graulichen Stein,

Meine Geliebte, indeß ich dort drüben
Schnell aus dem Dickicht verschlungener Buchen
Hole den Bogen, mit Köcher und Pfeilen,
Dort jenen jagenden Habicht zu schießen,
Der eine schuldlose Taube verfolgt,
Und dann beginne das Lied unsrer Minne!

Berta.

Also begann nun die Sängerin wieder:
Silberne Wolken bedeckten den Himmel,
Wie sie ihn jetzo wieder bedecken,
Hell und krystallen, aus Strahlen gewoben,
Wie sie die leuchtenden Sterne entsenden,
Thürmten sich bald dann empor zu Gebirgen,
Wie sich der Harz dort im Thale erhebet,
Und auf der luftigen, silbernen Kuppe
Dieser Gebirge, so wähnt ich, mein Trauter,
Sah ich die strahlenumflossene Freia,
Segnend herab auf die heimischen Gauen,
Segnend auf mich, eine Liebende, schauen.
Lautlose Stille beherrschte den Hain!
Strahlend, im schwellenden Frühlingsgewande,
Grünlich vom Golde der Sonne durchschimmert,
Streckten die Eichen, die ächzenden Tannen,
Ihre weitragenden, blühenden Arme
Auf nach der freundlichen Göttin, zum Himmel,
Sie, die Belebende, still zu umarmen,
Und nur die Klage der einsamen Drossel,
Flötend vom nahen Gebüsche der Buchen,
Und nur das leise Gekose der Wellen
Einer geschwätzigen Quelle, umgaben
Mich, mit dem Schauer der einsamen Wanderung.
Nur aus der Ferne vernahm ich das Tosen
Jenes dort rauschenden, schäumenden Falls.

Traulich, in ſtruppigem Graſe hin, äzten
Rudel von Hirſchen, von flüchtigen Rehen,
Und ſie erhoben, verhoffend, das Auge,
Wenn es im Dickicht zu rauſchen begann.
Wunderbar ward mir's im Herzen zu Muthe!
Seufzend erhob ich das Auge zum Himmel,
Wo ich die Göttliche ſchwebend geſchaut,
Die mit der Liebe unſterblichem Glücke
Gern die germaniſchen Herzen vertraut.
Und ich erröthete; leiſe geſtanden
Hatt' ich mir jezo das heimliche Glück,
Und in der Göttin beglückenden Banden
Lag der bethränte, befenchtete Blick.
Siehe, da rauſcht' es wie ſchwirrende Pfeile!
Auf zu dem Silbergewölke des Himmels
Sah' ich, mit flüchtigem, trunkenem Auge;
Deiner gedacht' ich, im liebenden Ach!
Siehe, da rauſcht es zum zweiten Mal wieder,
Hoch aus den Wipfeln der Tannen und Fichten,
Und mit des Todes urplözlichem Sturze
Lag mir zu Füſſen ein ſterbender Aar,
Krampfhaft die Fänge geballt noch im Tode,
Haltend die Beute, den Pfeil in der Bruſt.
Wenige Zuckungen, und er verendet. —
Stolz, mit dem freieren Schritte des Siegers,
Kamſt du vom nahen Gebüſche geſchritten. —
O, was empfand ich, als da ich dich ſah! —
Stellteſt dich hin vor die blutende Beute,
Sahſt mir ins Auge mit minnigem Blick,
Und ich geſtand dir im Blicke die Liebe.
Der mit dem ſicherhintreffenden Pfeile
Kühn in den Lüften den Adler erlegt,
Wird auch die römiſchen Adler einſt ſtürzen,
Wagten ſie's, wider die heimiſchen Gau'n

In die herciniſchen Wälder zu ziehen,
Wird auch beſchützen mit mannlichem Arm,
Die er mit mannlicher Minne errungen.
Alſo gedacht ich, und ſenkte den Blick
Schamvoll, ob meinem Geſtändniß der Liebe.
Damals, mein Oskar, umfieng mich der Himmel
Freundlicher, lautere Lüfte umſchwebten
Mich, alle Farben der heiligen Haine
Glänzten und ſchimmerten heller um mich.
Als ich ſie jemals zuvor noch geſehen;
Lag ich doch, eine germaniſche Braut,
Trunken zum erſten Mal dir an dem Herzen.

Oskar.

Herrliches Mädchen! O, hebe das Auge,
Sanft von der göttlichen Liebe umwoben,
Lieblich umfloſſen von ſittſammer Röthe,
Daß ich begegne dem zagenden Blick,
Dem ich den Himmel auf Erden verdanke!
Freier erhebe das ſtrahlende Auge,
Lieblicher, als der kryſtallene Glanz,
Wie ihn der donnernde Waſſerfall ſpiegelt,
Wenn ſich der Sonne verſcheidender Blick
Sterbend verwebt in die ſchäumenden Fluthen;
Zündender noch, als die zackigen Blitze,
Wenn ſie im Wetter die Berge umleuchten;
Tragender noch, als die Lieder der Scalden,
Geht es im Wirbel zur brüllenden Schlacht;
Schöner, als alle Triumphe und Siege,
Kehr' ich, ein roſſegetragener Held!
Alles Dies lebt erſt im Blicke der Liebe,
Wie ihn dein freundliches Auge mir ſtrahlt,
Zündet und trägt und erhebt mir die Seele,
Flammend von Vaterlandsliebe, empor.

Halt ich dich, Berta, im mannlichen Arm;
Athme mit dir ich, auf heimischen Bergen;
Glänzt mir die sinnvoll bedeutsame Rune,
Schwellend, vom Safte verschlungener Buchen,
Die unsre Namen in Liebe vereint.

Feurigen Muthes durchzieh' ich die Fluren,
Streife durch Haide, durch Dickicht und Moor;
Jage den Eber, den Hirsch und den Uren,
Schlage die Feinde, ein Hammer des Thor;
Sitze im Rathe, beim Schimmer der Sterne,
Traulich, im heiligen Dunkel des Hains;
Aber, Geliebte, aus heiliger Ferne
Glüht selbst kein Auge so freundlich, wie Dein's.
Seh' dich schon kommen auf steigendem Rosse,
Stattlich bewehret, mit Lanze und Schild;
Mir ein willkommener Ehegenosse,
Und meinem Gaue das herrlichste Bild
Weiblicher Tugend, und weiblicher Sitte,
Weiblicher Keuschheit, und weiblicher Treu'.
Götter! gewährt mir die einzige Bitte:
Daß ich ein würdiger Sponse ihr sei!

G. F. Müller.

X.

Frühlingslieder.

1.

Es steigt von seines Himmels Zinne
Der junge Frühling, rund bekränzt,
An seiner Hand den Sold der Minne,
Der von des Himmels Segen glänzt.

Er ruft in diese weiten Fluren
Den neuen Auferstehungstag,
Und Leben bringt durch die Naturen,
Und weckt, was tief im Schlummer lag.
Leben fließet
Stromweis, gießet
Himmelsluft
Neu in jedes Wesens Brust.

Der lüfte leicht beschwingte Chöre
Entzücken wieder unser Ohr,
Und auf der Erde starren Leere
Webt sich ein blüthenreicher Flor.
Ein summend Völkchen kommt gezogen,
Mit treuem Fleiße in's Gefild,
Wo ihm in tausend Blüthenwogen
Des Lebens süßer Balsam quillt.
Bienlein, lehret
Fleiß uns, lehret
Uns, auch fein
Weise im Genuß zu sein.

Der Malve stolze Adern schwellen,
Es steigt der Bau von Eisenhut,
Und in des Baches klare Wellen
Taucht sich des Himmels blaue Fluth;
Die Sprößlinge der Saatgefilde
Erheben schlank ihr zartes Haupt,
Und in der Rose schönem Bilde
Erkennt sich, wer an Liebe glaubt.
Ach, die Blüthe
Sinket, glühte
Liebe nur
Auf der Unschuld Himmelsflur!

Der Erde weite Hallen stehen
Mit neuer Lenzespracht geschmückt,
Und in den Thälern, auf den Höhen
Steht wiederum der Mensch entzückt.
Er wandelt durch die grünen Saaten,
Er weilt am blüthenreichen Strauch,
Umgeben von der Liebe Thaten,
Umwehet von der Allmacht Hauch.
Solche Freude,
Ach, sie leite
Seinen Sinn
Nur auf Liebesthaten hin!

Durch des stillen Hains Gemächer
Rauscht der Vögel froher Sang.
Bis zum Abend; schwach und schwächer
Gleitet er den Wald entlang.
Stark und stärker tönen Glocken
Von der Heerd' die Trift herauf,
Schafe, die die Lämmer locken,
Rinder, brüllend, zieh'n herauf.
Freude, weile!
Anmuth, theile
Deine Zier,
Deine Grazie mit mir!

2.

Singen möcht' ich, Beten geh'n
Durch die weiten Hallen,
Wo die Saaten keimend steh'n,
Süße Düfte wallen.

Aber nennen kann ich's nicht
Was ich innen fühle,
Was so warm zum Herzen spricht,
Süß, wie Saitenspiele.

Darum knie ich still und stumm
Hier voll Andacht nieder,
Hör dein Evangelium,
Süßer Frühling! wieder!

3.

Von fernen Höhen wallet schon
Ein holder Jüngling nieder;
Er kommt zu dir, mein Erdensohn,
Als Bote Gottes wieder.

Er wandelt durch den stillen Hain,
Er wandelt durch die Fluren,
Und streut mit milder Hand darein
Des Lebens frohe Spuren.

Steh' still im Thal, am Blumenbach,
Beim Lied der Nachtigallen!
Hier bleibt dein Glaube ewig wach:
Gott lebt, Gott wirkt in Allen!

4.

Du, Frühling, trägst voll stillem Ahnen
Den Geist empor, zur Sonnenflur,
Ihn an sein höh'res Loos zu mahnen,
Den Sieg der himmlischen Natur.

Unsterblichkeit verkündest wieder
Du, holder Lenz, voll Duft und Glanz!
Sie rauscht im Chore deiner Lieder,
Sie weht aus deinem frischen Kranz!

Unsterblichkeit und Wiedersehen!
Das rufst, des Himmels Herold du,
Bei deinem Kommen, deinem Gehen
Der glaubensvollen Menschheit zu!

5.

Frühlingshimmel, Freudenhimmel,
Goldner Tage Sonnenschein,
Ziehst in die erstorbnen Fluren,
Ziehst in alle Herzen ein!

Lüftest leise Trauerschleier,
Thuest Leidenden dich auf,
Machest alle Herzen freier,
Zieheſt sanft zu dir hinauf!

Glänzest mit des Lenzes Prangen,
Weckst den Blumenstrauß der Flur,
Rötheſt Liebenden die Wangen,
Segneſt und beglückest nur!

Ich auch soll, wie du, beglücken,
Liebe geben und erfreu'n;
Leidende mit Trost erquicken,
Wohlthat, Segen um mich streu'n.

Mich auch rufst du in die Auen,
In die Wälder, in das Thal,
Gottes Herrlichkeit zu schauen,
Gottes Güte überall.

6.

Frühlingssonne!
Glanz und Wonne
Der entwinterten Natur!
Weckst durch deinen
Klaren, reinen
Lebensschein du diese Flur?

Weckst du wieder
Klang der Lieder
In dem neubelebten Hain?
Oder sagen
Diese Fragen
Schon dem Denker ja und nein?

Dienend kommst du,
Dienend rufst du
Aus dem Winterschlaf die Welt;
Der dich sendet
Führt und wendet
Wohnet überm Sternenzelt.

Wirst du kommen,
Neu entglommen,
Einst am Tage des Gerichts,
O dann leuchte
Mir ins feuchte
Auge, Strahl des ew'gen Lichts!

G. F. Müller.

XI.

Die Nacht.

O ſpanne dunkle Nacht den klaren Bogen
Wie einen Mantel ob der Erde aus,
Und decke mit ihm, ſanft herabgezogen,
Die Schläfer auf der Erde ſtillem Haus;
Den Träumern ſey mit Liebe du gewogen,
Laß enden aller Sorgen Kampf und Braus! —
In ſanftem Schlafe ſeh' ich Alle liegen,
Manch' ſchönen Traum ſich an die Herzen ſchmiegen.

Von Flur und Wald, den mondbeglänzten, feuchten,
Die nächt'ger Thau mit ſeinem Hauche küßt,
Geh' ich zur Stadt, wo nur noch mattes Leuchten
Zerſtreuter Lampen ſtill und düſter grüßt.
Wie nächt'ge Schatten Alles doch verſcheuchten!
Leer ſind die Straſſen, alle Plätze wüſt;
Mein leiſer Tritt hallt von den weißen Steinen,
Mit dem des fernen Wächters ſich zu einen.

„Ihr Herren hört, ihr Schläfer laßt euch ſagen!“ —
Rauh klingt ſein Ton wie angeſchlagnes Erz;
Und was noch folgt, es will zum Himmel tragen,
Ein Bibelſpruch trifft ernſt des Menſchen Herz,
Mahnt an die Ruhe, wo es nimmer ſchlagen,
Nicht zittern wird vor Freude oder Schmerz.
Ich blicke auf — zu Gottes hohen Preiſe
Zieh'n ſtille Mond und Stern' die goldnen Kreiſe.

Wie ruhig dort! — Und hier — ach! Grabesſtille
Von Außen, aber innen lebt die Stadt.
Wohl mancher ſchläft inmitten reicher Fülle;
Doch habſuchtsvoll, des Geldes nimmer ſatt,
Wacht er und zählet aus der Eiſenhülle
Sein Gold und wägt, was er gewonnen hat.
Er raubt dem Schlaf ein ſorgenvolles Wachen,
Doch kann die liſt'gen Diebe er verlachen.

Hier leuchten Fenſter, — hinter den Gardinen
Schwankt geiſterbleich ein Schatten auf und ab.
Kein Laut! Kein Klang! Doch leſ' ich in den Mienen
Ein heimlich Wort von Krankheit, Tod und Grab.
Das Härt'ſte, bitt'res Siechthum iſt erſchienen;
Halt Glaube aus! Geduld reiß du nicht ab!
Gebet und Pflege ſtehet bei im Streite,
Den Tod zu drängen von des Lagers Seite.

Was klirrt und ſingt? Ich ſeh am hohen Hauſe
Die Luſt noch walten in der Brüder Reih'n;
Zum offnen Fenſter dringet mit Gebrauſe
Ein Trinklied aus und kühle Luft herein.
Die Gläſer ſchäumen zu dem langen Schmauſe,
Im luſt'gen Takt knallt der Champagner drein:
„Herr Bruder trink auf's Wohlſeyn deiner Schönen", —
Gelächter dann und neues Liedertönen.

Dort flüſtern leiſe am durchbrochnen Gitter
Die Blätter, wie ein leichtbeſchwingter Chor
Von Träumen, und tief eingehüllt ein Ritter
Tritt ſachte aus dem Schattengang hervor.

Ein ſchmachtend Lied tönt ſanft zum Klang der Cither,
Vom Fenſter oben lauſcht der Schönen Ohr;
Des Windes Wehen kühlt die heißen Wangen,
Bang wogt das Herz in Fürchten und Verlangen.

Die Liebe ſchläft doch nie! Der Sterne Lichter
Sind ihrer Seufzer heller Wiederſchein.
Wenn Alles ruht, greift ſchwärmeriſch der Dichter
Mit kühner Seele in die Saiten ein,
Und der Verliebten fröhliche Geſichter
Schau'n wunderſelig in die Nacht hinein.
Der Ton verklingt, dann von dem Fenſter nieder
Fliegt Kuß und Blume — Dank für ſolche Lieder.

Klingt fort ihr Töne in die weite Ferne,
Wo manches Herz in banger Wehmuth wacht;
Grüßt den Getrennten, bringt von ſeinem Sterne,
Von ſeiner Lieb' ein ſüßes: Gute Nacht!
Dem Trauernden, daß er entſagen lerne,
Gebt Hoffnung, daß noch and're Liebe wacht;
Die Nacht wird ſchwinden, wenn am Himmelsbogen
Der Sonne Glanz ſteigt aus des Aethers Wogen.

G. Neumann.

XII.

Sonnenuntergang.

Wenn vor meinem Blick die Sonne
Abends sinkt hinab,
Und sie taucht dann vollends nieder
In ihr Wolkengrab,

Dann denk ich, daß wieder fliehe
Mir ein Lebenstag,
Und es wird in meiner Seele
Eine Sehnsucht wach.

Wandeln möcht' ich wie die Sonne,
Immer stet und gleich;
Handeln möcht' ich wie die Sonne,
Immer segensreich.

Daß wenn einst auch meines Lebens
Letzter Tag läuft ab,
Ich mich ruhig, wie die Sonne,
Neigen könnt' zum Grab.

Und wie lange noch ihr Purpur
Glüht auf Wolken hoch,
Möcht' ich im Gedächtniß leben
Bei den Meinen noch.

So gedächte man nach Jahren
Noch bisweilen mein,
Bis im raschen Lauf der Zeiten
Flieht der letzte Schein.

S. v. Braun.

XIII.

Das Gefecht bei Gadebusch.

(26. August 1813.)

In düst'rer Nacht zieht ohne Trommelschall,
Verrathen nur durch ihrer Tritte Hall,
Taktfesten Schrittes eine Schaar Soldaten.
Fußvolk voran und Reuter hinterdrein,
Sieht man sie Wege bahnen durch den Hain,
Und durch die angeschwoll'nen Bäche waten.

Auf Augenblicke läßt ein Mondenstrahl,
Der hie und da sich durch die Zweige stahl,
Des Tschacko's Schmuck und Bajonette glänzen;
Doch bald neigt sich der Mond zum Untergang,
Der Tag erwacht, mit ihm der Vögel Sang,
Purpur'n steigt's auf an Horizontes Grenzen.

In seinen Mantel fest sich hüllend ein,
Sein Pferd am Zügel führend, ganz allein
Geht, ferne von dem Zuge der Gefährten,
Ein junger Offizier, den Blick gesenkt,
Und wieder dann zum Morgenroth gelenkt,
So geht er hin mit sinnenden Geberden.

„Mein Theodor!“ ſo ruft's ihn plötzlich an,
Was hat Dir doch der treue Freund gethan,
Daß Du Dich heimlich von ihm abgewendet?“
„Wie, Hardenberg! Willkommen, Bruder, hier
In dieſem traurig wüſten Waldrevier,
Du kommſt zur guten Stunde mir geſendet!“ —

„Ich hab' ein Lied auf dieſem Marſch der Nacht
Für Lüzow's braves Jägercorps gemacht,
Das Schwertlied heißt's: „Du Schwert an meiner Linken!“ —
Beginnt er nun mit leiſ'rer Stimme Ton,
Denn in des Feindes Nähe ſind ſie ſchon,
Zur größten Stille alle Führer winken.

Und als er las: „der Hochzeitmorgen graut“
Und endet mit „Hurrah du Eiſenbraut!“
Da flüſtert Hardenberg in ſinſt'rem Sinnen:
„Ich ahne, daß ein Hochzeitmorgen graut,
Verlangend harrt auf mich die kalte Braut,
Mich feſt umſchlingend reißt ſie mich von hinnen!“.

Darauf der Freund: „Siehſt du des Tages Licht,
Das ſiegvoll durch das nächt'ge Dunkel bricht?
Giebt's wohl ein ſchöner Bild für unſ're Tage?“
Ich ſeh' in ihm das heil'ge Morgenroth,
Ob's leuchtet auch zum Leben, ob zum Tod,
Und auf den Lippen ſtirbt die eitle Klage.

Da plötzlich fällt mit ſeltſamlichen Klang
Quer vor den Weg, und hemmt der Freunde Gang,
Der Säbel Hardenbergs zu Boden nieder;
Vom raſſelnden Geräuſche hoch erſchreckt
Bäumt ſich das Roß, es hebt den Kopf, und ſtreckt
Zum wilden Sprung die rieſenmäß'gen Glieder.

„Wer jemals eine Ahnung tief empfand,“
Rief Hardenberg und faßt des Freundes Hand,
„Der, Theodor, verſteht wohl dieſe Zeichen;
Zu Boden liegt die treue Eiſenwehr,
Ich brauche ſie für dieſe Welt nicht mehr,
Ich ſeh' des Tages Glanz nicht mehr erbleichen.“

„Wohl, theurer Freund, es komme wie es mag,
Die Freiheit ſiegt doch über dieſen Tag,
Hoch leb' das Vaterland und was wir lieben!
Hörſt du die Kugeln pfeiffen? Raſch hinein
Will ich mich ſtürzen in der Feinde Reih'n
Und wär der Tod auf jede Stirn geſchrieben.“

Und laut erſchallt der Jäger Flügelhorn,
Und tief verſteckt im hohen Haidekorn
Lauſcht auf den Feind die Schaar der Tirailleure;
Geplänkel erſt, und dann das Peloton,
Dann Rottenfeuer von der Diviſion
Franzoſen, die ſich ſtellt zur feſten Wehre.

Doch nieder raſſelt bald die Reuterſchaar
Von Lützows Korps den ſtolzen fränk'ſchen Aar,
Und das Quarré ſtiebt ſchreckvoll auseinander;
Der Feind ſucht in der Flucht ſein Heil allein,
Doch hält noch Mancher Stand im dichten Hain
Und manche heiße Kugel rückwärts ſandt' er.

Getrieben von der Jugend heißem Drang
Folgt Theodor dem hellen Jubelklang
Der Hörner, an der Spitze ſeiner Schaaren.
Und weit voraus reißt ihn des Kampfes Gluth,
Er mißt im Einzelkampfe ſeinen Muth
Und ſpottet der ringsdrohenden Gefahren.

Mit einmal blitzt es hinter'm Busche auf,
Dicht an des Pferdes Nüstern steht der Lauf
Der Büchse, und des Feindes Kugel trachtet
Zum nahen Ziel, — des Pferdes Hals durchdringt
Das mörderische Blei, der Zügel sinkt,
Schon ist des Reuters Feuerblick umnachtet.

„Um Gotteswillen Körner — Theodor!"
So läuft der Schreckruf durch das ganze Korps,
„Er ist verwundet, Pferd und Reuter sinken!"
Schon nach Minuten sieht der Freundeskreis
Um den Gefall'nen, kalten Todesschweis
In hellen Perlen auf der Stirne blinken.

Die Lippe bebt, der Stimme Ton versagt,
Nur rings im Kreise noch das Auge fragt,
Es will der letzte Blick den Freund noch finden. —
Da bricht ein stummer Zug den Jägerkreis,
Quer über Waffen liegt auf Tannenreis
Graf Hardenberg — und Körners Sinne schwinden.

Die Jäger stehen um die Leichen her,
Und manche Männerthräne, heiß und schwer
Fällt auf die theuren Waffenfreunde nieder.
„Schlaft wohl ihr Brüder, Dank für eure Lieb,
Geweiht von edlem, hehrem Jugendtrieb —
Und dir o Körner, Dank für deine Lieder!"

„Hab Dank für deinen heldenmüth'gen Sang,
Der tief in unserm Innersten erklang,
In deutschen Herzen wird er nie verhallen;
Du folgtest deiner Sehnsucht heißem Drang,
Als schon der Tod um dich die Arme schlang,
Und ließest laut dein Schwanenlied erschallen."

„Es töne fort in deiner Brüder Reih'n,
Es soll fortan ihr liebster Schlachtruf seyn:
„„Hurrah! heraus, du Schwert an meiner Linken!““
Und glücklich, wenn im schönen Morgenglüh'n
Der Freiheit süße Lüfte uns umzieh'n,
Mag dann auch unsre Lebensfackel sinken!“

So sprach es aus dem weiten Freundeskreis,
Und manche Männerthräne schwer und heiß
Fiel auf die treuen Jugendfreunde nieder.
Schlaft wohl ihr Brüder, — Dank für eure Lieb!
Geweiht von edlem, hehrem Jugendtrieb
Und dir, o Körner, Dank für deine Lieder!“

J. Priem.

XIV.

Die Säge.

Es schneidet Holz am Wege
Der wack're Arbeitsmann. —
Was zieht er doch die Säge
So oft zu sich hinan? —

Er ist doch schon bei Jahren,
Hat er denn nie bedacht,
Daß solch Zurückefahren
Den Schnitt nicht größer macht? —

Ich möcht' ihn gern belehren,
Erschien's nicht naseweiß;
Auch läßt er sich nicht stören
Der Mann, in seinem Fleiß. —

Wahr iſt es; unverdroſſen
Gelangt er doch zum Ziel,
Ob auch viel Zeit verfloſſen
In ſcheinbar eitlem Spiel. —

Drum, wenn der Menſchheit Wege
Zuweilen rückwärts geh'n,
So denk' ich an die Säge,
Und laſſ' es gern geſcheh'n.

J. Schnerr.

XV.

Gloſſe.

„Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
„Wollen ſich der Menge zeigen,
„Lob und Tadel muß ja ſeyn."
Göthe.

Was ich bin, ich darf es zeigen,
Was ich fühl' im Herzensſchrein
Sollt es denn verborgen ſeyn? —
„Dichter lieben nicht zu ſchweigen!"

Aus des Herzens Tiefen ſteigen
Wechſelnd, auf des Lebens Gang,
Lieder, Sprüche, kurz und lang,
„Wollen ſich der Menge zeigen."

Und die Lieder dringen ein
Hie und da in gleiche Herzen,
Oder prallen ab an Erzen; —
„Lob und Tadel muß ja ſeyn!

J. Schnerr.

XVI.

Sinnsprüche und Epigramme.

1.

Nicht in zurückgezog'nem Brüten
Tiefsinniger Philosophie;
Im Lebensdrang entsteh'n die Blüthen
Der Poesie.

2.

Daheim in des Lebens Getreib und Gewühl
Schrumpft ein fast zu Nichts ganzer Jahre Gefühl;
Auf Reisen, im Grünen so frei und weit,
Da dehnt sich das Leben, da streckt sich die Zeit.

3.

Was ist des Lebens bunt Gewebe? —
Mit wenig Worten läßt sich's sagen:
Die Menge plagt sich, daß sie lebe,
Und lebt, um sich zu plagen.

4.

Gesetze, gut und schlecht, euch könnte man entbehren,
Mitsammt dem Richterstuhl, wenn Menschen Engel wären.

5.

Man nennt mit Recht es eine Last,
Purpur und Kron' zu tragen.
Wie kommt's, daß sie mit Gier und Hast
Denn doch darum sich schlagen? —

6.

Wenn Fürsten sich beim Schopfe fassen,
Dann muß das Volk die Haare lassen.

7.

Mathildchen geht auf Freierfüßen
An des Ersehnten Wohnung oft vorbei;
Ihm zeigt ihr Putz, wie reich sie sey,
Und was er einst — wird schaffen müssen.

J. Schnerr.

XVII.

Der alte Invalide.

Es saß beim Lampenschimmer,
Mit düsterem Gemüth,
In seinem kleinen Zimmer
Der alte Invalid,

Und dachte an die Zeiten,
Da er noch rüstig war,
Noch tapfer konnte streiten
Als Ziethen'scher Husar,

Und dacht' an Vater Ziethen,
Mit dem er jede Schlacht,
Bis endlich kam der Frieden,
Voll Muth hat durchgemacht,

Und auch an König Fritze,
Der ihn im langen Krieg
Gar oft durch Dampf und Hitze
Geführet hat zum Sieg:

„Doch jener Schlacht vor allen
„Gedenk' ich," hub er an,
„In der mein Kleist gefallen
„Und mancher brave Mann.

„Ich sehe noch voll Schauer
„Des Helden-Leichenzug,
„Da man in tiefer Trauer
„Ihn hin zum Grabe trug.

„Sie alle sind verschieden,
„Ich, der des Lebens müd',
„Muß weilen noch hienieden
„Ein alter Invalid."

Und als er noch so dachte
Und mit sich selber sprach,
Da öffnete ganz sachte
Die Thür sich vom Gemach;

Und von des Königs Garde
Stand jetzt in offner Thür
Ergraut am Haar und Barte
Ein alter Grenadier.

Hohl tönt's aus seinem Munde:
„Der König harret dein,
„In einer halben Stunde
„Sollst du schon bei ihm seyn;

„Doch so, wie du vor Zeiten,
„Als Ziethen'schen Husar
„Mußt du dich wieder kleiden,
„Auch jetzt, im grauen Haar!"

Kaum tönten noch die Worte,
Die letzten, ihm ins Ohr,
So schloß sich leis' die Pforte.
Und still war's, wie zuvor.

Der Invalide schüttelt
Bedenklich nun den Kopf,
Streicht sich das Haar und wickelt
So gut es geht den Zopf.

Drauf ging er an den alten
Schon morsch gewordnen Schrein,
In ihm war aufbehalten
Das Kleid, das liebste, sein.

Er nahm's heraus und schmückte
Sich jetzt mit dem Gewand,
Den Säbel auch, ihn drückte
Mit Zittern seine Hand;

Riß dann die rost'ge Klinge
Begeistert aus der Scheid'
Und focht, als ob es ginge
Nochmal in blut'gen Streit;

Doch plötzlich ward's zu Muthe
Ihm gar so sonderlich,
Er ging zum Lehnstuhl, ruhte,
Legt dann auf's Lager sich,

Er fühlte sich so müde,
In Schlaf versank er drauf, —
Der alte Invalide,
Er wachte nimmer auf.

E. Weiß.

XVIII.

Die Auswanderer.

Den Weg voran der Vater ſchritt,
Die Habe auf dem Rücken,
Sein treues Weib, ſie wandert mit,
Mit wehmuthsvollen Blicken

Schaut ſie zum Dörfchen noch zurück,
Seufzt mit gepreßtem Tone:
„Fort, fort treibt uns das Mißgeſchick,
„Fort zu der fernſten Zone!“

Und eine Thräne bebte jetzt
Auf ihrer Wang' hernieder,
Sie bebte, und die Wang' benetzt
Sie von dem Säugling wieder

Den ſie an ihrer treuen Bruſt
Gewiegt in ſanften Schlummer,
Ihm war von Heimath nichts bewußt,
Und nichts von Sorg' und Kummer.

Die Andern gingen ihr zur Seit',
Und weinend fragt das Eine:
„O Vater! Mutter! iſt's noch weit?
„Ich hab' ſchon müde Beine!“

Den Vater rührt's; er faßt die Hand
Des kleinen holden Knaben:
„Schweig still, wir kommen in ein Land,
„Dort sollst du's besser haben. —"

„Viel schöne Aepfel gibt es dort,
„Rosin und Mandelkerne;
„Drum laufe, bald zeigt sich der Ort,
„Er ist nicht mehr so ferne."

Getröstet hüpft mit frohem Sinn
Er nun an Vaters Seite,
Doch düst'rer blickten vor sich hin
Die Größern in die Weite.

Hier laßt uns, hub der Vater an,
Hier laßt uns nochmal weilen,
Dann ziehen wir getrost die Bahn,
Ob wild auch Stürme heulen.

Komm Weib, ihr Kinder, blickt nochmal
Auf unser Dörfchen nieder,
Wir seh'n es nimmer unser Thal,
Wir seh'n es nimmer wieder.

Lebt wohl ihr, die ihr es bewohnt,
Es soll euch Flur und Hütten
Der Gott, der über Sternen thront,
Mit Segen überschütten.

Lebt wohl auch ihr, die mich gemacht
Zum Mann am Wanderstabe,
Auch ihr, die ihr an euch gebracht
Durch Unrecht meine Habe.

Der Himmel wird es euch verzeih'n,
Ich hab's euch schon verziehen;
Der Himmel mag euch Trost verleih'n,
Mir ist er schon verliehen.

Zum Himmel blickten Alle auf,
Und beteten im Stillen,
Und vorwärts, vorwärts ging es drauf
Mit Gott und seinem Willen.

C. Weiß.

XIX.

Nachtgedanke.

Fahne, ächzen hör' ich dich
Oft des Nachts auf deinem Thurme,
Wie ein Herz, so dünkst du mich,
Das umwogt vom Schicksalssturme

Einsam in der stillen Nacht
Klagt dem Winde seine Leiden,
Die ihm stets das Leben macht
Und vielleicht mit ihm erst scheiden.

Du auch gibst, wie du dich drehst,
Dein Geächz' dem Wind zum Spiele,
Als ob dir's in Ost und West,
Süd und Nord nicht mehr gefiele.

Fahne, wohl wirst du oft alt,
Doch dein Ende mußt erreichen. —
Gram und Kummer aber bald
Bringt ein Menschenherz zum Schweigen.

C. Weiß.

XX.

Das Wasserrad.

Ich ging durch grüne Wiesen
Auf einsam stillem Pfad,
Bis zu dem Rand des Flusses,
An dem ein Wasserrad.

Dort weilte ich und schaute
Nun so in guter Ruh'
Dem Treiben jenes Rades,
Dem Eimergießen zu;

Wie voll sie aufgestiegen
Und strömend sich gesenkt,
Wie man in solcher Weise
Das Gras, die Blümchen tränkt.

So, dacht' ich, kreisen Sänger
Auch mit dem Rad der Zeit,
Und gießen aus die Lieder
Vom Busen voll und weit.

Und wie sie's tief empfunden,
Zieht's in die Weite aus,
Und wie das Gras, die Blümchen,
Trinkt manches Herz daraus.

Und schöpft aus seinen Liedern
Auch nur ein einzig Herz
Den Balsam für die Wunde,
Den Trost für seinen Schmerz,

Ist schon beglückt der Sänger
Und freut sich seiner Saat. —
So sinnend — weilt' ich lange
Bei jenem Wasserrad.

C. Weiß.

XXI.

Die Wieſe.

Reichgeſchmückte bunte Wieſe,
Welche Pracht iſt dir verliehen!
O, was kann das Herz empfinden,
Sieht es deine Blumen blühen.

Gern weil' ich auf deinen Matten,
Auf den duft'gen, polſterweichen,
Gern ſeh' ich, wie ſich die Gräſer
Und die Blumen ſchmiegen, beugen;

Und oft wenn ich einſam weile
Auf dem Sitz', den ich mir wählte,
Iſt's, als ob ſich ein's dem Andern
Was vom Wintertraum erzählte;

Denn da höre ich ein Liſpeln
In den kleinen Blüthenzweigen,
Seh', wie ſich die bunten Häupter
Koſend zu einander neigen.

Wieder andre ſeh' ich ſtehen,
Die ſich ſcheinen zu umfaſſen,
Gleich als wär's ein liebend Pärchen,
Das ſich nimmer will verlaſſen.

Viele ſchauen froh und heiter
In die Welt, als ob im Leben
Sie von keinem einz'gen trüben
Schein des Himmels noch umgeben.

Andre beugen ſich zur Erde,
Dünken mir die Lebensmüden,
Denen in der bunten Menge
Keine Freuden ſind beſchieden.

Hoch erhaben prangen welche,
Andre wieder unten ſtehen,
Jene ſchwelgen in der Sonne,
Dieſe dürfen kaum ſie ſehen. —

O, was muß ich hier erſchauen
Und auf's Neue noch empfinden!
Selber bei den Wieſenblumen
Muß ich's wie bei Menſchen finden.

Hat doch alle eine Mutter
Sie gepflegt in einem Lenze;
Und es mäht ſie alle wieder
Doch die eine, gleiche Senſe;

Labt die großen wie die kleinen,
Doch der eine Troſt, der ſüße,
Daß, wenn ihre Zeit gekommen,
Heimbringt ſie der Herr der Wieſe.

Schweige Herz! — Was ſoll dein Klagen?
Laß es in der Luft verhallen. —
Gott, weßhalb deckt uns ein Schleier
Das Warum! — Wann wird er fallen?

C. Weiß.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1845.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1845.

Hoch erhaben prangen welche,
Andre wieder unten stehen,
Jene schwelgen in der Sonne,
Diese dürfen kaum sie sehen. —

O, was muß ich hier erschauen
Und auf's Neue noch empfinden!
Selber bei den Wiesenblumen
Muß ich's wie bei Menschen finden.

Hat doch alle eine Mutter
Sie gepflegt in einem Lenze;
Und es mäht sie alle wieder
Doch die eine, gleiche Sense;

Labt die großen wie die kleinen,
Doch der eine Trost, der süße,
Daß, wenn ihre Zeit gekommen,
Heimbringt sie der Herr der Wiese.

Schweige Herz! — Was soll dein Klagen?
Laß es in der Luft verhallen. —
Gott, weßhalb deckt uns ein Schleier
Das Warum! — Wann wird er fallen?

C. Weiß.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1845.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1845.

Vorwort.

Da im vergangenen Jahre eine erste Sammlung prosaischer und poetischer Vorträge von Mitgliedern des literarischen Vereins in Nürnberg, in Druck erschien und in dem Absatze derselben, die Möglichkeit gegeben wurde, solche von nun an, alljährlich erscheinen zu lassen, so folgt hiermit in dem »Album für 1845« der zweite Jahrgang desselben.

Die ſpäteren Jahrgänge werden an Ausſtattung, Umfang und Preis, dieſen beiden erſten gleichen, und dem Inhalte nach, dürften ſie das Intereſſe der deutſchen Leſewelt nicht minder als dieſe in Anſpruch nehmen.

Nürnberg, im December 1844.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

Seite

1. Das böse Princip in Göthe's Faust und Chamissos Schlemihl. Eine Parallele von Dr. E. Lösch . . . 1
2. Friedrich Hölderlin. Von Dr. W. B. Mönnich . . 15
3. Ueber Aristophanes. Von J. L. Hoffmann . . . 56
4. Ueber das Wort »Gehen.« Von H. Arnold . . . 105

II.

Gedichte.

1. Die Windmühle. Von G. Arnold . . . . . 117.
2. Das Posthorn. Von demselben 118
3. Scheidelied. Von demselben 120
4. In den Ruinen des Carthäuserklosters zu Nürnberg. Von L. Marx 121
5. An Herder's Grab. Von Julius Merz 123
6. In der Heimath. Von Fr. Müller 124

Seite

7. Der Morgen. Der Abend. Von A. v. Muralt . 128
8. Mondeszauber. Von Sigm. v. Praun 219
9. Gnome. Von Jacob Schnerr 130
10. Der Brückenbogen. Von demſelben 130
11. Der Barometer. Von demſelben 131
12. Venedig. Von Friedrich Wagner 131
13. Winterſtimmen. 1—5. Von C. Weis 132
14. Bitte. Von demſelben 138
15. Nach dem Sturm. Von demſelben 139
16. Der Beſenbinder. Von demſelben 140
17. Die Thräne. Von *** 142

Prosaische Vorträge.

I.

Das böſe Prinzip

in

Göthe's Fauſt und Chamiſſo's Schlemihl.

Eine Parallele

von

Dr. E. Löſch.

Das Böſe tritt uns überall in der geiſtigen, wie in der materiellen Welt ſo entſchieden entgegen, daß kein Philoſophem es hinwegzuläugnen vermag, daß vielmehr die tiefſten Denker aller Zeiten eine würdige Aufgabe darin fanden, den Urſprung und die tiefere Bedeutung deſſelben nachzuweiſen. Am einfachſten verſuchten die Gnoſtiker, geſtützt auf ältere perſiſche und chaldäiſche Philoſopheme das Räthſel zu löſen, indem ſie neben dem ewigen, guten Urweſen, dem Quell des Lichts und der Intelligenz, ein eben ſo ewiges, das Böſe, die Materie, annehmend, beide im unaufhörlichen Gegenkampf begriffen ſich dachten. Gröſſere Tiefe und Wahrheit hat die andere Anſicht, die von Zoroaſter, Plato, den Neuplatonikern, den Kabbaliſten, bis herauf auf die neueſte Philoſophie, ſich Geltung verſchafft hat, wornach ein einziges und ewiges, gutes Urweſen an-

genommen und das Böse nur als nothwendige Entfaltung, als unvermeidlicher Gegensatz und Gegenkampf gedacht wird. Eine Ansicht, die mit der christl. selbst näher zusammenstimmt. Gott schuf die Welten nicht als ein fertiges Gebäude, in welches fürder kein Stein weiter einzufügen wäre, sondern er schuf sie als ein lebendiges, organisches Ganzes, das aus und durch sich selbst, nach ewigen, in sie gelegten Gesetzen, durch Kampf und Gegenkampf, durch Vergehen und Werden sich immer neu gebären, immer herrlicher entfalten soll. In diesem Kampf und Gegenkampf ist das Böse mit Nothwendigkeit begründet und erscheint nur als ein Durchgang zum Guten, als ein Mittel zur Vollendung des Ganzen. Gilt das im Reiche der Natur, so gilt es noch vielmehr im Reiche der Geister. Das ganze Geisterreich, (wie jedes einzelne Individuum) trägt die Bestimmung der Selbstentwicklung, der Entfaltung aus sich selbst in sich. Die Freiheit ist nothwendige Urbedingung, und in der Freiheit liegt das sittlichböse begründet — nur mit dem Unterschiede, daß das sittlich Böse, mit freier Wahl ergriffen, vom Individuum in sein eigenes Selbst aufgenommen, zum wahrhaft Bösen wird, zum feindlichen Kampfe gegen das ewige Urwesen und die letzte Bestimmung des Geisterreichs sich gestaltet.

Da dasselbe Gesetz der Freiheit für die Geister höherer Gattung, Engel und Aeonen, eben so gut gilt, wie für die der niedern, die Menschen, so war es ganz folgerichtig, dort eben so, wie hier die Bösen zu suchen,

und jene orientaliſchen, neuplatoniſchen und kabbaliſtiſchen Philoſopheme wußten eben ſo viel von Dämonen und böſen Geiſtern zu ſagen, als die jüdiſche und chriſtl. Religion; welche noch insbeſondere das Böſe in der Menſchenwelt von den böſen Geiſtern ableitete und das Böſe in der Natur als Folge von dem Sündenfall darſtellte. Die Idee des Satans, als eines Feindes Gottes und als eines Verführers der Menſchen, war vollendet. In weit tieferem, furchtbarerem Ernſte war er in den Offenbahrungsſchriften und in den erſten Jahrhunderten der chriſtl. Zeitrechnung erfaßt, als in den ſpätern Zeiten des Mittelalters, wo man ſich gewöhnte, den Urfeind der Menſchen ſelbſt zur menſchlichen Schwachheit herabzuziehen, ſich ihn in körperlicher Geſtaltung umherwandelnd zu denken, als einen, der eben ſo ſehr in Spuck und geſpenſterhaftem Erſchrecken der Furchtſamen, wie im Verführen und Verderben der Schwachen ſich wohlgefiel. In ſolchem Sinn hatte der Volksglaube des Mittelalters das böſe Prinzip aufgefaßt, in ſolchem Sinn hatte auch die Poeſie daſſelbe vielfach benützt; und es eignete ſich zu jeglicher Vorführung im Drama, im Roman und Mährchen, da das Volk den Verführer und Erbfeind in allen Geſtalten und Formen, ſelbſt mit Gewandtheit und Reputation bald als luſtigen Geſellen, bald als guten Schützen und Jäger, bald als Zauberkünſtler, bald als Kriegsmann, bald als Gelehrten und als Miniſter und Rath auftreten ließ. In ſolcher Weiſe hat auch die neueſte Zeit ihn wieder in den Kreis der Dichtungen aufgenommen, vielleicht in keinem andern

Werke mit mehr Geiſt, als es Göthe in ſeinem Fauſt und Adelbert Chamiſſo in ſeinem Schlemihl gelungen iſt.

Wir haben es uns bei unſerm gegenwärtigen Vortrag zur Aufgabe gemacht, eine Parallele zwiſchen beiden Dichtungen — ſo weit ſie das Prinzip des Böſen zum Gegenſtand haben — zu ziehen, und wir werden finden, daß die Palme des Sieges nicht dem Dichterfürſten, ſondern dem beſcheidneren Chamiſſo zugehört.

In beiden Dichtungen iſt der Satan geſchäftig, eine Seele zu kapern und in beiden Dichtungen mißlingt es ihm. Dort iſt's der dreiſte Uebermuth eines gigantiſchen Geiſtes, der alle Schranken überſchreitet und eben ſo ungemeſſen in ſeinen Forderungen an die Wiſſenſchaft, wie an den Sinnengenuß des Lebens iſt, was dem Satan den Weg bahnt; hier in Schlemihl iſt's der Leichtſinn eines von Noth und Elend gebeugten Menſchen, der um den köſtlichen Beſitz eines unerſchöpflichen Seckels ein anſcheinend ganz geringfügiges, aber doch mit der Perſönlichkeit und ihrem Auftreten unumgänglich nothwendig verbundenes Gut, ich meine den Schatten, an den Verführer hingiebt. Ganz anders iſt die Aufgabe des Satans dort; er muß durch Vorſpieglungen einer erlogenen Befriedigung und Sättigung den großen und ſtarken Geiſt von ſeinem Urquell abziehen; und ganz anders da, er muß ſein Schlachtopfer in ſolche peinliche Lagen und Verlegenheiten bringen, daß es ſich zuletzt entſchließen muß, um den Preis ſeiner Seele ſich wieder in den Beſitz ſeines Schattens zu ſetzen. Nur nebenbey ſey es ſogleich hier bemerkt, daß die Wahl

Chamisso's eine viel glücklichere ist, den Seelenverkauf zum letzten und nicht erreichten Ziele zu machen, während Göthe seinen Faust den Contract wirklich abschließen und dennoch den Satan zuletzt leer ausgehen läßet.

Was nun die Vorführung des Satans in beiden Dichtungen betrifft, so kann nicht geläugnet werden, daß Göthe seinen Mephistopheles viel reicher ausgestattet, sogar mit einer gewissen philosophischen Begründung vorgeführt hat. Es ist bekannt, daß er in seinen Jugendjahren selbst gnostischen, neuplatonischen, kabbalistischen und alchymistischen Studien und nicht im Scherze blos, sondern mit ziemlichem Ernste sich hingegeben hat. Die Kabbala war die eigentliche Philosophie des im Mittelalter herrschenden Aberglaubens an Magie, Zauberey, Hexenwesen, Teufel und Dämonen aller Art; und ihre genaue Kenntniß spricht sich in vielen Stellen des Göthischen Fausts aus, und giebt den buntesten Hexen- und Zauberscenen einen gewissen wissenschaftlichen oder doch wenigstens geschichtlichen Gehalt. Im Geiste dieser Philosophie hat Göthe auch seinen Mephistopheles gezeichnet. Er ist ein Geschöpf der Nacht, des Chaos: »Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war, ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar.« Er ist der Geist der Negation: »Ich bin der Geist, der stets verneint;« der Geist der Zerstörung: »So setzest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen, die sich vergebens tückisch ballt;« er ist der Geist der Sinnlichkeit, der Verführung und der gemeinen Erdenlust: »Den sollt

ihr noch verlieren, wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, ihn meine Straße sacht zu führen;« er ist der Geist des Widerspruchs und des frechsten Hohns. Vor seinem frechen Spotte ist keine Regung in des Menschen Brust sicher, die niedrige so wenig wie die höhere. Und dennoch darf er bey diesem allen vor Gott erscheinen und unter das himmlische Gesinde sich mischen; Gott gebraucht ihn zum Weltganzen; er muß zerstören in der physischen Welt, um Leben hervorzurufen: »Und freilich ist nicht viel damit gethan, was sich dem Nichts entgegenstellt, das Etwas, diese plumpe Welt, so viel als ich schon unternommen, ich wußte nicht ihr beizukommen,« auch in der moralischen Welt muß er reizen und versuchen, um den Menschen vor Trägheit zu bewahren: »Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, er liebt sich bald die unbedingte Ruh; drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.« Ja er wird von dem Herrn förmlich in seinem Rechte autorisirt: »Du darfst auch da nur frey erscheinen. Ich habe deines gleichen nie gehaßt. Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.« Die Idee eines solchen Geistes mußte unter der Behandlung eines Göthe um so viel markirter, individueller und reicher ausfallen, als ihm bey der Ausführung einer seiner Jugendfreunde, der überall mit solchem mephistopheliſch kaltem Hohn und Spott abzusprechen gewohnt war, gleichsam als Original zu einem Portrait diente. Viel einfacher tritt der Graue im Schlemihl auf. Der Dichter läßt ihn gelten, ohne über ihn und

sein Recht zu existiren, erst viel zu philosophiren; er läßt ihn abtreten, und es wird nicht weiter gefragt, wohin er kommt. Und dennoch trotz des wenigen Aufwands kettet sich überall an sein Erscheinen ein tiefes Grauen, zeigt er sich überall als schlauen, wohl berechnenden, die Schwächen des menschlichen Herzens mit sicherer Hand erfassenden Verführer. In ihm ist weit mehr Einheit und festerer Tact als im Mephistopheles, und er hat sein Opfer selbst ohne Contract viel enger umstrickt, als dieser das seinige, das ihm selber in die Arme sich geworfen hat. Gerade in der größeren Unbestimmtheit, daß ich so sage, in diesem Grau in Grau, manifestirt sich das Dämonische und greift mit seinen Schauern viel tiefer in's menschliche Herz.

Wie stehts nun um den Gang, den beide gehen? Im ersten Theile des Faust führt Mephistopheles seinen Plan mit wahrer satanischer Meisterschaft hindurch, er verheißt seinen Schüler in den rechten Lebensgenuß einzuführen und weiß ihn auf die anscheinend schuldloseste Weise so zu umstricken, daß er in kurzer Frist als Verführer seines Gretchens, als Treubrüchiger gegen seine Geliebte, als Mitschuldiger am Tode ihrer Mutter, als Mörder ihres Bruders, als die entfernte Ursache von dem Tode seines Kindes und von dem Tode seiner Geliebten, die als Kindsmörderin dem rächenden Schwerte des Henkers verfällt — dastehet und dem namenloseſten Elend preisgegeben ist. Das alles weiß Göthe mit einer Wahrheit, einer Seelenkenntniß, einer Sicherheit und Schärfe der

Zeichnung, und einer Gewalt dramatiſcher Wirkung durchzuführen, daß man gerne den Hexen- und Zauberſpuck als eine unſchädliche Zuthat, als — wenn ich ſo ſagen darf — einen ſcherzhaften Schnörkel, verzeiht, um ſo mehr, da dieſer Hexen- und Zauberſpuck in dem Glauben des Zeitalters, darin das Stück ſpielt, einen hiſtoriſchen Boden gefunden hat. Aber wie ſteht es um den zweiten Theil? Mephiſtopheles führt ſeinen Schüler an den kaiſerlichen Hof und ſeine Luſtbarkeiten, zurück in ſeine alte Kloſterzelle, hinein in eine klaſſiſche Walburgisnacht, zu einem neuen Liebesabentheuer mit der ſchönen Helena, auf das Schlachtfeld, um dem Kaiſer Maximilian den Sieg erringen zu helfen, endlich zu ſeiner letzten großen That, dem Meere Land abzugewinnen und auf ſelbſt geſchaffenem Boden eine neue Colonie zu gründen. Fauſt bleibt derſelbe raſtlos Strebende, überall Unbefriedigte, aber von einem tieferen Fall iſt ſo wenig die Rede, wie von einer ſittlichen Erhebung. Mephiſtopheles iſt völlig kraftlos geworden, alt mit dem alternden Dichter. Er beſchränkt ſich höchſt genügſam auf einigen Zauberſpuck und einigen kalten Spott, begeht zwar noch eine blutige Gewaltthat an dem greiſen Paare Philemon und Bauciis, an welcher jedoch Fauſt ſelber keinen Antheil hat. Von einer dämoniſchen, das Herz umſtrickenden, das Gewiſſen mit ſelbſt begangenen oder halbverſchuldeten Verbrechen belaſtenden Gewalt iſt keine Rede mehr. Das böſe Prinzip iſt keineswegs beſiegt oder überwunden, es iſt nur matt und wirkungslos geworden.

Wie viel anders und beſſer hält ſich der Graue im Schlemihl. Durch den goldenen Seckel gewinnt er einem unbedeutenden Menſchen ſeinen Schatten ab. Eine ſo geringfügige Hingabe des wahrlich geringſten Theils der Perſönlichkeit ſcheint dem argloſen, von Noth und Elend gedrückten Menſchen um ſolchen hohen Preis ein entſchuldbarer, ja ein guter Kauf. Aber bald muß der Arme ſeinen Irrthum ſchmerzlich gewahren. Seine Schattenloſigkeit macht ihn zum Geſpött des Pöbels, bringt ihn in beſſern Geſellſchaften in die peinlichſte Verlegenheit, ſcheucht ſeine Freunde, ſtößt die Schönen, deren Huld er ſich zu gewinnen gewußt hat, zurück, treibt ihn voll Pein und Qual von einem Ort zum andern, raubt ihm die heißgeliebte Braut, eben als ihm in ihrem vollen Beſitze das ganze Glück des Lebens aufgehen ſollte, und macht ihn vor Jedermann zum Gegenſtand eines unheimlichen Grauens. Mit welchen ſeltſamen und ſchlauen Erfindungen er auch ſeine Schattenloſigkeit, wo ſie entdeckt wird, zu entſchuldigen ſucht, jeder ahnet in dem Schattenloſen einen unheimlichen Geſellen, von welchem es gerathen iſt, frühzeitig genug ſich loszumachen. Der Arge weiß alle dieſe peinlichen Verlegenheiten, dieſe Schmerzen und Qualen, höchſt geſchickt zu benützen, um ihm ſeinen Schatten wieder anzubieten, aber um keinen andern Preis, als den, daß er ihm ſeine Seele verſchreibe. Er macht ihm den Beſitz deſſelben aufs neue noch wünſchenswerther dadurch, daß er ihm ſeinen Schatten auf einige Zeit wieder leihet; und der Leſer fühlet es wohl, an dieſem Schatten halte der

Verführer sein auserſehenes Schlachtopfer wie an einem ſtarken und unauflöslichen Bande, das ihm über kurz oder lang die arme Seele noch in die Hände ſpielen müſſe. So bleibt der Graue bis zum letzten Punkte gleich unheimlich, gleich mächtig, gleich furchtbar, bis endlich Schlemihl ſich erhebt, den Schatten und den Reichthum aufopfert, damit der ganzen Welt entſagt und alles hingiebt, um nur das beſſere Selbſt zu retten. Jetzt verſchwindet der Böſe für immer, aber er iſt beſiegt, überwunden durch die ſittliche Selbſterhebung ſeines Schlachtopfers.

Das führt auf den letzten und wichtigſten Punkt unſerer Vergleichung, auf den moraliſchen Gehalt beider Dichtungen, oder auf den Sieg über das böſe Prinzip. Durch gänzliche Selbſtverläugnung und Weltentſagung macht ſich Schlemihl von der Umſtrickung des Satans los. Den verhängnißvollen Seckel wirft er mit Abſcheu in den Abgrund, ſeinem Schatten entſagt er auf immer, er fliehet die Freunde und Welt und ziehet ſich in eine einſame Höhle der ägyptiſchen Wüſte zurück, an kein lebendiges Weſen weiter gekettet, als an einen getreuen Pudel. Ein glücklicher Zufall ſpielt ihm Siebenmeilen-Stiefel in die Hände. Mit ihnen iſt es ihm möglich, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien, an welche ihn eine frühe Neigung bindet, über die ganze Erde auszudehnen und Forſchungen zu unternehmen, wie kein anderer. Durch frühe Schuld von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ſagt er ſelber, ward ich zum Erſatz an die Natur, die ich ſtets geliebt, gewieſen, die Erde mir zu einem reichen Gar-

ten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. So lebte er büßend und entsündigt, nur sich und seinem bessern Selbst, und war — gerettet. Noch eine Versuchung ergehet über ihn. Auf seinen Wanderungen plötzlich erkrankt, wird er in ein Hospital gebracht, dasselbe, das sein treuer Diener Bendel aus den letzten Resten seines Goldes in seiner Vaterstadt gestiftet hat, dort siehet er auch seine geliebte Mina wieder, als Wittwe, wie sie pflegend und tröstend unter den Kranken umhergehet. Er zweifelt einen Augenblick, ob er sich zu erkennen geben, oder unerkannt von dannen gehen solle. Auch diesmal siegt der bessere Geist; er scheidet unerkannt und läßt blos auf seinem Bette den Zettel zurück: Auch eurem Freunde ergehet es nun besser, als ehemals, und büßet er, so ist's Buße der Versöhnung. Mit hoher Befriedigung legt man das geistvolle, sinnige Werkchen aus den Händen.

Wie ist dagegen der Sieg über den Satan in Göthes Faust motivirt? Es werde nicht übersehen, daß hier die Aufgabe eine viel schwerere war. Faust war viel tiefer gefallen und die Rückkehr war schwerer; ein solcher unbegrenzter, gigantischer Geist konnte nicht so leicht in die enge Begrenzung kirchlicher Bußübungen oder in den breitgetretenen Weg alltäglicher bürgerlicher Rechtlichkeit zurückkehren, eine mehr als menschliche Entsagung, verbunden mit einer mehr als menschlichen Erhebung wäre hier erforderlich gewesen; Thaten voll Aufopferung, Kämpfe und Stürme voll heroischer Kraft allein hätten ihn sich

ſelber wiedergeben können; Büßungen vielleicht in der andern Welt, ohngefähr ſo, wie ſie in einem alten Marionettenſpiele »die Päbſtin Jutta« betitelt, vorkommen, oder Reinigungen, Läuterungen jenſeits von den irdiſchen Schlakken, durch rächende und ſühnende Geiſter, wie ſolches in der kabbaliſtiſchen Philoſophie ſich begründet fand, oder eine Löſung vielleicht aus den Banden des Satans erſt am jüngſten Gerichte, wie es Klopſtock bey ſeinem Abbadonna verſucht hat, — dies ohngefähr hätten die Mittel und Wege ſeyn mögen, einen Fauſt zu retten; und wir wollens gerne zugeben, nur einem Genius, wie Göthe, mochte es möglich ſeyn, eine ſolche Aufgabe glücklich zu löſen. Aber was hat der Dichter gethan? Sein Fauſt bleibt unbefriedigt, unerſättlich, raſtlos — die vollendete Selbſtſucht bis zum letzten Augenblicke, noch als Greis und erblindet voll Thatenluſt, aber keine That von ſittlicher Größe, keine That von moraliſchem Gehalte, keine ſühnende, keine das beſſere Selbſt wieder gewinnende und rettende That. Er ſtirbt, der Höllenrachen thut ſich auf, Mephiſtopheles und die Höllengeiſter lauern auf die ſcheidende Seele — allein Engel kommen und verſcheuchen die Geiſter durch Roſen der Liebe, die ſie ſtreuen, fromme Anachoreten beten für ihn, büßende Sünderinnen, an ihrer Spitze Gretchen, ſprechen bey der Jungfrau Maria für ihn vor und ſo vollbringt ſich die Rettung durch nichts weiter, als — eine Marionneten-Scenerie. Der Leſer wird mit der ſchalen Enderklärung entlaſſen: »Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen, — und hat an ihm die

Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die seel'ge Schaar mit herzlichem Willkommen. — Das Unbeschreibliche hier ist es gethan; das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Rastloses Streben also — gleichviel ob im Interesse der Selbstsucht oder der Menschheit, ob im Dienste Gottes oder des Satans, ob im Dienste der Wissenschaft oder der Thorheit — das soll den Himmel aufschließen. Noch ein anderes und besseres Motiv ist gegeben: Die Liebe von oben, welche an einem Menschen Theil genommen hat; und dagegen freilich wäre nichts einzuwenden. Wir müssen nur fragen, ob denn etwa diese Liebe eine ganz unbedingte ist und gar nicht nach der Sittlichkeit des Lebens fragt? Endlich noch ein drittes Motiv, die Liebe zu Gretchen. »Das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Wir schreiben zwar der Frauenliebe alle mögliche, läuternde, heiligende und zum Himmel erhebende Kraft zu. Allein dieser Liebe Fausts zu Gretchen, die ihr ganzes Wesen in dem bekannten Worte charakterisirt: »Wenn nicht das süße junge Blut heut Nacht in meinen Armen ruht, so sind wir um Mitternacht geschieden;« dieser Liebe, vom Zaubertrank entzündet, durch Verführung eines schuldlosen Kindes und durch Vergiftung der Mutter zu ihrem Ziele geführt und gleich nach vollbrachtem Genusse wieder aufgegeben; dieser Liebe, deren Faust im ganzen zweiten Theile, ein langes Leben und ein hohes Greisenalter hindurch mit keinem sanften Sehnen, mit keiner schmerzlichen Wehmuth mehr gedenkt, läuternde und rettende Kraft zuzuschreiben, ist

der ſtrafbarſte Leichtſinn, ein Hohn gegen Religion, Sittlichkeit und Poeſie.

Es iſt öfter beklagt worden, daß Göthe den zweiten Theil des Fauſt geſchrieben und nicht lieber das große Räthſel ungelößt gelaſſen hat. Gewiß, er hat ſich durch die Zuendeführung des Fauſt ſelbſt das ſchönſte Lorbeerblatt aus ſeiner vollen Dichterkrone geriſſen!

II.

Friedrich Hölderlin.

Geboren den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar.

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n! —

Mit dieſen ſchönen, bedeutſamen Verſen hat Emanuel Geibel in ſeinen Zeitſtimmen das Andenken eines Dichters gefeiert, der noch immer weit weniger gekannt und geſchätzt iſt, als er es verdient. Während z. B. Wolfgang Menzel, Heinrich Kurz, Thom. Scherr, Theodor Mundt und ganz neuerdings Roſenkranz ihm die gebührenden literariſchen Ehren erwieſen, hat Gervinus in den geräumigen Hallen ſeines großen Werkes über die deutſche Poeſie kaum ein Plätzchen für ihn übrig gehabt. Sonderbar! Denn mögen wir nun Hölderlin's Dichtungen nur als ſolche betrachten, oder auch nach dem Geiſt, der in ihnen weht, nach der Weltanſchauung, die ſich in ihnen ausſpricht, nach der Stellung endlich, die dem zufolge ihr Dichter zu ſeiner Zeit und noch zu der unſeren einnimmt,

beurtheilen; so müssen wir sagen, daß er in jeder Beziehung aller Beachtung würdig sei.

Wenn je ein Dichter den Namen eines Dichters verdient hat, so ist es Hölderlin. Menzel sagt von ihm: »Hölderlins Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen, ihr eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches; er bemüht sich nicht, es zu machen, zu erkünsteln: er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus; er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch bewegt vom Winde, dann vom Sturme gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen seinem Herzen entquollen.« Diese Charakteristik Hölderlinischer Poesie ist im Allgemeinen so wahr, als sie selbst schön und poetisch ist. Dennoch muß noch vervollständigend hinzugefügt werden: Es ist nicht das Poetische schlechthin, nicht die schöne Empfindung und Erscheinung allein, nicht blos das Natur- und Natürlichschöne, welches in ihm lebt und anklingt und aus ihm in natürlichschönen Formen hervorbricht: sondern, obwohl dieses Naturpoetische und Natürlichschöne der Urquell ist, aus welchem alle wahre, und darum auch Hölderlins Poesie entspringt; so hat diese doch auch unverkennbare Merkmahle des Kunstschönen und des Strebens an sich, das-

ſelbe in möglichſt vollendeter, und zwar in claſſiſchhelleniſcher Form hervorzubringen. So bieten ſich viele Hölderlinſche Gedichte, deren Geiſt und Weſen romantiſch iſt, indem ſie von dem überſchwänglichen Streben nach dem Göttlichen, Ewigen, Unendlichen erfüllt ſind, als nicht immer mißglückte Verſuche dar, die Aufgabe zu löſen, deren Löſung Göthe für unmöglich gehalten hat, die aber nichts deſto weniger Aufgabe der gegenwärtigen, ja aller künftigen Poeſie bleibt, — das Romantiſche nämlich und Claſſiſche zu vermählen, oder vielmehr aus ihrer Vermählung ein Neues entſtehen zu laſſen. Dieſes Neue wird hoffentlich nicht immer jenem ſchnell verlodernden Euphorion gleichen, jenem Sohne des Göthe'ſchen Fauſt und der von den Müttern heraufbeſchwornen, ſchemen- und zauberhaften Helena. — Hölderlin nun hatte auf dem Grunde urſprünglicher, ihm eigener Natur und einer durch das Studium der Claſſiker, beſonders der Griechen vermittelten Bildung in ſich ſelbſt eine ideale Welt aufgebaut, deren Realiſirung ihm Aufgabe des Lebens, deren künſtleriſche Darſtellung ihm Aufgabe der Kunſt, der Poeſie, ſeine eigene ſchien. Nichts war ihm innerlich gewiſſer, als eine in Gott, als in ihrem Mittelpunkt harmoniſche Welt. Echtgriechiſch dachte er ſich Gott als das Eine in ſich ſelbſt Unterſchiedene, in welchem die Unterſchiede nicht ſowohl vernichtet, als vielmehr zur Harmonie geſtimmt wären. Die Menſchen aber, befähigt, dieſer Weltharmonie im Geiſte inne zu werden, hätten die Aufgabe, ſie in allem ihrem Thun darzuſtellen, ſelbſtthätig zur Löſung aller Diſſonanzen des

äußeren und innern Lebens, der Natur und des Geistes, der materiellen und spirituellen Interessen, der Nothwendigkeit und Freiheit, namentlich auch auf dem Gebiete des sittlichen, geselligen, staatlichen Lebens beizutragen. Allein, so wie er um sich schaute, aus seiner innern Idealwelt hinaus trat in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, seines Volkes, seiner Zeit, welches die der Revolution war; so mußte er sich, wie in einem Kerker bald, bald wie in einer Hölle, wie unter satanischen Geistern fühlen, welche die harmonische Welt seines Busens verhöhnten, verdarben, ja zu vernichten drohten. Er mußte endlich sich gestehen, daß die Realisirung dieser Welt, obgleich sie der Menschheit ewige Aufgabe sey, zu vollbringen, des Einzelnen, der Menschheit, wenigstens der gegenwärtigen Menschheit Kraft, und selbst ihre poetische Darstellung seine eigene übersteige. Gleichwohl sey es Pflicht, Ehre und Ruhm des Menschen, fortwährend im Kampf zu stehen gegen die feindlichen Mächte, und in immer neu zu erringenden Siegen die eigene, gottverwandte Natur zu behaupten. Bald hören wir ihn daher in dithyrambischer Begeisterung aufjauchzen, und in titanischer Lust das Schicksal zum Kampf herausfordern, im Odenflug preisen die Freiheit und den Tod für's Vaterland, in Hymnen und Elegien besingen die Schönheit der Natur, die Süßigkeit vergangener Tage, die Sehnsucht nach der Heimat, in allen Formen aber beklagen den Untergang der griechischen Welt, welcher sein Geist angehörte und in welcher er Alles verwirklicht wähnte,

wonach sein Herz begehrte, endlich aber auch die Verzweiflung darüber dumpf erdröhnen, daß die Wiedererweckung eines Lebens, wie das Griechische gewesen, oder die Neugestaltung eines Aehnlichen und selbst die dichterische Verklärung der Welt als einer in Gott harmonischen, wo nicht überhaupt, so doch leider ihm unmöglich sey. Wegen dieses Inhaltes und Wesens seiner Poesie hat ihn Achim von Arnim den größten elegischen Dichter Deutschlands genannt; und er ist es unstreitig, ein Riese gegen Hölty und Salis, gegen Matthisson und Tiedge. Theodor Mundt aber sagt geistvoll und treffend über die Stellung, welche ihm seine Dichtung zur Literatur und Welt giebt, Folgendes: »Hölderlin steht an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung da und bietet in dem innern Kampfe mit den Elementen der Zeit eine romantische Erscheinung dar auf der Grundlage des antiken, classischen Geistes.« Ich glaube diesen Worten noch beifügen zu müssen, daß Hölderlin derjenige Dichter sey, der mit der Wiedererweckung griechischen Lebens, Dichtens und Denkens eigentlich Ernst gemacht hat. Auch gibt es keinen deutschen Dichter, der so echt hellenisch gefühlt, geschaut, gedacht hätte. Keinem ist es daher wie ihm gelungen, die ganze griechische Weltanschauung in sich wiederzugebären; und er geht darin so weit, daß ihm Aether und Sonne und Zeus und alle griechischen Götter wirkliche göttliche Wesen sind, und daß er die Dichter, die sich dieser Gestalten bedienen, ohne an sie zu glauben, scheinheilige Dichter nennt.

Je unglaublicher dieß Jedem vorkommen wird, deſto nothwendiger ſcheint es, durch Anführung von Stellen, die keiner Mißdeutung fähig ſind, ſchon hier den Beweis zu führen, obgleich kaum ein auf Hellas bezügliches Gedicht aufzufinden ſeyn möchte, welches nicht eben dafür ſpräche. In einem, formell höchſt vollendeten Hymnus an den Aether, in welchem dieſer, wie 15 Jahr ſpäter in Okens Naturphiloſophie, als der himmliſche Vater aller Lebendigen geprieſen und die Sehnſucht ausgeſprochen wird, zu ihm hinauf, in ſeine Arme zu ſchweben, in ſeinen leichten, hellen Fluthen ſich zu baden, kommen folgende Stellen vor:

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menſchen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüſte mich tränkten,
Faßteſt du zärtlich mich an und goſſeſt himmliſchen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerſt in den keimenden Buſen!

Nicht von irdiſcher Koſt gedeihen einzig die Weſen;
Aber du nähreſt ſie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt ſich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beſeelende Luft durch alle Röhren des Lebens! — —

Nachdem er nun das Verlangen alles Lebendigen, in den Schooß deſſen zurückzukehren, von dem ſie das Licht des Lebens haben, geſchildert hat, ſchließt er dieſe höchſt lebenvolle Schilderung mit folgender Stelle:

Wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einſt in die Arme des Zeus den ſeligen Knaben,
Aus der Gefangenſchaft in des Aethers Halle mich trage.

Dieß und der ganze Hymnus iſt ſo ganz im Helleniſchen Geiſte gedichtet, daß man ihn für eine gelungene Ueberſetzung aus dem Griechiſchen zu halten verſucht wird.

Ferner heißt es in einer Elegie »Archipelagus,« den er wieder mit dem Meergott Poſeidon identificirt, in einem Gedicht, welches wohl eines ſeiner vollendetſten, ja aller neueren Gedichte iſt, in denen Geiſt und Form des Antiken zu neuem Leben erwacht ſind:

Auch die Himmliſchen, ſie, die Kräfte der Höhe, die ſtillen,
Die den heiteren Tag und ſüßen Schlummer und Ahnung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menſchen
Aus der Fülle der Macht, auch ſie, die alten Geſpielen,
Wohnen, wie einſt, mit dir; und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Aſiens Bergen herein das heilige Mondlicht
Kommt und die Sterne ſich in deiner Woge begegnen,
Leuchteſt du von himmliſchem Glanz, und ſo, wie ſie wandeln,
Wechſeln die Waſſer dir, es tönt die Weiſe der Brüder
Droben, ihr Nachtgeſang, im liebenden Buſen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die wunderthätige, da iſt,
Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen,
Den die Dichtende ſtets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir ſendet ſie froheren Zauber,
Und ihr eigen freundliches Licht iſt ſelber ſo ſchön nicht, —
Dann das Liebeszeichen, den Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch ſie um die graue Locke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeſchenke, dem Strahle,
Aus der Höhe dir nicht? Dann ſendeſt du über das Land ſie,
Daß am heißen Geſtad die gewittertrunkenen Wälder
Rauſchen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tauſend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayſter
Dir entgegen frohlockt, und der Erſtgeborne, der Alte,
Der zu lange ſich barg, dein majeſtätiſcher Nil, itzt
Hochherſchreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen
Siegreich kommt und die offnen Arme, der Sehnende, reichet.

Dennoch einsam dünkest du dich; in schweigender Nacht hört
Deine Wehklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten
Deine Gestade bekränzt; und immer suchen und missen,
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen

Dasselbe Gedicht schließt endlich mit folgendem, gebetartigen Anruf:

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, — aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der Starken
Frischem Glücke sich üb', und die Götterssprache, das Wechseln
Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken.

Geht aus diesen Anführungen schon ziemlich deutlich hervor, daß Hölderlin positiv, wie ein alter Grieche wirklich, die Natur angeschaut, empfunden und gedacht hat, als erfüllt und durchwohnt von göttlichen Kräften und Wesen; so werden folgende Gedichte dasselbe nur noch bekräftigen.

An die untergegangene Sonne.

Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt,
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Hat er in dieser Ode jene Völker fromm genannt, die den Sonnengott noch gläubig verehren, so tadelt er in einer andern, welche überschrieben ist: Die scheinheiligen Dichter, diese, weil sie an die Götter, an Helios nicht mehr glauben:

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand: ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde; wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand;
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur, so gedenkt man deiner.

Der sarkastische Trost, den er den Göttern in der zweiten Strophe zuruft und die Wendung, daß man doch bei jeder entscheidenden Frage auf die Natur,*) die Mutter der Götter und Menschen, zurückgetrieben werde, sprechen deutlich genug dafür, daß es ihm mit den alten Göttern, den als persönlich göttliche Wesen gedachten Elementen, Kräften und Erscheinungen der Natur, voller Ernst war. Und besinnen wir uns nur ein wenig, so werden wir finden, daß Hölderlin gar nicht so vereinsamt dasteht mit seiner helleniſchen Naturgötterverehrung. Ich will gar nicht von Fr. Creuzer's Symbolik und der gan-

*) Höchst wahrscheinlich Anspielung auf die am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des unseren entstandene Naturphilosophie, deren Stifter noch dazu ein jüngerer Studiengenoß Hs. war und von ihm, wie Hegel, ohne Zweifel manche bedeutende Anregung empfangen hat.

zen, von ihr erzeugten Mythologenſchule reden, deren Bedeutung unſtreitig nur darin liegt, daß ſie den antiken Göttergeſtalten wieder zu einer gewiſſen Weſenhaftigkeit verhelfen will: hat nicht der größte noch lebende Philoſoph, Schelling, ſchon in ſeinen Göttern von Samothrake 1815 dasſelbe gethan, und lehrt er nicht noch heute eben ſo gut eine Philoſophie der Mythologie, wie eine der Offenbarung, darinnen er den griechiſchen Göttern mit demſelben Ernſt Realität vindicirt, wie dem Jehovah und allen Engeln und Teufeln? Und endlich wird auch Jeder zugeben, daß Schiller und Göthe, wenn jenen nicht ſein rationaler Idealismus, dieſen ſein rationaler Realismus abgehalten hätte, auf dem beſten Wege waren, zu thun, was Hölderlin wirklich gethan hat. *) Die Klage über die untergangene griechiſche Welt und ihre Götter theilen ſie mit ihm, wie Jedermann bekannt iſt. Aber auch mit dieſer Klage meinte er es ernſter, wie irgend ein Anderer, wenn er z. B. ſingt:

Mich verlangt in's beſſ're Land hinüber,
Nach Alkäos und Anakreon,
Und ich ſchlief im engen Hauſe lieber
Bei den Heiligen in Marathon;

Ach! es ſei die letzte meiner Thränen,
Die dem heiligen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

*) Herder ſogar kehrte gegen das Ende ſeines Lebens zu der Anſicht zurück, nur in griechiſcher Form ſey höhere Poeſie, namentlich das Drama zu cultiviren.

Wäre hier der Ort zur Beſprechung eines Romans, »Hyperion oder der Eremit in Griechenland,« den Hölderlin im Jahre 1797 erſcheinen ließ, und welcher 1822 eine zweite Auflage erlebt hat; ſo würde das Ergebniß dasſelbe, nämlich dieß ſein: daß in Hölderlin der Hellenismus, der ſeit dem Reformationszeitalter immer mehr zum nothwendigen Gliede der höheren Jugendbildung gemacht wurde, den Culminationspunkt erreicht hat, auf welchem er den Verſuch machte, Leben und Poeſie ganz zu durchdringen. Allein zu derſelben Zeit hatten ſich auch ſchon die glücklichen Bemühungen für Shakſpeare und die ſüdlichen Dichter, für die mittelalterliche und die orientaliſche Poeſie, erhoben, welche die weitere Verfolgung jenes Verſuchs unmöglich machten, und z. B. in Platen einen zu früh dahingeſchiedenen Dichter hervorriefen, der gezeigt hat, daß ein deutſcher Dichter ſich, formell wenigſtens, in allen Sätteln, die man dem Flügelroß auflegen mag, ſattelfeſt zu machen, und das edle Thier zu lenken verſteht.

Obgleich ich in der bisherigen, allgemeinen Charakteriſtik ſchon die nicht unbedeutende Stellung bezeichnet habe, welche unſerm Hölderlin in der deutſchen Poeſie gebührt; ſo iſt, um denſelben ganz würdigen zu lernen, doch noch erforderlich, mehrere Gedichte anzuführen, welche die beſondere Eigenthümlichkeit, den Anſchauungs-, Gefühls- und Vorſtellungskreis ihres Dichters entſchiedener wahrnehmen laſſen und zugleich Kunde davon geben, mit welcher, bis zu vollkommener Natürlichkeit ſich ſteigernden Gewandtheit er ſich in den claſſiſchen Formen der Poeſie bewegt. —

Worauf unſer Dichter ſehr häufig zurückkommt, das iſt Schilderung der Natur und in Verbindung mit dieſer die Heimat, unter welcher er immer die geſegneten Thäler des Neckars und des Rheines verſteht. Inniger und zarter hat ſich wohl kaum ein anderer Dichter mit der Natur im Bunde, in beſtändigem Wechſelverkehr, ja in untrennbarer Einheit gefühlt. Man höre:

Und wie du das Herz der Pflanzen erfreueſt,
Wenn ſie entgegen dir die zarten Arme ſtrecken,
So haſt du mein Herz erfreut, Vater Helios! und wie Endymion,
War ich dein Liebling, heilige Luna!

Oder:

An eine Roſe.

Ewig trägt im Mutterſchooße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die ſtille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! unſer Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewige Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüthe ſich.

TAYLOR INST. OXFORD

Das Anſchauen der Natur, verbunden mit der Vorſtellung von der Rückkehr in die Heimat erfüllt ihn ſtets mit wehmüthiger Freude, mit der Hoffnung, in ihrem Schooß von den Kämpfen des Lebens auszuruhen. Ich theile, indem ich übrigens als eben ſo ſchön bezeichnen muß das Fragment: »Die Nacht,« dann »Heidelberg,« »die Rückkehr in die Heimath,« »die Schweiz« den Haupttheil mit von der Elegie »der Wandrer.« Nach-

dem er die zu heißen und zu kalten Gegenden der Erde prachtvoll, aber als ſolche geſchildert, welche dem Gedeihen des Lebens auf verſchiedene Weiſe zwar, doch in gleich hohem Grade feindlich ſeyen, fährt er fort:

Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an;
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die Vertrauten,
Friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt;
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen ſchönen
Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß: mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängſt du in lächelnder Blüte,
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtock;
Nieder in's ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.
Still iſt's hier: kaum rauſcht von fern die geſchäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Senſ', und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut;
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des May's ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog;
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den liſpelnden Aeſten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur, wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeiht die Pfirſiche mir; noch wachſen gefällig

Mir aus Fenſter, wie ſonſt, köſtliche Trauben herauf;
Lockend röthen ſich noch die ſüßen Früchte des Kirſchbaum's,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.
Schmeichelnd zieht mich, wie ſonſt, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach.
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne, dein Licht.
Feuer trink ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche;
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erweckteſt vom Schlafe der Kindheit,
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Milde Sonne, zu dir kehr' ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruh'n.

Ein ſtolzerer, ſtürmiſcherer Geiſt, als in dieſen der Natur und Heimat geweihten Geſängen, weht in denen, welche ſich mit dem Loſe des Menſchen, der Menſchheit beſchäftigen; in dieſen ſpricht ſich vornehmlich eine große, heldenartige Geſinnung und ſelbſt titaniſcher Trotz aus. Ich wähle als Repräſentanten der wenigen, zu dieſer Gattung gehörigen Gedichte eines, welches »das Schickſal« überſchrieben iſt, weil es bei'm erſtmaligen Leſen und Hören faßlicher iſt, als die eben ſo ſchöne und tiefe Hymne: Dem Genius der Kühnheit. *)

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo ſich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber ſchwand;
Als nun des Schickſals ehr'ne Rechte,
Die große Meiſterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geſchlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

(* P. S. der Ausgabe von 1843.

Da ſprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er ſie, die ſchöne Spur,
Zu ſeiner Tugend ſchwerem Siege
Der Sohn der heiligen Natur.
Der hohen Geiſter höchſte Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luſt der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeihn.
Und nur in ſeinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und ſtolz zu ſeyn.
Triumph! die Paradieſe ſchwanden:
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen ſich Heroen los.

Der Noth iſt jede Luſt entſproſſen
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebſte, was mein Herz genoſſen,
Der holde Reiz der Menſchlichkeit.
So ſtieg in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein ſterblich Auge ſah,
Still lächelnd aus den ſchwarzen Wogen
In ſtolzer Blüte Cypria.

Durch Noth vereiniget, beſchwuren,
Vom Jugendtraume ſüß berauſcht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauſcht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit;
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unſterblichkeit.

— — — — — — — —

Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
(So) reife von des Mittags Flamme,
(So) reife nur von Kampf und Schmerz,
Die Blüt' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust!
Der Tugend Jugendlust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge:
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege — dieses Herz.

Nicht weniger edel und groß, aber gehaltener und gemäßigter spricht sich Hölderlins Gesinnung in einer andern Reihe von Gedichten aus, die Leben, Beruf, Geschick des Dichters zum Inhalte haben. — Bald wird das Loos des Dichters selig gepriesen, da er, so fern er ein wahrer sey, die Menschen erhebe und erfreue, ein Beruf, dessen Erfüllung selbst mit dem größten Opfer, mit dem Leben nicht zu theuer erkauft sey. Dann wieder werden die Dichter aufgefordert, ihres hohen Berufs eingedenk, Vorkämpfer zu seyn für die höheren Interessen des Lebens. Da dieser Gedanke jetzt, nachdem Hölderlin ihn vor vierzig Jahren schon ausgesprochen, zum Feldruf der

jüngsten Dichter geworden ist; so will ich ihn in seiner ersten Fassung vortragen:

An unsere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen! gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben! singt, Heroen! Ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Wie er selbst unter andern Tönen allenfalls auch diesen, aus dem Schlummer weckenden anzuschlagen verstanden hätte, mögen die Schlußstrophen aus der oben schon angeführten Hymne »An den Genius der Kühnheit« zeigen.

Doch schrecklich war, du Gott der Kühnen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ewigen Lichts erschienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!
Wie seinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf lange Thale streut,
So zeigtest du entarteten Geschlechten
Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,
Wenn mit der Wage du das Schwert vertauscht;
Du sprachst, — es wankten die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauscht.
Es schreckt umsonst mit ihrem Tigergrimme
Dein Tribunal die alte Finsterniß;
Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,
Und opferteſt der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du, der Kühnen Genius,

Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht; erwache, strafe, siege,
Und sichere stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege,
Des Himmels Kind, der ewige Friede, geht! —

Das schönste von allen diesen Dichtergesängen ist offenbar »Der blinde Sänger.« Der einfache Gedankengang dieser alkäischen Ode ist folgender. Der blindgewordene Sänger sehnt sich nach dem Licht, welches die Pfade seiner Jugend beschienen. Nun von ewiger Nacht umgeben, bleibt ihm nur die Erinnerung an frühere Tage, und das Spiel mit selbstgeschaffenen Gestalten. Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht, er werde wieder aus der Nacht befreit werden. Da trifft öfters der Donner des Himmels sein Ohr, und indem er den Weg desselben so weit als möglich verfolgt, wird er von dem Gedanken Gottes und seiner Herrlichkeit erfüllt, wie von einem höheren reineren Licht, in welchem sein ganzes Leben verklärt erscheint, er selbst sich aber so überselig fühlt, daß er alle seine Lieben Theil nehmen lassen möchte an seiner himmlischen Freude.

Der blinde Sänger.

Wo bist du jugendliches, das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du Licht?
Das Herz ist wach: doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'.
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst;
Nie täuschten mich, du holdes, deine
Boten, die Lüfte: Denn immer kamst du:

Kamſt allbeſeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne. Wo biſt du, Licht?
Das Herz iſt wieder wach: doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten ſonſt die Lauben, es leuchteten
Die Blumen wie die eigenen Augen mir,
Nicht ferne war das Angeſicht der
Lieben und leuchtete mir; und droben

Uud um die Wälder ſah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war:
Nun ſitz' ich ſtill allein von einer
Stunde zur andern und Geſtalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage ſchafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke ſich,
Und ferne lauſch ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen, und ihm nach tönt ihr,

Ihr meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geiſt, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, ſo geleit ich
Gerne den ſicheren auf der Irrbahn.

Wohin? Wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's.
Wo endeſt du? und was, was iſt es
Ueber den Wolken? und o, wie wird mir!

Tag! Tag! du über ſtürzenden Wolken, ſey
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geiſtiger rinnſt du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch, und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einſt, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude ſey,
Ihr alle, daß euch ſegne der Sehnende!
O nehmet, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das göttliche, mir vom Herzen.

Daß auch für Freiheit und Vaterland eines Dichters Herz geſchlagen habe, das ſo erhabenen Schwunges fähig iſt, wie wir bisher geſehen haben, das bedürfte an ſich ſchon keiner beſonderen Verſicherung. Bereits das mitgetheilte Gedicht: »An unſere Dichter« konnte als Beiſpiel dienen; es gibt aber mehrere, die unſeren Dichter auch in dieſer Richtung als Vorläufer neuerer Dichter zeigen. Ich wähle nur zwei aus, eines, in welchem er höchſt bitter den Deutſchen vorwirft, daß ſie nicht thatkräftiger, nur Ideologen ſind, wie freilich er ſelbſt auch; und ein zweites, wo er zur Schlacht ruft und um den Tod fleht für's Vaterland.

An die Deutſchen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitſch und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groß ſich dünkt!
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeyd
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

O ihr Lieben, so nehm't mich,
Daß ich büße die Läſterung.

Schon die beiden letzten Verszeilen zeigen, daß die bittere Ironie nicht Verachtung, ſondern den innigſten Wunſch zur Grundlage hat, daß es beſſer ſeyn und werden möchte. Um das Gedicht übrigens ganz zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß es in der Zeit der Revolutionskriege und des Fichte'ſchen Idealismus gedichtet iſt, und daß Hölderlin für beide ſich intereſſirte. Daß dieſer Idealismus, der die ganze Welt in's Ich zuſammendrängte, von dem moraliſchen Quellpunkt desſelben aus, wirklich zur That ſpornen und führen könne, zeigte ſich erſt ſpäter, als Hölderlin nichts mehr davon vernehmen konnte. — Wie theuer ihm aber wirklich das Vaterland war, dafür ſprechen folgende Verſe aus der »Rückkehr in die Heimat:«

Doch du mein Vaterland, du heilig
Duldendes, ſiehe! du biſt geblieben.

Und darum, daß ſie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehſt du theures die deinen auch,
Und mahneſt in Träumen, wenn ſie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Buſen der Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünſche beſänftiget
Und ſtille vor dem Schickſal ſind, dann
Giebt der Geläuterte dir ſich lieber.

Vernehmen wir nun noch »den Tod für's Vaterland.«

Du kommſt, o Schlacht! ſchon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,

Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunſt und des Arms; doch ſichrer

Kommt über ſie die Seele der Jünglinge:
Denn die Gerechten ſchlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgeſänge
Lähmen die Knie der Ehreloſen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einſt nicht ſterbe gemeinen Tod!
Umſonſt zu ſterben lieb ich nicht: doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland, und bald iſt's geſchehen. Zu Euch,
Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
Lehrten und ſterben, zu euch hinunter.

Wie oft im Lichte dürſtet ich euch zu ſeh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit! —
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich iſt's hier unten.

Hier ſehen wir ihn denn ſelbſt da, wo er den Tod für's Vaterland preiſt und herbeiwünſcht, in der Sehnſucht nach den Helden und Dichtern des alten Griechenlands enden, die Vereinigung mit ihnen im Elyſium als ſchönſten Lohn der freudigen Opferung für's Vaterland bezeichnen, ja gleich vorweg in Empfang nehmen. — So ganz war er Grieche in Geſinnung und Geiſt, als Menſch und Dichter, und ſo wahr iſt es, wenn ihn E. Geibel, Schwan von Hellas und ſchönheittrunken nennt.

Haben wir bisher geſehen, was Hölderlin für ein Dichter iſt; ſo haben wir doch noch nicht erfahren, wer er iſt? Die Skizze ſeines Lebens, die ich Ihnen daher noch zu geben habe, wird hoffentlich in ſich ſelbſt die

Rechtfertigung enthalten, warum ich dieſelbe dieſes Mal gegen meine Gewohnheit der Charakteriſtik des Dichters nicht vorangeſtellt habe, ſondern jetzt erſt folgen laſſe. Was ich übrigens über ihn zu ſagen weiß, verdanke ich vornehmlich der kurzen Biographie G. Schwab's vor Hölderlins Gedichten und einem Aufſatze des auch ſchon dahin gegangenen Dichters Waiblinger, den dieſer vor 11 Jahren zuerſt in den Zeitgenoſſen hat abdrucken laſſen.

Friedrich Hölderlin iſt in jenem merkwürdigen deutſchen Lande geboren, welchem Deutſchland ſeine größten Kaiſer, ausgezeichnete Dichter und Philoſophen, Aſtronomen und Geſchichtſchreiber verdankt, — in Schwaben; und zwar erblickte er hier an den Ufern des anmuthig dahin rauſchenden Neckar zu Lauffen am 29. März 1770 das Licht der Welt. Sein Vater, der dem Beamtenſtande angehörte, ſtarb, als der zarte Knabe zwei Jahre alt war. Seine Mutter, eine geborne Heyn, dereu Vater aus Altenburg in Sachſen ſtammte, war eine vortreffliche, fromme und häusliche Frau. Sie gab dem Sohne in dem Kammerrath Gock zu Nürtingen, den ſie heirathete, einen zweiten Vater; allein auch dieſer ſtarb ſchon im Jahre 1779, und Hölderlin wurde ſo mit einer Schweſter und einem Halbbruder von der Mutter allein erzogen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß H., der auch in ſeiner ganzen Natur der Mutter nachartete, ihrer Erziehung die Reinheit der Geſinnung und den ſittlichen Adel verdankt, der ſein ganzes Leben wie ſeine Dichtung durchdrang. Er war ein lebhaftes, ſchönes, faſt zu zartes Knäblein,

welches neben Reizbarkeit und innigem Gefühl früh einen feinen Verstand und noch mehr eine kecke Phantasie zeigte, die sich gern in die fernsten Fernen verlor und über die Wolken hinwegschwang. Noch als Jüngling und junger Mann war er ein Bild der Schönheit und Anmuth; aber nur die hohe Stirn über den glühenden Augen gab dem Gesicht den Jünglingsausdruck, während er etwas Jungfräuliches, überhaupt Weibliches in seinem durchaus liebenswürdigen Wesen hatte, welches ihm Aller Herzen gewann. Ein so gearteter Knabe hätte wohl der allerweisesten männlichen Erziehung und Leitung bis in seine Mannesjahre bedurft, um das Mißverhältniß, in welchem seine überfeine Natur mit dem Geschlecht, zu dem er nun einmal gehörte, und zu den Berufsarten stand, welchen dieses Geschlecht entgegen geht, einigermaßen zu mildern. Allein dieß vermochte die fromme, liebende, selbst zarte Mutter nicht, die bei aller Sorgfalt die sie ihm gewiß gewidmet hat, doch schwerlich auf Entwickelung männlicher Gesinnung und Kraft bedacht gewesen seyn dürfte. Als er nun in die Jahre kam, in welchen er zur Schule geschickt werden mußte, trat er zuerst in die Lateinschule von Nürtingen ein, wo er schon zu dem viel jüngeren, aber frühreifen Schelling, welcher bekanntlich schon mit 17 Jahren Magister wurde, sich hingezogen fühlte. Als er vierzehn Jahre alt war, entschloß er sich, dem Wunsche der frommen Mutter gehorsam, Theologie zu studieren und trat daher in die Klosterschule zu Denkendorf ein, ging im sechszehnten Jahre in die zu Maulbronn über, und bezog

mit 18 Jahren die Universität Tübingen. Von seinen Schuljahren ist uns wenig überliefert. Wer die würtembergischen Latein- und Klosterschulen kennt, wird nicht erwarten, daß hier dem Gemüth und der Phantasie Hölderlins, ich will nicht sagen die gehörige Nahrung und Leitung, sondern nur die rechte Berücksichtigung zu Theil geworden sey. Besonders in damahliger Zeit herrschte auf denselben noch vor die strenge, grammatischlexicologische Methode, bei welcher Gedächtniß und Verstand ganz gut gebildet, Gemüth, Phantasie und Geist aber eher in sich zurückgedrängt wurden. Bei einer solchen Natur, wie Hölderlin's war, konnte auf diese Art Gemüth und Phantasie nicht unterdrückt, sondern nur zu einer um so energischeren, inneren Thätigkeit getrieben werden, wie phantasiereiche Leute, je mehr ihr täglicher Beruf nur ihren Verstand und mechanische Fertigkeit in Anspruch nimmt, Nachts um so lebhafter träumen.

Und so kam es denn auch, daß Hölderlin mehr als die Sprachen und ihre Grammatik lernte, wie sie getrieben wurden, vielmehr, wie eine Biene aus Blumen, die den Stoff dazu haben, mit sicherem Instinkte heraushohlt, was sie zur Honig- oder Wachsbereitung braucht, so aus den alten Classikern, besonders aus den Griechen das schnell heraus fand, was seinem Wesen zusagte, seiner unter dem Zeichen der Schönheit gebornen Seele Nahrung gab. Hiezu kam, daß trotz der klösterlichen Studien der sechszehnjährige Jüngling ein schönes Kind kennen lernte und in jener schwärmerischen überzarten Liebe zu ihm ent-

brannte, welche in jener Zeit, da Werther und Siegwart die Jugend beherrschten, nichts Seltenes war. *) — Auch weniger poetischen Gemüthern geben die ersten zärtlichen Empfindungen Lieder ein; und Hölderlin wurde durch sie zu einem langen, reichen, aber selten glücklichen, poetischen Leben erweckt. Bei der Weichheit seines Gemüthes und bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie nahm Alles in seinem Innern eine ätherische, ideale Gestalt an, welcher die Wirklichkeit ganz nie entsprach, die ihn dann häufig unsanft berührte, ihn verletzte und bald den Grund zu melancholischen Stimmungen legte, unter denen er je länger, desto mehr und tiefer litt. Schon auf der Universität trat diese Hinneigung zu melancholischen Stimmungen öfters hervor. Nicht gerade ungesellig, war er doch kein Freund jener lauten, wilden und rohen Burschenvergnügungen. Gleichwohl wurde er von seinen Altersgenossen geliebt, die freilich über seine excentrischen Vorstellungen, über seine schwärmerische Verehrung Griechenlands und seiner Literatur den Kopf schüttelten, und am allerwenigsten begreifen konnten, warum er sich manchmal Tage lang zurückzog, studirte, dichtete, oder mit einem angenehmen Tenor zu seiner Mandoline wehmüthige Lieder sang. Ueberhaupt war er sehr musikalisch, und

*) Auch Wilhelm von Humboldt, drei Jahre älter, als H., jener mit kritisch-philosophischem Scharfsinn gewaffnete Kopf, dem überdies eine universale, durchaus rationelle und eben so sehr auf's Praktische gehende Bildung zu Theil ward, war als Jüngling und junger Mann von sentimentaler Schwärmerei nicht frei. Vgl. Gustav Schlesiers Wilhelm v. Humboldt.

außer dem genannten Instrument spielte er das Clavier, und blies er auch die Flöte; was, da er sich der Musik mit Eifer widmete, wohl nicht ohne Bedeutung für den lyrischmusikalischen Charakter seiner Poesie seyn dürfte. — Wichtiger, als die bisherigen Bemerkungen, erscheinen für das Verständniß seines späteren Lebensganges folgende Umstände. Er war für das Studium der Theologie bestimmt, und obgleich er anfangs der Hoffnung sich hingab, in demselben Aufschluß über manche Fragen, Beruhigung über manche Zweifel, die Bestätigung und Begründung einer Weltansicht zu finden, welche sich in ihm schon auf der Schule zu gestalten angefangen haben mag; so fand er sich doch bald in allen seinen Erwartungen getäuscht. Noch ehe seine Studienzeit beendigt war, hatte er sich innerlich von der Theologie losgesagt, und sich seinen geliebten Griechen, besonders, wie es scheint, ihren Dichtern und Philosophen ganz in die Arme geworfen.*) In alle dem stimmte er mit einem Alters- und Studiengenossen überein, der auf dem Gymnasium zu Stuttgart

*) Nicht ohne Einfluß hierauf dürfte der Umstand gewesen seyn, daß Conz, der Hellenist und hellenisirende Dichter, 1789 Repetent am Stift zu Tübingen wurde. Auch nach den Universitätsjahren sehen wir Hölderlin noch vielfach in Verkehr mit Conz. Und war es nicht überhaupt die Zeit, in welcher Heyne eine Schwärmerei für Rom und Griechenland angeregt, in welcher Herder auf Homer, als den Vater aller naturwahren Sitte und Poesie hingewiesen hatte, und selbst der junge Werther, nebst Ossian und Klopstock, auch den Homer in der Tasche trug? Winkelmann hatte die Kunstwelt erschlossen, Lessing mit des Aristoteles Poetik die Gallomanie verjagt, Göthe in seiner Iphigenie (1787) unlängst gezeigt, bis zu welcher Vollkommenheit antike Stoffe in classischer Form wiedergeboren werden könnten.

ebenfalls eine große Vorliebe schon für die griechischen Classiker gewonnen hatte, mit Friedrich Wilhelm Hegel. Und merkwürdig! Es scheint beinahe, als ob in Hölderlin weit mehr, als in Hegel, das anregende Moment des innigen, lebendigen, freundschaftlichen Verkehres beider gelegen hätte, wie freilich auch die weibliche, in sich sicher ruhende Schönheit, wenn sie von Liebe beseelt ist, wunderbar anregend auf des liebenden Mannes Gemüths-Geistes und Willenskraft einwirkt. Beweis ist, daß Hegel, so lange er mit Hölderlin in Verbindung war, zu poetischen Ergüssen sogar sich hinreißen ließ, welchen es anzusehen ist, daß ihm des Freundes Poesieen unwillkührlich als Vorbilder gedient hatten, und daß ferner, als sie längere Zeit von einander getrennt, Hölderlin in Frankfurt a. M., Hegel in der Schweiz, lebten, jener an diesen eine poetischphilosophische Epistel erließ, die voll tiefster Sehnsucht nach dem Freunde, voll der lebendigsten Erinnerung an das frühere Glück ihres Zusammenseyns ist. *) Dieses war, wie aus der erwähnten Epistel unter andern auch sich ergibt, gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Bestrebungen, namentlich auch philosophischer Speculation, »der freien Erforschung der Wahrheit, im Kampfe gegen jede Satzung, welche Meinung und Empfindung regelt,« gewidmet; und es ist gar nicht zu zweifeln, daß beide schon damals, in den ersten neunziger Jahren,

*) Vgl. Rosenkranz: Aus Hegels Leben in Prutz litterarisch-historischem Taschenbuch auf 1843.

von ihren geliebten Griechen geleitet, trotz der noch herrschenden Kantischen Kritik, der speculativen Philosophie, im Sinne der alten Naturphilosophen, huldigten. Hölderlin schrieb als Symbolum ihrer Ueberzeugungen, wahrscheinlich, als er 1793 Tübingen verließ, jenes Ἓν καὶ πᾶν in Hegels Stammbuch, welches von jeher den philosophischen Verstand am meisten befriedigt hat, und nach welchem eben das Alleine, oder das eine All Gott, dieser aber weder blos im, noch weniger aber außer, vor und über dem All ist. Beide Freunde sind nicht bei dieser allgemeinen Vorstellung stehen geblieben. Von Hegel ist bekannt, daß er, später durch Fichte's Idealismus und Schellings Identitätssystem hindurchgehend, zu dem Autotheismus, zu dem, im menschlichen Selbstbewußtseyn zu sich selbst kommenden Gott fortgeschritten ist, zu einer Vorstellung, zu welcher bereits die erwähnte Epistel, die er an Hölderlin 1796 schrieb, in folgenden Worten nahe herantritt:

> Der Sinn verliert sich in dem Anschau'n (des Ewigen)
> Was mein ich nannte, schwindet.
> Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin,
> Ich bin in ihm, bin Alles, bin nur Es.

Hölderlin ist dagegen, obgleich auch er später das Fichte'sche System, und Schelling studirt hat, nur bis zu dem Gedanken des im All und Menschen seyenden Gottes und des in Gott seyenden All und Menschen fortgeschritten. Im Hyperion, jenem poetischphilosophischen Roman in Briefen, in welchem er, wie F. H. Jacobi im

Allwill, seine Weltanschauung niedergelegt hat und welcher, bereits 1793 begonnen, 1797 erschien, finden sich zwei dieselbe ziemlich klar bezeichnende Stellen, von denen die eine mehr sein Gemüth, die andere mehr den nicht ohne Phantasie speculirenden Kopf und den ästhetischen Sinn betheiligt zeigt. — Die erstere von beiden Stellen lautet: Eines zu seyn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. — Eines zu seyn mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All der Natur, das ist der Gipfel der Freuden, das die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle, der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht. In der andern Stelle wird als Wesen und Grund, als Gott der Welt und des Lebens das Heraclitische Εν διάφερον ἑαυτῷ, das Eine in sich Unterschiedene angegeben, in welchem alles Mannichfaltige zur Einheit, alles Entgegengesetzte zur Harmonie, zur Schönheit verbunden ist. Schönheit ist ihm Grund der Welt und Zweck des Lebens. Das allervollkommenste Wesen, Gott, ist ihm vollendete Schönheit. Der vollkommene reine Mensch ist ihm ein Gott, und sofern er ein Gott ist, ist er schön. Dieß ist der Punkt, von dem aus ihm die Realität der griechischen Götterwelt klar wurde. Wie ganz griechisch er sich aber Alles dachte, so daß ihm die alte Vorstellung Gottes als des Alles umfließenden, durchdringenden, leiblich und geistig belebenden Aethers ganz geläufig war, haben wir oben schon bei dem Hymnus an

den Aether geſehen. Und auch Heraclit, von dem er ſein Prinzip Ἓν διαφέρον ἑαυτῷ entlehnt hat, bezeichnet ja als Weſen der Welt, als Gottheit, eine feurige denkende Subſtanz von ätheriſcher, Alles zeugender, belebender Natur. Aber, wie geſagt, während Hegel, deſſen Speculation unzweifelhaft auch von Heraclit ihren Urſprung genommen, ja Vieles entlehnt hat, zur rein philoſophiſchen Ausbildung, zur Syſtematiſirung dieſer Philoſopheme und zur Ueberſetzung derſelben in eine neue Schulſprache ſich wandte, dienten ſie Hölderlin nur zu Anhaltspunkten für ſeine poetiſchhelleniſche Weltanſchauung, zum Sporn, dieſe im Leben, oder wenigſtens in poetiſchen Darſtellungen geltend zu machen.*) — Wie erhaben er ſich den Beruf des Dichters dachte, haben uns ſchon einige Gedichte gezeigt: Dichter ſollten, wie in alter Zeit, wieder geiſtige Heroen, Propheten, Lehrer des Volkes werden. Und daß er ſelbſt in ſich den Drang fühlte, eine Zeit lang ſogar die Hoffnung hegte und von dem Streben erfüllt war, ſich Namen und Ruhm eines prophetiſchen Sängers zu erwerben, das ſcheint aus einem ſeiner Gedichte, »An die Par-

*) Später, im Jahre 1800 drückt er ſeine Anſicht über Gott in einem Briefe an ſeinen Halbbruder auf eine Weiſe aus, welche auf Hegels Philoſophie, wie dieſer ſie ſeit 1807 vorzutragen anfing, ein bedeutendes Licht wirft: A Deo principium. Wer dies verſteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der iſt frei und kräftig, und alles Umgekehrte iſt Chimäre und vergehet in ſofern in Nichts. — Alles unendliche Einigkeit, aber in dieſem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an ſich, kein Ich iſt; und dieſes ſei unter uns Gott. — In einem Briefe vom 2. Dec. 1802, ein halbes Jahr nach dem erſten Ausbruch ſeiner Geiſteskrankheit, ſpricht er höchſt merkwürdig von einer „höchſten Bewegung und Phänomenaliſirung“ der Begriffe.

zen,« das noch nicht angeführt worden ist, ziemlich unzweideutig geschlossen werden zu können.

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Der Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet: einmal
Lebt' ich, wie Götter, — und mehr bedarf's nicht.

Wäre es nun unserm Dichter so gut geworden, wie einem Byron, wie einem Göthe, unter äußerlich günstigen Umständen, wenn auch gerade nicht in so glänzenden, zu leben; oder hätte sich seine dichterische Natur an einen so markigen Baum sittlicher Stärke*) und praktischer Rührigkeit anlehnen können, wie das bei Schiller und Lessing der Fall war: so würde er uns und die Welt am Ende wohl mit einem, oder selbst mit manchem großen Gedicht erfreut haben, von dem er in der Ode an die Parzen spricht; und überhaupt würde sein ganzes Leben und Seyn eine glücklichere, reifere Entfaltung gewonnen

*) Göthe fand 1797 in Hölderlins Gedichten „der Aether," „der Wandrer", in welchem Schiller selbst viel von seiner eigenen früheren Gestalt fand, dieß auch, setzte aber in einem Briefe an Schiller hinzu: allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten.

haben, als die ist, von welcher nun noch Bericht zu erstatten ist. —

Als Hölderlin 1790 seine Universitätsstudien beendigt hatte und Magister geworden war, trat er nicht in die Laufbahn ein, welche ihm seine theologischen Studien geöffnet hatten. Vielmehr lebte er jetzt fast drei Jahre lang ausschließlich seinen Lieblingsstudien, der Poesie und der Musik, so wie im lebendigen Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, zu denen außer Hegel Conz, Neuffer und von Seckendorf gehörten. Schon um diese Zeit, 1792 und 1793, lieferte er poetische Beiträge zu Schillers Thalia, zu Stäudlins Musenalmanach, deren Form und Styl zwar noch sehr an seine damahligen Vorbilder Schiller und Matthisson erinnern, die aber gleichwohl schon deutliche Spuren jenes »incarnirten Hellenenthums« und jener »leidenschaftlichen Sehnsucht« nach dem Reinmenschlichen zeigen, welches eben die beiden Grundtöne seines Lebens und Dichtens sind. Auch Bruchstücke einer ersten Bearbeitung seines Hyperions erschienen damahls schon in der Thalia. Allein im Jahre 1795 sah er sich durch Mangel an Vermögen genöthigt, eine Hofmeisterstelle bei Freiherrn von Kalb im Meiningischen anzunehmen. Hier widmete er seine freie Zeit fast ganz dem angestrengtesten Studium der Kantischen, Philosopie und zugleich begann er eine neue Bearbeitung seines Hyperion. Die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm nicht allein durch die edelste Behandlung seinen Beruf, sondern begünstigte auch eine Annäherung an Schiller

und mehrere ausgezeichnete Männer in Weimar und Jena. Im Jahre 1795 finden wir ihn bereits in Jena, in das Studium des Fichte'schen Idealismus vertieft und in freundschaftlichem Umgange mit seinem großen Landsmanne Schiller. Dieser liebte und leitete ihn, und hätte gerne für ihn gesorgt. Er sah ein, daß er eine ihm entsprechende, und ihn doch aus sich herausführende Thätigkeit haben müsse und bemühte sich für ihn um eine Professur, die gerade offen war. Allein sie wurde einem Andern zu Theil und H. mußte auf's Neue an eine Hofmeisterstelle denken. Diese erhielt er, nachdem er die Seinigen in Nürtingen besucht und hier den ersten Theil des Hyperion abermals umgearbeitet hatte, in Frankfurt a. M. Hier übernahm er die Erziehung der Söhne eines angesehenen Bankiers (Anfang 1796) der zu unsers Dichters Unglück eine eben so liebenswürdige, als geistreiche Frau hatte. Es dauerte nicht lange, so bestand zwischen Hölderlin und der Mutter seiner Zöglinge ein Verhältniß, welches, wie ideal und platonisch es auch gemeint und gehalten worden seyn mag *), dem Herren Gemahl, als er es entdeckte, viel zu innig und vertraut vorkam, als daß er es nicht mit etwas unsanfter Hand hätte zerstören sollen. H. mußte nicht allein das Haus, er mußte sogar Frankfurt verlassen, September 1799. Während dieser Zeit sollte sein Hyperion, der schon 1797 ersichen, die vierte Umarbeitung erfahren, in welche nun

*) Man vergleiche das Gedicht: Diotima.

neben Griechenthum und Schellingianismus auch die Gestalt seiner angebeteten und vergötterten Geliebten als Diotima aufgenommen wurde; und wir haben schon aus einzelnen Stellen dieses Buches gesehen, wie hoch gespannt die Saiten seines Geistes und Gemüthes waren. Der Widerspruch seiner Idealwelt und der Wirklichkeit spricht sich in diesem Buch eben so grell aus, als er ihn während jener Zeit und, da er aus dem Traum der Leidenschaft geweckt wurde, empfunden haben mag. Und wie sehr öfters in ihm selbst schon damals jede Zuversicht zu sich und zum Leben wankend geworden war, das können wir aus einem Gedicht entnehmen, welches überschrieben ist:

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt in bescheidener Knospe,
Blühet ewig Ihnen der Geist
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe

Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab!

Wie iſt doch in dieſem Gedicht auch keine Spur mehr jenes erhabenen Sinnes, welcher in dem früher mitgetheilten die Noth willkommen heißt, auf daß des Menſchen heroiſcher Geiſt ſich darin bewähre? — Aus Bettina's Briefen an die Günderode *) erfahren wir, daß Hölderlin bald nachdem er Frankfurt verlaſſen hatte, häufig in höchſter Ekſtaſe ſich befand, dann wie ein Hellſehender über Poeſie und Sprache redete und aus dieſen aufgeregteſten Stimmungen zuletzt immer in äußerſte Abſpannung verſank. Er vermochte weder ſeine Leidenſchaft in ſich ſelber zu beſiegen, noch auch ſeinen idealen Vorſtellungen und Wünſchen zu entſagen, überhaupt nicht dem Leben, wie es iſt, feſt in's Auge zu ſehen. Davon geben viele Gedichte Zeugniß, welche Klagen um und an »Diotima« zum Inhalte haben. Vielmehr wandte er ſich nur deſto leidenſchaftlicher zu den Griechen und fing damals ſchon eine Ueberſetzung des Sophokles an. Doch nahm er immer wieder von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Anlauf zu eigenen Poeſien, unter denen manche zu den vortrefflichſten gehören, die wir von ihm haben. Jetzt und ſpäter brütete er ſogar über dramatiſchen Entwürfen, ein Zweig der Poeſie, zu welchem er bei ſeiner durchaus lyriſchen Natur, vielleicht am wenigſten geeignet war. Ein Trauerſpiel »Agis,« welches in dieſer Zeit entſtand, iſt leider

*) Thl. 1. S. 414.

verloren gegangen. Ein noch vorhandenes dramatisches Fragment »Tod des Empedokles« ist schon darum höchst merkwürdig, weil in ihm die feindselige Stimmung gegen die Menschen, von welcher er schon früher Anwandlungen hatte, die ihn aber fortan immer mehr beherrschte, auf eine colossale, man darf sagen, auf titanische Weise an den Tag kommt. Rosenkranz nennt dasselbe ein Seitenstück zu Göthe's Pandora und zu Schelley's Prometheus. Der Hauptgedanke dieses Drama's ist nämlich folgender: Ein edler Charakter, von den Göttern mit den höchsten Gaben ausgestattet, ist entschlossen, Alles zu thun, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern. Anfangs auf den Händen getragen, ist, da er die Schlechten verfolgt und die Schwachen zwar schont, aber nicht walten läßt, Undank sein Lohn. Er aber kehrt freudig in den Schooß der Natur, der Gottheit zurück. In dem Monolog dieses Philosophen, des Empedokles nämlich, der sich bekanntlich in den Aetnakrater gestürzt hat, wird die Seligkeit gepriesen, durch die Einsamkeit von den Menschen befreit, und durch die innigste Verbindung mit der Natur völlig geschichtlos geworden zu seyn. Dieß stimmt ganz und gar mit Hölderlins eigener Neigung zum Alleinseyn und zur Natur überein, welche wir schon mehrfach kennen gelernt haben. — Wäre ihm nur irgend eines seiner größeren Gedichte so gelungen, daß es ihm Dichterruhm und wenigstens eine leidliche Unabhängigkeit erworben hätte. Allein dieß geschah nicht und auch andere literarische Unternehmungen, die er beabsichtigte, mißlangen. So wollte er ein ästhetisches Jour-

nal Iduna herausgeben, welches den, wie er ſich ausdrückte, humoriſtiſchen Zweck verfolgen ſollte »der Vereinigung und Verſöhnung der Wiſſenſchaft mit dem Leben, der Kunſt und des Geſchmackes mit dem Genie, des Herzens mit dem Verſtande, des Wirklichen mit dem Idealiſchen, des Gebildeten mit der Natur. »Aber es ſollte nicht ſeyn. Nichts und Niemand vermochte mehr ſeinem nun ſchon überhand nehmenden Brüten über der Unmöglichkeit einer Ausgleichung ſeiner Innenwelt mit dem Leben, der Verwirklichung des Reinmenſchlichen, woran ſeine Seele hing, zu entreißen. Jene Fragen in der Ode an die Deutſchen:

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

waren ſolche, mit denen er nicht bloß ſcherzte, ſondern die ihn ernſtlich beſchäftigten und die er ſich je länger deſto entſchiedener mit einem »Nein» beantwortete, welches für ihn, da ſeine ganze Exiſtenz auf Verwirklichung von Ideen geſtellt war, etwas zu Boden ſchmetterndes hatte. Und welcher wiſſenſchaftlich und höher Gebildete, dem es je ernſt mit der Wiſſenſchaft, mit Ideen und Idealen geweſen iſt, hätte nicht Minuten, Stunden und Tage verlebt, wo er ſich ähnliche Fragen geſtellt und durch ein ähnliches Nein erſchüttert gefühlt hat? Unſerm Dichter fehlte die Kraft, oder auch die Stumpfheit, welche die Meiſten über den Jammer, den ſolche Einſicht gewährt, hinweghebt. Er grub ſich immer tiefer hinein, und ſeine Lebensverhältniſſe waren nur geeignet, ihn immer tiefer hineinzuſtoßen. Noch

einige Mal mußte er das Hofmeisterleben mit all seinen Leiden und Widerwärtigkeiten ergreifen, zunächst eine Zeit lang in der Schweiz, wo er 1800 war und wieder einige vortreffliche Gedichte, z. B. eines: »Unter den Alpen« verfaßte. Leider fand er keinen Buchhändler zur Herausgabe seiner sämmtlichen Gedichte, und er mußte, nachdem er 1801 in seiner Heimat gelebt und da das herrliche Gedicht: »Rückkehr in die Heimat« hervorgebracht hatte, sogar in Frankreich, in dem Hause des Hamburgischen Consuls zu Bordeaux nämlich, wiederum eine Hofmeisterstelle annehmen. An diesem Ort war er kaum ein halbes Jahr gewesen, als er plötzlich im Juli 1802 — und zwar wahnsinnig zurückkehrte. Niemand kann mit Bestimmtheit angeben, was die nächste Veranlassung zu dieser schrecklichen Katastrophe gegeben hat. Wahrscheinlich ist, daß er die Nachricht von der todesgefährlichen Erkrankung seiner geliebten Diotima, mit welcher ein brieflicher Verkehr noch lange nach der Trennung statt gefunden hatte, erhalten habe. Gewiß ist, daß er — wohl schon in halbem Wahnsinn — Frankreich in der furchtbarsten Hitze, welche damals herrschte, durchwandert hat, wie er im eiskalten December 1801 hingereist war. Obgleich er sich anfangs förmlich tobsüchtig zeigte und alle die Seinigen zum Haus hinausjagte; so kam er doch bald wieder zu sich und lebte ein paar Jahre lang mehr trüb- und tiefsinnig, als wahnsinnig vor sich hin. Die poetischen Arbeiten, so wie brieflichen Mittheilungen aus dieser Zeit zeigen noch herrliche Gedankenblitze, aber auch schon

das Ringen seines Geistes mit der einbrechenden Verwirrung seiner Vorstellungen. Sein Jugendfreund Sinclair verschaffte ihm sogar (freilich ein halbes Jahrzehend zu spät) die Stelle eines Bibliothekar's bei'm Landgrafen von Hessonhomburg; und er war wirklich noch im Stande von seiner früher schon in Homburg begonnenen Uebersetzung des Sophokles den König Oedipus und die Antigone zu Stande zu bringen. Doch während dieser Arbeit, welche namentlich in einigen Excursen gar wunderliches Zeug enthalten soll, verschlimmerte sich sein Zustand wieder so, daß er in seine Heimat, und zwar zunächst in's Klinikum nach Tübingen geschafft werden mußte. Hier wurde er zwei Jahre lang unter des berühmten Autenrieth Leitung ärztlich behandelt, aber nicht wiederhergestellt. Weil aber die Ausbrüche von Raserei, an denen es anfangs nicht fehlte, immer seltener wurden, endlich gänzlich ausblieben und einem Zustand von Schwäche, Apathie, verbunden mit allerlei ungefährlichen Wunderlichkeiten, wichen; so wurde er im Jahre 1806 wieder aus dem Klinikum entlassen. Da nahm sich seiner ein Schreiner an, der ihm ein Zimmer in seinem Hause einräumte und die nöthige Pflege freundlich angedeihen ließ. — Noch bis auf den heutigen Tag lebt er in diesem Hause, *) soll hie und da in seinem Hyperion lesen, auch immer nach Oden an Diotima — der poetische Name seiner Geliebten — wohl auch Hymnen an die Natur beginnen, aus Geistesschwäche aber

*) Seit dies geschrieben worden, ist der Beklagenswerthe gestorben.

auf der dritten und vierten Zeile ſich in Unſinn verlieren und nicht weiter können. Wenn ihm irgend etwas Unangenehmes widerfährt, oder auch nur ſo vorkommt, ſo ergießt er ſich in einem Strome toller Redensarten, rennt in ſeinem Zimmer auf und ab und legt ſich endlich zornig ins Bett, wo er dann vier und zwanzig Stunden mit Niemandem ein Wort redet. Ausführlicher hat W. Waiblinger 1831 dieſen beklagenswerthen Zuſtand, in den ſein edler Geiſt verſunken iſt, in den Zeitgenoſſen beſchrieben. So wenig man auch mit Sicherheit wird behaupten können, daß dies oder jenes den Wahnſinn herbeigeführt habe, ſo wird es doch ſehr wahrſcheinlich, ſelbſt aus dem, was ſeine Seele noch im Wahnſinn beſchäftigt, daß die unglückſelige Leidenſchaft zur Mutter ſeiner Zöglinge, der unlösbare Widerſpruch, in dem er ſich mit der Welt empfand und die Verzweiflung endlich daran, ſich je als Dichter ſo ruhmvoll auszuzeichnen, als er wünſchte, daß dieß alles zuſammen zu ſchwer auf ihm gelaſtet habe, als daß ſein Geiſt nicht endlich hätte erliegen ſollen. — Und war es denn mit Taſſo anders? — Iſt denn nicht auch dieſer an unglücklicher Leidenſchaft, an unbefriedigter Begierde nach Dichterruhm zu Grunde gegangen? Doch wie dem auch ſey, — wahr bleibt gewiß:

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, ſchönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte ſtatt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n! —

III.

Ueber Aristophanes.

Von

J. L. Hoffmann.

Dem Aristophanes also sollen wir diesen Abend unsere Ohren und Herzen zuwendrn, einem alten Athener, der schon 452 Jahre vor Christi Geburt das Licht der Welt erblickt hat? Als ob es nicht deutsche, als ob es nicht neue Schriftsteller genug gäbe, die der Betrachtung werth sind. Des frivolen und gemeinen Komödiendichters Lob sollen wir anhören, da doch bei der Aufführung jener sittenlosen Lustspiele nicht einmal in dem ungenirten Griechenland Personen unsres Geschlechtes zugegen waren? So würde ich in den strafenden Blicken mancher meiner verehrten Zuhörer, so in denen mancher meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen lesen, wenn ich nicht, dießmal zu meinem Glücke, kurzsichtig wäre. Aber verzeihen Sie eben! Der Bauer redet gern von seinen Rindern und Schafen, der Schuster von seinen Schuhen und Stiefeln, der Jurist von seinen Akten und Prozessen, der Soldat von seinen Waffen

und Schlachten, der Philolog von seinen Griechen und Römern.

War ich doch bisher ziemlich stark in der Selbstbeherrschung, habe von den sieben Böcken, die ich nach und nach vor Ihren Augen geschossen, nur zwei aus meinem Lieblingsrevier genommen, und einen davon hatte ich nicht einmal selbst aufgejagt. Wäre übrigens im geringsten zu besorgen, daß durch mich ein Alarm entstünde und das arme Wild in allgemeinem Treibjagen durch Deutschland und bis nach Frankreich gehetzt würde, wie die unglückliche Antigone, ich würde Mitleid mit ihm haben und meinen nach Griechenfleisch lüsternen Magen mit indifferenten deutschen Kartoffeln zum Schweigen bringen. Aber auf meine Empfehlung hin wird das einige Deutschland seine Kunst doch nicht durch die alte griechische verjüngen lassen wollen; und so magst du mirs vor allen Dingen zu Gute halten, geistvoller Alter, daß meine jugendliche Zudringlichkeit dich aus deiner Grabesruhe hervorzieht: wirst gleich wieder schlafen können, geschirmt von der federspitzigen Schaar philologischer Wespen; und zweitens mögen Sie mirs verzeihen, meine geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, daß ich wieder einmal in zunftgenossischen Zwecken arbeite, um so mehr, da ich Ihnen verheißen kann, daß diese Komödien von gar vielen Seiten unsre Betrachtung in Anspruch nehmen, und jene gerügten Anstößigkeiten nicht in der Tendenz der Stücke begründet, sondern leicht zu umgehende Beigaben waren, welche der Dichter als Würze hinzuthun mußte, um dem verdorbenen Gaumen der großen Menge

seiner Zuschauer Genüge zu thun. Entsprang doch für ihn daraus noch der unermeßliche Vortheil, daß er unberührt blieb von den Händen unreifer Knaben und überhoben den Erklärungen langweiliger Sprachmeister, und unbekümmert um die griechisch lernende Jugend unsrer Tage, ein heiteres Leben fortleben kann bei seinen Athenern im Chore der Eingeweihten seines Elysiums.

Ich habe einst von dem Wesen der alten Tragödie zu Ihnen geredet; die Komödie ist deren Kehrseite; auch sie war Staatssache, auch sie Festfeier, auch sie der Bacchusverehrung entsprungen und an den drei jährlichen Festen dieses Gottes zu Athen dargestellt, und hatte in dieser Stadt, als dem hauptsächlichen Wohnsitz griechischer Bildung, zwar nicht ihren Ursprung, doch ihre schönste Entwicklung. Der Wein begeistert zu erhabenen Gedanken und Gefühlen, der Wein erfreut des Menschen Herz und macht es muthwillig. Hatte ja auch in der bildenden Kunst Bacchus eine Doppelgestalt, bald ein ernster Gott mit langem Barte, bald ein weicher, heiterblickender Jüngling; und mit den begeisterungtrunkenen Frauen zieht auf seinem Esel der dicke, berauschte Silen und die grotesken, neckischen Satyrn. In der schwärmenden Bacchusfeier lag ein doppelter Bestandtheil; und wie um die ernsten Lobgesänge zu Ehren des Gottes die Tragödie herumwuchs, so die Komödie um die heitern Lieder, und hatte ihren Ursprung in den muthwilligen Spöttereien, mit welchen anfangs, das Gesicht mit Weinhefe beschmiert, zur Zeit der Lese eine lustige Jugend jeden Beliebigen, zu-

greifen pflegte. Und hob die Tragödie ihre Helden und Heldinnen im Handeln und Leiden hinaus über die Sphäre gemeiner Menschlichkeit, und sollte in ihrem Anblicke das Gemüth der Zuschauer sich läutern und in ihrem Geschick das Walten der Götter verehren lernen, und wählte sie deßhalb ihre Stoffe aus den nationalen Sagenkreisen einer größer gedachten Vorzeit, in welcher noch Göttersöhne und gewaltige Menschen auf Erden gelebt, so haftet der Witz der Komödie an dem wirklichen Leben, und wohnt in der unmittelbaren Gegenwart unter einem Geschlechte thörichter, verkehrter Zeitgenossen, gegen welche der Zufall, wie sie es nicht besser verdienen, sein loses Spiel treibt. Der wahre Komiker verfolgt mit dem tragischen Dichter dasselbe Ziel: beide wollen bessernd auf ihre Zeitgenossen wirken, jener durch Bewunderung eines Ideals in der Ferne, dieser durch Belachen der nahen Erbärmlichkeit. Darum wird der Komödiendichter zum Satiriker, und aus seinem possenhaften Spiel blitzt zuweilen strafender Ernst hervor, und die Komödie ist eine Satire, nur in Handlung umgesetzt. Dieß ist der richtige Standpunkt, auf welchem der Lustspieldichter stehen muß; Lachen erregen ist nicht der höchste Gipfel seiner Kunst, sondern Gesinnung muß durch sein Gaukelspiel blicken und die lustigen Figuren einen festen Hintergrund haben an des Dichters Charakter.

Aber wie war denn nun diese Wirklichkeit beschaffen, in der bei den Griechen die Komödie Wurzel schlug? Civilisirte Nationen leben ein doppeltes Leben,

eines in der Familie, ein anderes im Staat. Bei uns ist das letztere so sehr in den Hintergrund getreten, daß fast nur Beamte zum Staate zu gehören scheinen, und die übrigen Bürger unbetheiligt am öffentlichen Leben, nichts weiter begehren, als ihrem Gewerbe nachgehen und vom Staate ungestört für ihre Familie sorgen zu können. Gerade umgekehrt bei den Griechen und vorzüglich in Athen. Wenn wir uns zu wenig um das Gemeinwesen kümmern, so thaten es jene zu viel, und das Privatleben kam fast nicht in Betracht gegen das öffentliche. Der Bürger wohnte mehr auf dem Markt als in seinem Hause; und hatte der gemeine Mann auch kein weiteres Interesse an der Staatsverwaltung, so ging er doch hin in die Volksversammlung, oder setzte sich auf die Richterbank, um seinen Sold zu empfangen, und fühlte sich nebenbei etwas Gewaltiges in seiner Herrschaft über so viele Städte, und in seiner Befugniß, auch vornehme Herren durch ungünstige Entscheidung ihrer Prozesse demüthigen zu können. Es war auch nichts Geringes, ein Bürger von Athen zu seyn zu einer Zeit, in welcher an 1000 Städte dieser einzigen ihren Tribut entrichteten, und jeder Handwerker sich ein Souverain dünken mochte in der Versammlung, und besaß er Geschick als Feldherr oder als Redner, es auch werden konnte; denn bei aller Freiheit huldigt die Menge immer dem Mächtigen. Schon unter Perikles hatte sich die früher mehr aristokratische Staatsverfassung zur unbeschränkten Demokratie erweitert, und hatte auch dieser größte aller griechischen Staatsmänner dem ungebändigten

Roſſe die Zügel ſtraff gehalten, ſo rannte es, als es nach ſeinem unſeligen Tode ſchlechtern Lenkern vererbt ward, planlos und maßlos dahin, bis es erſchöpft zuſammenſtürzte. In dem unſichern Tappen einer auf ihre Macht bis zum Wahnſinn eiferſüchtigen Menge, in dem verkehrten oder unlautern Treiben ſeiner Führer wucherte für den Komiker eine reiche Saat von Unkraut; auf den Staat waren Aller Blicke gerichtet, und öffentliche Perſonen und Einrichtungen mit ganz individuellem und perſönlichem Spotte zu verfolgen, war das weſentliche, wichtige Vorrecht der alten Komödie. Ich ſage der alten Komödie, in welcher Ariſtophanes den Thron der Meiſterſchaft einnahm, und welche allmählig zu Grunde ging mit der atheniſchen Macht und Freiheit. Als mit dem Ende des unheilvollen peloponneſiſchen Kriegs Athens ſtolze Größe zuſammenbrach, als dieſe Stadt von der Höhe einer erſten politiſchen Macht zu einem Staate zweiten Ranges herabſank; als darauf die feile Menge jeden macedoniſchen Gewalthaber vergötterte, und endlich gar noch aus der Hand römiſcher Barbaren jubelnd die Freiheit empfing, die eben dieſe Stadt einſt kühn dem großen Perſerkönig abgetrotzt hatte; als die kleinen Nachkommen großer Vorfahren ihren Nationalſtolz, uns Deutſchen ähnlich, in Gelehrſamkeit und Bildung ſtatt in Thaten ſetzten: da verſchwand aus der Komödie die politiſche Satire, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang mit literariſchen Stoffen und allgemein menſchlichen Verhältniſſen, wie die deutſche Satire, fortgefriſtet, auch die perſönliche. Die einſt kräftige und

auch in ihren Fehlern große Demokratie war siech geworden; der Kranke erregt nicht mehr Spott, sondern Mitleid; und wenn die gewaltigen Worte eines Demosthenes seine in Lethargie versunkenen Mitbürger nur mit Mühe von des Vaterlandes naher Gefahr überzeugen und selbst da nur zu halben Maßregeln aufstacheln konnten, wo hätte ein Dichter ein Publikum gefunden, welches damals noch Witze über Staatsangelegenheit hätte kosten wollen? So entstand nach jener angedeuteten Durchgangsperiode der mittlern, zu Alexanders Zeiten die neue Komödie, welche dann von den Römern adoptirt und durch ihre Vermittlung zu uns gebracht worden ist. Unsre moderne Komödie unterscheidet sich in gar nichts als den unwesentlichen Veränderungen, welche der Wechsel von Zeiten und Sitten mit sich bringt, von jener griechischen sogenannten neuen, deren Repräsentanten für uns die Römer Plautus und Terenz sind, weil ihre griechischen Vorbilder, Menander, Diphilus ꝛc. längst verloren gegangen. In beiden nichts denn Privatleben, betrogene Alte, bramarbasirende Soldaten, verschwenderische Söhne, leichtfertige Mädchen, schlaue Bediente, Kuppeleien und fatales Durchkreuzen von Liebesplänen, bis am Ende, was die Zuschauer schon voraus wußten, der rechte Liebhaber in den Besitz seines Gegenstandes gelangt. Denn eine Komödie, das wissen wir alle, ist ein Theaterstück, in der er das Mädchen bekommt. Dieß ist die neue Komödie, nicht von den Neuen, sondern schon von den alten Griechen erfunden und ausgebildet, als ihr öffentliches Leben saft- und kraftlos geworden war, von

den Römern fortgesetzt, weil sie kein Künstlervolk waren und gerade das annahmen, was sie bei den Griechen vorfanden, und von uns in unsre Verhältnisse übergetragen, weil sie für diese erstaunlich passend ist. Das Stück darf nicht gegeben werden, sagt der Censor; das sind Persönlichkeiten! ruft entrüstet die erste beste Carricatur von Privatperson, und belangt den improvisirenden Komiker iniuriarum. Wo soll der Witz seine Pfeile borgen, wenn er gar nicht persönlich sein darf? Es liegt in seiner Natur, ein bestimmtes Ziel zu haben, und wenn er ins Blaue schießt, so trifft er nichts. Darin liegt es, daß wir keine gute Komödie bekommen. Gesetz und Einrichtung des Staates, Sitte und Convenienz der alles nivellirenden guten Gesellschaft haben uns so difficil gemacht, daß uns nicht blos der litterarische Spott eines Platen indignirt, weil er gegen einzelne Personen gerichtet ist, sondern die Acht mancher Staaten und Kritiker eine gut angelegte Komödie schon dann trifft, wenn der Dichter es gewagt hat, einen längst verstorbenen König mit seinen Freunden in Hemdärmeln bei einer Pfeife Tabak vorzuführen. Deßhalb paßt für unsre Zeiten nicht einmal die mittlere Komödie, der Platens verhängnißvolle Gabel und romantischer Oedipus entsprechen, geschweige denn die alte mit ihrer rücksichtslosen Kritik und ihrem offenen Spott, welcher Sitten und Einrichtungen und mächtige Personen des Staates zu geißeln wagte. Diese ist ein Kind der Demokratie, aber der Demokratie eines Volkes, das für diese Verfassungsart geschaffen war, das sie nicht theoretisch erlernt und angezogen nach der

Mode, wie man einen Rock anzieht, sondern als natürliche Bekleidung mit ins Leben bekommen hatte, in der es sich zwanglos bewegte. Es war freilich nur ein kurzer Glanz, der der atheniſchen Demokratie, aber ausgeſchmückt mit der reichen Farbenpracht eines ſchönen Schmetterlings, der nun ſeit zwei Jahrtauſenden als Prachtexemplar in der Sammlung der Geſchichte prangt. Nur die engliſche Redefreiheit könnte man der atheniſchen an die Seite ſetzen. Was kümmert ſich Robert Peel um alle Carricaturen, welche die Oppoſition auf ihn macht? Er kann ſie nicht verbieten, und ſie ſchaden ihm auch nicht, ſo wenig es dem Kleon ſchadete, wenn Ariſtophanes den Wurſthändler mit ihm um die Wette in der Unverſchämtheit ſtreiten läßt. Aber zu den Zeiten der franzöſiſchen Republik, wer hätte es da wagen dürfen einen Marat oder Robespierre vor ihren eigenen Augen mit Spott auf die Bühne zu bringen? Denn die Franzoſen waren trotz allen ihren Declamationen nicht reif und nicht mündig zur Freiheit.

Die Zeit der franzöſiſchen Revolution war eben eine aufgeregte Zeit, könnte man einwenden, und wem der Augenblick die Macht gegeben, der mußte ſie mit beiden Händen feſthalten, mußte Hammer ſein, um nicht Amboß zu werden. Aber gerade darin liegt eben das Krankhafte der franzöſiſchen Freiheit; es war ein Fieberparoxysmus, nicht der erregte Zuſtand eines geſunden Menſchen, bei welchem Action und Reaction der Kräfte den Organismus nicht gleich untergraben, ſondern beleben.

War etwa in Athen zur Zeit der alten Komödie der

Lauf des Staates ein ruhiger, der sich langsam im Wiesenthale hinschlängelte? Hatte nicht der peloponnesische Krieg alle seine Kräfte in die höchste Thätigkeit versetzt? Standen nicht die Parteien sich aufs schroffste und feindseligste gegenüber?

Hier im Besitze der Macht die radicale Partei der Volksherrschaft mit ihrem Spartanerhaß, ihrer Kriegslust, ihren Demagogen und gewaltthätigen Rednern, mit ihrem Gerber Kleon und ihrem Lampenmacher Hyperbolus, ihrem Müller Eukrates und ihrem Schafhändler Lysikles an der Spitze, mit ihrem soldatischen Feldherrn Lamachus, bei dem es immer hieß: Feinde ringsum, mit ihrer Prozeßsucht und politischen Verdächtigung, mit ihrem System der Angeberei und ihrer Tyrannenfurcht; dort die unterdrückte und in heimlichen Verbrüderungen wirkende Partei der begüterten Aristokraten und Ritter, den festeren Institutionen Spartas geneigt, für den Frieden gestimmt, gegen die unruhigen Volksmänner erbittert, und stets bedacht, an die Stelle der absoluten Volksherrschaft einen oligarchischen Rath zu setzen. Und welch ein Schwanken der Verhältnisse, ja welch eine Unsicherheit des Privatlebens! Bald die Felder in der nächsten Nähe Athens von spartanischen Streifheeren verwüstet und das Landvolk in die Stadt geflüchtet, bald aus der Ferne Siegesbotschaften und der seltene Anblick gefangener spartanischer Bürger in der Nähe, bald der Abfall von Bundesgenossen, bald die Genugthuung ihrer Bestrafung, dann der kurze Sieg der Friedenspartei durch den fünfzigjährigen Frieden des Nicias, der doch wieder von

keiner Seite einen Augenblick gehalten wird, darauf der überwiegende Einfluß des genialen Alcibiades und die chimärischen Hoffnungen, die man auf seine sicilianische, mit nie gesehenem Pomp und Aufwand ausgerüstete Expedition setzt, der man aber gleichwol auf die schändlichen Intriguen der Gegenpartei hin die Seele raubt; dann das selbstverschuldete Fehlschlagen dieser großen Unternehmung und der durch die Thorheit des athenischen Volks herbeigeführte Uebertritt des begabtesten, aber charakterlosen Atheners zu den Spartanern, bis endlich die übermäßige Anstrengung aller Kräfte erst zur Oligarchie und die abermals verkehrten Maßregeln gegen Alcibiades zur bittersten Demüthigung Athens durch Lysander und der Herrschaft der 30 Tyrannen und in so drückende Lage führten, daß die durch Thrasybul wiederhergestellte Verfassung doch dem erschlafften Volke nimmer mehr die alte Energie zu verleihen im Stande war.

Und alle diese Gegensätze der Parteien und all dieser Wechsel der Verhältnisse in den mit Athen verbündeten Städten so gut wie in der Hauptstadt; der ganze Staat schwankend und schwebend auf der strigenden, fallenden Woge des Glücks. Und in all diesem Wechsel behielt dennoch die alte Komödie ihre Freiheit, und der fürchterlich verhöhnte Kleon vermochte sich an Aristophanes nur durch ein Paar ohnmächtige Prozesse zu rächen, in welchen er ihm vergebens sein Bürgerrecht streitig machte.

Zu diesem Gegensatz in der Politik gesellte sich aber zweitens die eben so große Verschiedenheit in der Bildung

und gesammten Ansicht des Lebens. Es war der Unterschied des altfränkischen Bürgers und jungen Weltmannes, der hergebrachten Gottesfurcht und modernen Religionsspötterei, der alten Sitte und neuen Modesucht, des einfachen, geraden Verstandes und der schlauen, dunstigen Sophistik, der schlichten Rede und der modisch geschulten Beredsamkeit, der einfach erhabenen Poesie eines Aeschylus und der weichlich süßen eines Agathon oder geistreich zugespitzten und philosophirenden eines Euripides. Die Philosophie hatte in der empfänglichen Jugend ihren zersetzenden Einfluß geübt, und nicht bloß wißbegierige, nach tieferer Einsicht strebende Geister, sondern auch zweideutige Charactere angezogen, welche von ihr einen oberflächlichen Gebrauch im Leben machten und das Alte verspottend sich von Religion und Sitte emanzipirt glaubten. Dazu kam noch, daß sie in Athen zuerst in der Gestalt der Sophistik unter der Begleitung glänzender Beredsamkeit auftrat und ohne Verlangen nach Wahrheit es blos auf Ueberredung angelegt hätte. So konnte man sie ja gleich in der Volksversammlung als Redner oder als Advokat bei Prozessen gebrauchen. Diese allem Positiven feindliche Art über Gott und die Welt zu räsonniren und, wie sich der Sprachgebrauch ausdrückte, den schwächern Grund zum stärkern zu machen, d. h. mit selbstbewußter Täuschung Andere Unwahres glauben zu machen, war so tief in den Charakter der athenischen Jugend eingedrungen, daß Festigkeit und Gediegenheit einer Grundansicht schwer daneben aufzukommen vermochte, und es der Ueberlegenheit eines Socrates bedurfte, um wenigstens in einer klei-

nen Schaar warmer Wahrheitsfreunde den Glauben an eine ewige Wahrheit zu befestigen. Das halt- und sittenlose, aber stets zungenfertige und redemächtige junge Athen hätte sich freilich, wie das junge Deutschland gegen die Helden der Befreiungskriege gehalten, mit seiner halben Bildung schlecht ausgenommen neben den alten Marathonskämpfern mit ihrem von guter Sitte getragenen Götterglauben, mit ihren schlichten Manieren und großen Thaten; und wenn jene kunstgeübte Rede, die bereits in eignen Redeschulen geübt ward, als ein mächtiger Hebel der Demokratie, mehr Einfluß hatte als kriegerische und ächte Bürgertugend, und wenn in ihrem Gefolge Verläumdung und Anschwärzung einherzogen; wenn neben der Verachtung von Religion und Moral doch der crasseste Aberglaube an Orakel und Zeichen wohnte; wenn der ganze Bildungsgrad des Volkes die Gestalt einer Uebergangszeit an sich trug, und gerade in solchen Zeiten bei Individuen wie Völkern des Lächerlichen gar viel offen zu Tage liegt: so mußte auch die Zusammenstellung der alten und neuen Zeit in culturhistorischer Rücksicht, für den Komiker, zumal wenn er jene etwas idealer und diese etwas karrikirter zeichnete, eine reiche, ja fast unergründliche Fundgrube werden.

Die bisher angestellten Betrachtungen werden Sie schon selbst zu dem Schlusse berechtigen, daß ein Dichter der alten Komödie ein Parteimann sein mußte. Und das war denn auch Aristophanes, der einzige uns übrige aber auch berühmteste Dichter dieser Gattung, im höchsten Grade.

Seine 11 Stücke, welche von 54, die er geſchrieben, uns erhalten worden, ſind Gemälde einer feindlichen Geſinnung gegen die zügelloſe Demokratie und ihre unfähigen und unredlichen Leiter, ſo wie eines feſteingewurzelten Haſſes gegen die neue Bildung und deren Vertreter. Er ſtimmt, wo er nur kann, den Preis der alten Zeit an, z. B. Ritter v. 565—572. (überſ. v. Droyſen)

Preiſen will ich unſre Väter; ſie bewährten alle Zeit
Würdig ſich des Vaterlandes, würdig der Unſterblichkeit.
Denn zu Land in mancher Feldſchlacht, in den Schlachten der Trieren,
Ueberall und immer ſiegreich, ſchmückten ſie die Stadt mit Ehren;
Nimmermehr von ihnen einer, wenn ſie Feinde vor ſich ſahn,
Zählte ſie; der wackre Muth ſtets war der rechte Wehrmann;
Mocht' vielleicht beim Ringen einer auf den Arm geſunken ſein,
Ab den Staub ſich ſchüttelnd ſprach er: Nicht gefallen bin ich, nein!
Und von Neuem ward gerungen.

Wolken 1002—1008

Kraftſtrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Geſundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, ſchulphraſenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezauſ't mit Verläumdergebell in Bettelhallunkenproceſſen,
Nein, nein, in dem Hain Akademos wirſt du im friedlichen Schatten des Oelbaums
Luſtwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verſtändigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genüß, in der ſilbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Luſt, wenn ſich ſtill zuflüſtert Platane und Ulme.

Und weil eben für Athen die alte Zeit von den Perserkriegen an abwärts wirklich die bedeutendere und ehrwürdigere gewesen ist, so theilt der Leser unwillkührlich den strafenden Ernst, welchen der Dichter oft mitten zwischen den possenhaftesten Scenen hervorbrechen läßt, besonders aber in den sogenannten Parabasen, d. h. den nach Abschnitten der Handlung eingeschobenen längern Vorträgen des Chores, welcher der alten Komödie so gut wie der Tragödie eigen war.

Schon in der ersten Komödie, die er unter seinem Namen gegeben, den Acharnern aus dem Jahre 425, also 6 Jahre nach dem Anfang des peloponnesischen Krieges, ist ihm dieses wilde Getümmel herzlich verhaßt. Wenn er erst gewußt hätte, daß es von da an noch 21 Jahre fortdauern würde! Drei Stücke, die Acharner, der Friede und die Lysistrata haben den Zweck, den Frieden als das köstlichste Gut zur Beförderung des Familien- und Bürgerglücks aufs dringendste zu empfehlen. Ich will mich bei dem ersten dieser Stücke, den Acharnern, etwas aufhalten, um Sie gleich in die Manier und Architectur der aristophanischen Komödie durch ein Beispiel einzuführen. Die Scene stellt am Anfang den Versammlungsplatz in Athen vor, aber erst Ein Bürger ist da, Dikaiopolis, ein Mann vom Land; der ist nur einmal hergekommen, um vom Frieden zu reden, v. 27—39

— O Stadt! o Stadt! —
Ich selbst bin immer der erste zur Ekkleste;
Dann sitz' ich hier, und wenn ich so alleine bin,
So seufz' ich, gähn' ich, reck' und strecke mich, lüfte mich,

Kalkulire, juckt mich, ſchreib' in den Sand, langweile mich,
Schau' nach dem Land' hin, ſehne nach dem Frieden mich,
Verwünſche die Stadt, verlange nach meinem Gut hinaus,
Das nimmer lärmte: »Kohlen kauft! Kauft Kohlen! Oel!
Kauft Eſſig, kauft!« da gab es kein »Kauft kauft!« es wuchs
Da alles von ſelbſt, man kannte da Käufer und Keifer nicht.
Drum kam ich heut mit dem Vorſatz her, ohn' Weiteres
Zu toben, zwiſchen zu wettern, die Redner auszuſchmähn,
Wenn einer irgend was anderes, als vom Frieden ſpricht. —

Endlich eilen mit einander eine Menge Leute herbei und es geht die Verſammlung an. Geſandte, die die Athener an den Perſerkönig um Subſidiengelder nachzuſuchen geſchickt, werden vorgeführt, einer im Namen der andern macht einen pomphaften Bericht, wie ſie im vierten Jahr erſt an des großen Königs Hof angekommen, wie ſie dort aus goldnen und kryſtallnen Bechern getrunken und ganze gebratene Rinder vorgeſetzt erhalten hätten und Vögel, Täuſcher genannt, dreimal ſo dick als Kleonymus. Dikaiopolis kann ſich nicht enthalten ungläubige Zwiſchenbemerkungen zu machen. Und einen Geſandten, fährt der Berichterſtatter fort, brächten ſie auch mit, des Groß-Königs Auge, d. h. Miniſter, Lügenartabas. Nun wurden bekanntlich die Komödien wie die Tragödien in Masken geſpielt; und wenn eine in Athen bekannte Perſon aufs Theater gebracht wurde, ſo war die Maske Portrait, außerdem mußte ſie nebſt dem ganzen Coſtüm den Charakter der Rolle möglichſt komiſch verſinnlichen. Dieſes Lügenartabas Geſicht war alſo ein großes Auge und ſeine Tracht fantaſtiſch im orientaliſchen Geſchmack. Aber als Perſer kann er das Griechiſche nur radebrechen; Ausländer reden immer in

einem Kauderwelsch, Griechen in dem Dialect ihrer Landschaft, gewiß zum großen Ergötzen der Athener, wie es auch uns im Lustspiele Spaß macht, einen Engländer radebrechen oder einen Altbayern seine derben Laute hervorgurgeln zu hören. Die Versammlung aber vernahm seine Sprache nicht, und der Betrüger von atheniſchem Geſandten dolmetſchet ihnen das gerade Gegentheil von dem, was jener ſagt. Artabas hatte geſagt, ſie bekämen nichts, aber der Athener erklärt:

Nicht doch, von weiten Beuteln Goldes ſpricht der Mann.

Da wird es dem Dikaiopolis zu arg, v. 109—113

Was Beutel denn? Windbeutel und kein Ende du!
Geh' ab! ich will mir ihn ſelbſt verhören, ich allein!
Wohlan du, ſage deutlich mir, hieher gewandt,
Sonſt wird dir der Buckel wer weiß wie Sardiſch durchgeklaut;
Sprich, wird der große König Gold uns ſchicken? — Nun? —
(Lügenartabas ſchüttelt mit dem Kopf.)

Und während nun Artabas vor einen weiſen Rath geführt wird, macht Dikaiopolis kurzen Prozeß und ruft einen Mann her, Amphitheos, der ſich ſchon früher als Friedensſtifter angeboten hatte, aber von der Polizei als Bettler fortgejagt worden war, v. 130—133

Da haſt du von mir acht Drachmen, Freund! die nimm und geh'
Und mache mir mit Sparta Frieden, bloß für mich
Und meine Kinderchen und mein liebes Eheweib.
Schickt ihr Geſandte derweilen und ſperrt die Mäuler auf!

Hierauf erſcheint ein gewiſſer Theoros, den die Athener mit dem Auftrag, Hilfstruppen zu holen an den König Sitalkes von Thracien geſchickt hatten, und erzählt, wie

der König ungemein Athenerfreund sei, und »förmlich wie verliebt in euch, so daß er wohl an die Wände schrieb: Athener hold, Athener schön;« und sein Sohn, der Prinz, der sehne sich Würste mit ihnen zu essen am Trügefest. Der König habe ihm nun ein großes Hilfskorps gleich mitgegeben aus dem streitbarsten thrakischen Stamme der Odomanten; die würden um zwei Drachmen Sold ganz Böotien kurz und klein donnerwettern. Aber das saubere, natürlich möglichst schlecht costümirte Hilfscorps macht sich gleich ein Privatgeschäft und stiehlt dem Dikaiopolis seinen Knoblauch. Nun kann er es nicht mehr aushalten; er ruft: er habe einen Regentropfen verspürt, und es muß wegen des bösen Anzeichens die Versammlung vertagt werden. Da kommt der Mann, den Dikaiopolis um den Separatfrieden nach Sparta gesandt (um die Einhaltung von Zeit und Raum ist die alte Komödie überall unbekümmert) schon keuchend mit drei Fläschchen zurück. Es ist ihm auf der Rückreise schlecht gegangen. Denn daß er einen Frieden bringe v. 180 — 185.

Das witterte so ein Haufe betagter Acharniker,
Steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige
Griesgramme, Marathonsschläger, hagebüchne Kerl.
Drauf schrien sie alle auf einmal los: »du Schurke du!
Den Frieden holst du, und unsre Reben sind zerhaun!«

Acharnä war nämlich ein großer Marktflecken in Attika, dessen Bewohner, stämmige, kräftige Leute, meist Kohlenbrenner waren; die trugen gegen die Spartaner einen grimmigen Haß, weil diese ihnen bei ihren wiederholten Einfällen in Attika ihre Weinberge verwüstet hatten. In den

Fläſchchen bringt nun der Mann dreierlei Friedensproben, fünfjährigen, aber der riecht dem Dikaiopolis nach Pech und Schiffsrüſtung zu neuem Zug, zehnjährigen, der ihm auch nicht behagt; aber dreißigjährigen v. 196—202.

Der riecht — ja der — nach Nektar und Ambroſia,
Und nicht ſo nach »drei Tage Proviant gepackt!«
Und führt im Munde das ſüße Wort: »geh', wo du magſt!«
Den wähl' ich mir und ſpend' ihn mir und trink' ihn aus,
Und laſſe ſchönſtens deine Acharner Acharner ſein!
Nun frei des Krieg's und der Kriegsnöthen geh' ich heim
Auf's Land, und feire die ländlichen Dionyſien!

Darauf ſehen wir den Dikaiopolis auf ſeinem Landgut den Feſtzug ordnen, zur ländlichen Dionyſosfeier, als dem Inbegriff ländlicher Luſt. Die Acharner, die den Amphitheos bis auf die Bühne verfolgen und den Chor des Stücks bilden, erkennen daran, daß Dikaiopolis der Anſtifter des Separatfriedens iſt, und wollen ihn ſteinigen. Er vermag ſich nur durch den Einfall zu retten, daß er einen Kohlenkorb ergreift, das theuerſte Kleinod der kohlenbrennenden Acharner, und dieſen mit dem Schwerte zu vernichten droht, wenn ſie ihn nicht zu Wort kommen ließen. Dieſe ſchon an ſich ergötzliche Erfindung iſt, wie das ganze Benehmen des Dikaiopolis, noch obendrein eine Parodie eines Euripideiſchen Helden, des Telephus, der den kleinen Oreſt aus der Wiege riß, um ihn zu tödten, wenn Agamemnon ihm nicht Gehör gäbe. Der Kohlenkorb war ihrem Herzen ſo theuer, daß ſie dem Dikaiopolis erlaubten zu reden, zumal da er mit dem Kopf über dem Hackblock ſprechen will, um gleich geköpft zu werden, wenn er nicht recht be-

halte. Auch Telephus hatte unter denſelben Umſtänden zu den Athenern ſprechen müſſen, wie Dikaiopolis zu den Acharnern; und Ariſtophanes treibt daher die Parodie noch weiter. Dikaiopolis geht zum Euripides ins Haus, der im obern Stockwerk unter allerlei Lumpencoſtümen an einer Tragödie arbeitend ſichtbar wird. v. 410—479.

Dikaiopolis.

Euripides!

Euripides.

Du rufteſt?

Dikaiopolis.

Schafft in der Schwebe du
Statt zur ebnen Erde? Lahme machen mußt du da wohl!
Und wieder Lumpen trägſt du da aus der Tragödie,
Das Kleid des Erbarmens? Bettler machen mußt du da wohl!
Doch ich beſchwöre bei deinen Knien, Euripides,
Dich, nur ein Lümpchen gieb mir aus dem Trauerſpiel;
Denn ich hab' 'ne lange Rede zu halten vor unſerm Chor,
Und red' ich ſchlecht, ſo iſt's um meinen Hals geſchehn!

Euripides.

Sprich, welches Elend denn? dieß etwa, darinnen ich
Den armen alten Mann, den Oineus ließ im Stich?

Dikaiopolis.

Nicht das des Oineus; viel erbärmlicher war es noch!

Euripides.

Den blinden Phönix hier?

Dikaiopolis.

Nein; Nein! den Phönix nicht!
Ein anderer, viel erbärmlicherer, als Phönix war's!

Euripides.

Auf welches Fetzcoſtüm des Mannes Wunſch nur geht!
Ja meinſt du das vielleicht vom bettelnden Philoktet?

Dikaiopolis.

Nein, nein! ein viel bettelhafterer war's, als der!

Euripides.

So wünſcheſt du gewiß das kothbeſchmutzte Gewand,
Drin mein Bellerophon, der hinkende, zieht durch's Land!

Dikaiopolis.

Bellerophon nicht — der aber, den ich meine, war
Das alles auch, lahm, Bettler, Schwätzer, Zungenheld!

Euripides.

Nun weiß ich — Telephos, der Myser!

Dikaiopolis.

Ja, Telephos!
Von diesem gieb, ich beschör' dich, mir den gestickten Rock!

Euripides.

Bursch, hol' ihm Telephos gesammtes Lumpencostüm!
Es liegt da oben bei Thyestens Lumpenthum,
Ja dort, da unterhalb der blassen Ino!

Kephisophon.

Hier!

Dikaiopolis.

»Du, Zeus, der Alles schau'st, durchschauest überall!«
Mich nun zu kleiden als den allererbärmlichsten!
Euripides, dieweil du mir dieß zu Liebe thust,
So gieb mir auch das Andre, was zu den Lumpen gehört,
Das filzige Hütchen auf den Kopf, das Mysische;
»Denn scheinen muß ich heut ein bettelarmer Wicht,
Und sein zwar wer ich bin, doch so erscheinen nicht.«
Auch sollen die Herrn Zuschauer wissen, wer ich bin,
Die Choristen aber wie die Tölpelgänse stehn,
Damit ich sie recht mit Phrasen nasenstübern kann!

Euripides.

Nimm hin den Filz, du webst fein Netz zu deinem Plan!

Dikaiopolis.

»Des Himmels Segen dir, doch deinem Telephos —«
Vortrefflich! seh wie ich durch und durch schon Phrase bin!
Indessen bitt' ich noch den Bettelstab mir aus!

Euripides.

Nimm hin und walle Thors Felsquaderbau hinaus!

Dikaiopolis.

»O Herz, du siehst, wie man des Hauses mich verstößt«
Bedürftigen manches Dings wohl noch! Wohlan so sei
Zudringlich, heischend, unverschämt! Euripides,
Gieb mir das Körbchen, durchgebrannt vom Lampenlicht!

Euripides.

Was haſt du arger Thor noch des Geflechtes Noth?

Dikaiopolis.

Noth freilich weiter nicht, nur haben möcht ich's doch!

Euripides.

Höchſt läſtig biſt du mir! Und wandre nun fürbaß!

Dikaiopolis.

Ach!
Des Himmels Segen dir, wie deiner Mutter einſt!

Euripides.

Nun denn von hinnen mir!

Dikaiopolis,

Nein eins noch gieb mir erſt,
Das Becherleinchen noch mit ausgebrochnem Rand!

Euripides.

Zum Henker nimms! du biſt ein Fluch für dieſes Haus!

Dikaiopolis,

Beim Himmel! du weißt nicht, wie du ſo oft auch uns gequält!
Doch herzensſüßer Euripides, dieß Eine noch,
Gieb mir den Scherben mit dem Schwamm zu wiſchen drin!

Euripides.

Menſch, Menſch, entreißen willſt du mir mein Trauerſpiel!
Nimm hin, und geh fürbaß!

Dikaiopolis.

Ja, ja, ich geh' — und doch
Was fang' ich an? noch fehlt mir eins; bekomm' ich's nicht,
So geht's mir ſchlecht! Vernimm, o Herz-Euripides,
Das Eine noch — und ich geh' und kehre nimmermehr;
In das Körbchen gieb mir nur ein Bischen Grünes noch!

Euripides.

Du bringſt mich um! da nimm's! dahin nun, Muſenkunſt!

Dikaiopolis.

Nein, nicht ſo! nein, ich geh' — zu läſtig ward ich ſchon.
O weh mir! weh mir! ſterben muß ich! ich vergaß
Das Eine, Höchſte, drin mein Wohl und Wehe ruht!
Euripelchen, Herzensliebſterchen, Zuckerſüßerchen!
Auf ewig will ich verdammt ſein, wenn das Geringſte noch
Ich bitte außer dem Einen, dem einen Einzigen;

O gieb mir Kerbel aus der Mutter Verlassenschaft!
Euripides.
Der Mensch beleidiget! schleußt Hauses Zwilingshof!

Er legt nun als Telephus verkleidet den Kopf auf den Block, und leidet, die Schuld von den Spartanern wälzend, den ganzen peloponnesischen Krieg von einer elenden Privatgeschichte der Aspasia her, der zu Gefallen Perikles, der Olympier, jähen Zorns entbrannt, mit Blitz und Donner erschütterte wild das Hellenerland. Wie Dikaiopolis aber doch nichts Rechtes ausrichtet, die Acharner vielmehr Lamachus, den Feldherrn, zu Hilfe rufen, welcher pathetisch hervortritt mit Schild und Helmbusch vom Großthugöckelhahn, wie spottend Dikaiopolis bemerkt, da redet er zu ihnen ein überzeugend Wort, was denn eigentlich sie vom Kriege hätten, wo alle die grauen Männer wie sie gemeine Soldaten blieben, und junge Prahlhänse Gesandte und Feldherren würden. Die Acharner überzeugen sich, und zürnend und drohend entfernt sich Lamachus.

Hier wo in der Handlung ein Ruhepunkt eintritt, folgt nun die Parabase, welche theilweise vom Chorführer gesprochen theils vom ganzen Chore gesungen ward, und theils Rechtfertigung oder Empfehlung des Dichters, theils Tadel über verschiedene Gebrechen des Staats oder Spott über einzelne Personen untermischt mit kleinern Liedchen zum Lobe der Götter zu enthalten pflegte.

Auf die Parabasen, deren in einem Stück mehrere vorkommen können, hat Aristophanes sehr großen Fleiß ver-

wandt, und ich will Ihnen zur nähern Kenntnißnahme aus der vorliegenden folgende Stelle v. 676—692 mittheilen:

Wir, die hochbetagten Greiſe, ernſtlich tadeln wir die Stadt;
Nicht wie das, was wir im Seekrieg Großes gethan, verdienet hat,
Hegt und pflegt man unſer Alter; nein, wir leiden bitterſchwer;
Denn ihr verſtrickt uns alte Männer in Proceſſe kreuz und quer,
Gebt den jungen Rednerbürſchchen uns zum Hohngelächter her,
Uns verlebt ſchon und verſtummt, gleich alten Flöten abgenützt,
Denen ſtatt des Horts Poſeidon nun der Stab iſt, der ſie ſtützt.
Und vor Alter ſchwach nur murmelnd ſtehen wir am Rednerſtein,
Sehen nichts als nur des Rechts Verdreherein, Verdunkelein,
Doch das Bürſchchen Staates-Anwalt, eifrig ſeinem Vortheil nach,
Greifet an und trifft mit gewählten, feinen Worten Schlag auf Schlag,
Kreuzt die Fragen, ſchneuzt die Antwort, ſtellet Fallen allerhanden,
Närrt und zerrt den armen Tithonos, macht ſo mürb' ihn und zu Schanden.
Und der Alte zuckt mit den Lippen, geht nach Haus verdammt zur Buße;
Und da ſchluchzt und weint er, ſagt den Seinen dann mit traurigem Gruße:
»Was ich mir erſpart zum Sarge, zahlen muß ich's nun als Buße!«

Die Anlage der ariſtophaniſchen Komödien iſt nicht wie die der neuen auf eine Intrigue geſtützt, welche die Aufmerkſamkeit ſpannen und durch immer neue Verwicklungen erhalten ſoll, bis am Ende alles zur Befriedigung der Zuſchauer ſich auflöſt. Den kaum geſchürzten Knoten löſt der Dichter vielmehr meiſt ſchon in der Mitte und thut dann nichts weiter als nach dem Gelingen des ſeltſamen Einfalls, der dem Stücke zu Grunde liegt, die luſtigſten

Folgen daraus den Augen der Zuſchauer vorführen. Wollte man alſo der Komödie des Ariſtophanes die innere Einheit abſprechen, ſo wäre man nach unſern Begriffen von dramatiſcher Einheit recht wohl befugt dazu. Aber wer heißt uns alles mit Einem Maßſtabe meſſen? wer heißt uns jene luftig tanzenden Spiele in die Schnürſtiefel unſrer Kunſtkritik einzwängen? Die innere Einheit der Handlung kannten die Alten ſo gut wie wir und haben ſie uns vorerklärt als Regel für das Trauerſpiel, nimmermehr aber für die freier herumſpringende alte Komödie. Der Dichter zieht alſo nunmehr aus ſeinem närriſchen Separatfrieden für eine einzige Familie practiſche Conſequenzen. In welche Vortheile oder Nachtheile mußte der kluge Dikaiopolis kommen in ſeiner ländlichen Ruhe, während alles umher von Kriegslärm erſchallt?

Er eröffnet vor allen Dingen einen Markt für die griechiſchen Stämme, mit denen Handel zu treiben in Athen des Krieges wegen verboten war. Erſt erſcheint ein Mann aus dem armen Megara (und die nun auftretenden Perſonen reden alle in ihrem Landesdialect); der hat ſeine zwei Töchterchen als Schweinchen herausgeputzt, was ſich in Griechenland des Wortes wegen beſſer machte als in Deutſchland, und viele ſpaßige Anſpielungen veranlaßt, und ſie an Dikaiopolis als ſolche verkauft, um ſie von dem Hungertode zu retten; den Sykophanten, d. h. Denuncianten, der ihn anzeigen will, jagt Dikaiopolis mit ſeiner Peitſche, die er ſeinen Marktmeiſter nennt, davon; darauf verkauft dem Dikaiopolis ein Böotier eine Menge Wildpret, Ge-

flügel und einen sehr geschätzten Aal vom Copaischen See, und weil er als Tauschwaare etwas mitnehmen will, was es bei ihnen nicht gibt, packt ihm Dikaiopolis wohleingewickelt einen andern Sykophanten auf, läßt aber darauf dem schlachtenkühnen, gewaltigen Lamachus, dem »das Haupt des Helms dreimähnig schattiger Schmuck umweht,« nichts ab von seinem kostbaren Fische. Er will die Segnungen seines Friedens allein genießen, allein in Vollauf leben am Kannenfest. Unbarmherzig jagt er den Landmann davon, dem einfallende Böotier seine Rinder fortgeschleppt, und giebt ihm nicht ein einzig Tröpfchen von seinem Frieden; nur einer Brautjungfer gießt er, weil die Braut ihn bitten läßt, ein wenig in ihr Gläschen, damit der Bräutigam heut an seinem Hochzeittag nicht im Lager übernachten muß. Am allerdeutlichsten aber malt uns der Dichter den Contrast von Krieg und Frieden in den Schlußscenen. Was der Landmann schon verkündete, hat sich bestätigt: die Böotier sind am fröhlichen Kannenfeste ins Land gefallen. Lamachus muß trotz dem treibenden Schnee, das verkündet ihm ein eilender Bote, in den Krieg ziehen, aber den Dikaiopolis ladet ein andrer zu einem Pikenik beim Priester des Bacchus; beide rüsten sich nun einander gegenüber, und Dikaiopolis persifflirt immer den Feldherrn 1097—1100 u. s. w.

L. Mein Junge, bringe meinen Tornister mir heraus!
D. Mein Junge, bringe meinen Speisekorb heraus!
L. Bring' auch das Sparsalz, Junge; auch von den Zwiebeln nimm!
D. Für mich den Salzfisch; denn bei den Zwiebeln wird mir schlimm!

Beide gehen nach verſchiedenen Seiten ab, jeder zu ſeinem Werke. Aber dem Lamachus bekommts ſchlecht. Ein Bote kommt gelaufen. v. 1174—1189.

O Diener, die ihr im Hauſe ſeid des Lamachos,
Warm Waſſer! Waſſer ſchnell in Töpfen warm gemacht!
Charpie gezupft! Heftpflaſter ſchnell, o ſchnell geſchmiert!
Baumwollenwatte, Bandagen für den Knöchel her!
's hat unſer Held ſich verwundet an einem Grabenpfahl!
Da er über den Graben ſetzte, zerbrach er das Fußgelenk
Und fiel mit dem Kopf auf einen Stein und zerſchlug ſich den;
Und auch die Gorgo ſprang aus ſeinem Schild heraus.
Und ach das Großthuwetterhahnsgefieder ſank
Zerſchmettert auf die Felſen hin, und jammerte:
»O Tages-Auge, dich ſchau' ich nun zum letzten Mal,
Verlaſſe meines Lebens Licht, bin fürder nichts!«
Mit ſolchen Worten in den Kanal hinabgeſtürzt,
Erhebt er ſich wieder, hält zurück die Flüchtenden,
Jagt fort die Plünderer, ſchleudert ihnen nach den Speer.
Da iſt er ſelber! Geht und öffnet ihm die Thür!

So wird nun Lamachus jammernd hereingetragen, zugleich aber ſieht man im Innern eines Hauſes den Dikaiopolis mit ſchmucken Dirnen ſcherzen als Eroberer des Weinſchlauchs, und ſein Jubel correſpondirt in ähnlicher Weiſe wie oben mit des Lamachus Klagen. —

Eine noch tiefere Sehnſucht nach dem Ende des Kriegs malt der Dichter in dem Stücke, welches den Namen Frieden führt; was in den Acharnern das Verlangen eines Mannes war, ſteigert ſich hier zu dem des ganzen Volkes; und als es dem Trigäus, der auf einem Miſtkäfer in den Himmel geritten, und den vereinten Bemühungen des Chores gelungen iſt, trotz den Drohungen des Kriegsgottes, der alle griechiſchen Städte in einem Mörſer zerſtoßen will,

aber keine Mörserkeule mehr hat, weil der Athener Kleon und der Spartaner Brasidas todt sind — als es trotz diesen Drohungen gelungen ist, die in einen Abgrund versenkte Friedensgöttin an einem Seile heraufzuziehen, da stimmt der Chor eine tiefempfundene Parabase an, von der ich Ihnen einen Theil vorlesen will, damit Sie sehen, welch idyllisches Talent unserm Dichter inwohnt, der überhaupt die Sprache so sehr in der Gewalt hat, daß er bald erhaben, bald schwärmend, bald tändelnd, bald burlesk und possenreißerisch, wie es ihm gerade beliebt, das genialste Potpourri an unsern Ohren vorüberziehen läßt. In jener Parabase singt der Chor also: v. 1110—1156.

Ich bin froh, herzensfroh,
Des schweren Helms frei zu sein,
Des Käs' und Brod's, Haferschrot's.
Der Krieg ist nicht mein Geschmack;
Beim Kamin nachthinein,
Freundchen rechts, Freundchen links,
Froh beim Wein auf zu sein,
Nachgeschürt dann und wann
Noch ein Stückchen trocken Holz,
Sommers gut ausgenäßt,
Und im Feu'r Kastanien schwärzend,
Und ein Thrakisch Mädel herzend,
Wenn zu Bett mein Ehekreuz!
Nichts behaglicher in der Welt, als wenn die Saat im Boden liegt,
Und der liebe Gott begießt sie, und ein Nachbar also spricht:
Sag' mir, was beginnen wir derweilen, Nachbar Feldermann?
Macht's doch recht der liebe Gott so, daß man Eins drauf trinken kann!
Also, Frauchen, heute setz' drei Metzen junge Schoten auf,
Rühre dichtig Kuchenmehl ein, Feigenschnittchen lege drauf;
Syre, rufe dann den Manes auch nur aus dem Feld herein;
Denn es ist für heut nicht möglich, abzublatten unsern Wein,
Noch zu überharken; sinkt man doch bis an das Knie hinein!
— Holt von mir zu Hauf' die Taube und die zwei gebratnen Spatzen;

Auch die vier Stück Hasenbraten war da, und ein Frischmilch-Satzen,
Wenn mir Abends drüber her da nicht gekommen sind die Katzen;
Denn ich hörte, weiß der Himmel, was da poltern und da kratzen!
Drei davon bring', hörst Du, uns her, laß' den Vater eins verzehren,
Fordr' in Aischinades Garten einen Myrrhenzweig mit Beeren,
Und ersuch' Freund Charinades, heute möcht' er uns beehren
Und mit uns ein Schöppchen leeren,
Uns zur Lust, dem Gott zu Ehren,
Der der Saat so gnädig ist.
Wenn die Heuschrecke dann
Im Felde zirpt holden Sang,
Dann schau' ich wohl frohen Sinns
Den Lemnerwein reihhinab,
Ob er bald reifen wird,
(Früh ja reift dieß Gewächs.)
Seh' die Frühfeige auch
Schwellen schon, sich röthen schon;
Aber ist sie erst gereift
Kost' ich sie, ess' ich sie,
Sing dabei: o liebe Horen!
Setze drauf dann einen Mohren,
Fühle mich wie neugeboren,
Werd' so Sommers dick und fett.

Dieser Schilderung stelle ich, blos um eine Probe zu geben von der Tiefe, mit der er der Natur lauscht, eine Stelle aus den Vögeln auf die Nachtigal, zur Seite. v. 211—225.

Süß Weibchen, auf! auf! und verscheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süß hinströmt dein seliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnsucht hell wehklagst
Aus tiefster Brust!
Von der säuselnden Linde Gezweig steigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,
Wo der goldenumlockte Apoll dein lauscht,
Und zu deinem Gesang in die Lyra greift,
Und zu deinem Gesang den umwandelnden Chor
Der Unsterblichen führt;

Und es wehl von der Lippe der Himmlischen dir
Mittrauernd mit dir,
Der Götter selige Wehmuth!

Kleon, der im Frieden die Mörserkeule genannt wird, stand an der Spitze der demokratischen Kriegspartei, ein Gerber und gewaltthätiger Schreier, welcher sich durch Gefangennehmung der auf Sphakteria eingeschlossenen Spartaner noch größere Popularität als schon vorher durch klugberechnetes Bekämpfen und Unterdrücken der Aristokraten unter dem Volke erworben hatte, und seit des Perikles Tode der erste Mann im Staate war. Gegen diesen Danton der Athener richtete Aristophanes seine Ritter. Wenn man bedenkt, daß Kleon gerade damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, als dieses heftigste aller aristophanischen Stücke gedichtet wurde, so weiß man nicht, ob man mehr die Keckheit des Dichters bewundern soll, der es wagte, in dieser Weise den einflußreichsten Mann im Staate anzugreifen; oder die unbeschränkte Freiheit, welche die Rede in Athen genoß; oder den Muth der Kampfrichter, welche dieser Komödie den ersten Preis ertheilten, zu der kein Maskenmacher sich getraut die Maske des Kleon anzufertigen; oder endlich den Leichtsinn des Volkes, bei welchem Kleon nach wie vor in der nämlichen Gunst stand. Die Komödie hatte das Recht der Hofnarren, sie durfte reden was sie wollte, man amüsirte sich, steckte die Wahrheiten, welche sie sagte, ein, wie werthlose Rechenpfennige, und kehrte unbelehrt und unbekehrt ins Leben zurück. Im Vergleich mit der Sprache, welche Aristophanes in den Rit-

tern gegen Kleon führt, ſind die ſtärkſten Herweghiaden und politiſch-poetiſchen Capuzinaden des literariſchen Comptoirs in Zürich und Winterthur wie die Schläge eines Kindes zu denen eines Rieſen. Und in welch heilloſer Geſtalt zeichnet er das Volk ſelbſt darin ab, das er doch mit ſeinem Spiele ergötzen wollte! Aber freilich dieſes beſtand aus vielen Köpfen, von denen jeder einzelne bei ſich ſelbſt denken konnte: So ſind die Andern, aber ich nicht. Wir lachen ja auch von Herzen, wenn Jemand gute Witze über den deutſchen Michel macht, und überlegen nicht, daß auch wir Fleiſch von ſeinem Fleiſche ſind. So eine Art Michel iſt denn auch der alte Herr Volk, den Ariſtophanes in den Rittern als Perſon leibhaftig auf die Bühne bringt. Der hat ſich einen paphlagoniſchen Sclaven gekauft, einen Gerber von Profeſſion, eben den Kleon, den abgefeimteſten, hinterliſtigſten Kerl von der Welt. Der merkte des Alten Art gar bald ſich ab; er drängte ſich auf, er ſchlich ſich ein, dienſteiferte, heuchelte, ſchmeichelte, hinterging und fing ihn, und drückte nun aufs jämmerlichſte ſeine beiden Mitſclaven, die Feldherren Nicias und Demoſthenes. Dieſe, ſeinen Sturz vorzubereiten, ſtehlen ihm, während er im Hauſe ſchnarcht, eines ſeiner Orakel; darin ſteht nun deutlich ſein Untergang geſchrieben. Denn es heißt in dieſem Orakel: v. 129 u. ſ. w.

»Es wird zum Erſten hier ein Hedehändler ſein,
»Der wird zum Erſten walten über dieſe Stadt!
»Nach dieſem Erſten wird ein Schaafviehhändler ſein,
»Wird mächtig ſein im Lande, bis ein andrer kommt,
»Mehr Schuft wie er; zu Grunde geht er alſobald.

»Denn es kömmt ein Lederhändler« — der Klaſſagonier —
»Ein Dieb, ein Großmaul, ein Orkan, ſobald er ſchreit!«

Dieſen nun muß ein Wurſthändler ſtürzen, denn im Orakel heißt es weiter v. 197—201.

»Doch wenn der ſchnabelgekrümmte, der lederne Aar mit den Fängen
»Alſo den Drachen erpackt, den einfaltspinſlichen Blutſchlund,
»Dann geht ſchmählich zu Grund Paphlagonern die Knoblauchſauce;
»Aber dem Dickdarmhändler gewährt viel Ruhmes die Gottheit,
»So er nicht daß achtet, hinfort noch Wurſt zu verkaufen«

Daß dieſe Worte ſich auf den Kleon und den Wurſthändler beziehen, beweiſt der eine Diener durch folgende Combination: v. 202—210.

Wie aber bezieht auf mich ſich das? belehre mich!
Der lederne Aar iſt eben der Paphlagonier.
Was heißt denn aber ſchnabelgekrümmt?
Das heißt ſo viel,
Als daß er mit krummen Fingern immer ſtiehlt und raubt.
Dann ferner, wozu der Drache?
Das iſt ſonnenklar:
Lang iſt der Drache, und die Wurſt iſt wieder lang;
Blutſchlund, das iſt der Drache, Blutwurſt manche Wurſt.
Der Drache, ſagt das Orakel, wird den Lederaar
Demnächſt bezwingen, wenn er ſich nicht beſchwatzen läßt.

Während die beiden Sclaven ſich berathen, geht ein Wurſthändler vorüber mit ſeiner Wurſtbank, und wie ſie ihm gratuliren als dem Fürſten der hochgeprieſenen Stadt Athen, der als Selbſtherrſcher den Rath mit Füßen treten und die Feldherren züchtigen darf, hält er ſich erſt für verſpottet, und ſieht trotz ihrer Verſicherung von der Wahr-

heit der Sache nicht ein, wie aus ihm, einem Wurſthändler, dem die Schulkenntniſſe ganz und gar fehlen, noch ein großer Mann werden ſoll; allein gerade dieß iſts ja, verſichert ihm der Sclave, was ihn zur Staatsverwaltung befähigt. Daß das Orakel zutrifft, ſieht er nun freilich ein; aber wie ſoll er es machen, um des Volkes Führer zu ſein? Antwort: v. 213—219.

O Kleinigkeit: daſſelbe thuſt du, was bisher:
Durcheinander rührſt du und hackſt wie Hachée und ſtopfſt wie Wurſt
Die Demokratie, und machſt dir das Volk mit ſüßem Guß
Von küchenmeiſterlichem Geſchwätze mundgerecht;
Das übrige Demagogenweſen haſt du ja,
Hundsföttiſche Stimme, ſchofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz, Alles haſt du, was man zur Staatsverwaltung braucht.

Dabei werden die Ritter ihm helfen, welche in unſrer Komödie den Chor bilden. Aber wie ſoll er ihn denn beſiegen? Antwort: Durch noch größere Unverſchämtheit. Als daher der Paphlagonier ſchreiend und lärmend herauskommt, ſchreit und ſchimpft der Wurſthändler, vom Chor unterſtützt noch ärger; das dauert eine gute Weile, und muß den Athenern, beſonders der vielen Anſpielungen wegen, ein herrlicher Ohrenſchmaus geweſen ſein, bis zuletzt der Paphlagonier erzürnt ſich entfernt mit der Drohung in den Rath zu gehen und alle Anweſenden als Verſchworene zu denunciren, und der Wurſthändler ihm nacheilt. Beide edle Männer wiſſen ſich beim Rathe beliebt zu machen, und der Wettkampf wird fortgeſetzt vor den Augen des alten Herrn Volk ſelbſt, welchen ihr Schreien aus dem Hauſe

ruft. Dieſer will denn auch Schiedsrichter ſein, und beſcheidet ſie auf die Pnyx, den Verſammlungsplatz. Da wird dem Wurſthändler Angſt, er ruft aus: v. 752—755.

O weh mir Armen! ach, es iſt nun aus mit mir!
In ſeinem Hauſ' iſt freilich der Alte ganz geſcheut;
Doch ſitzt er dort erſt auf den Steinen, ſo ſperrt er das Maul
Weit auf, als ſollten gebratne Tauben hinein ihm ziehn!

Beide beeifern ſich nun dem Herrn Volk Wohlthaten zu erweiſen. Der Wurſthändler ſchiebt ihm ein Polſter unter, daß ſich der nicht drückt, der bei Salamis mit war, gibt ihm Schuhe und einen Rock und gewinnt ſo des Alten volle Liebe, ſo daß er des Paphlagoniers ſpäter gereichten Mantel gar nicht mehr mag, weil er nach der Gerberei riecht; und der Wurſthändler iſt noch ſo boshaft zu behaupten, jener hätte den alten Herrn beim Ueberwerfen damit erſticken wollen. Der Paphlagonier wird abgeſetzt, trotz ſeinen Orakeln, mit denen er Herrn Volk beſchwatzen will, trotz ſeinen Leibgerichten, die er ihm auftiſcht; denn der Wurſthändler bringt immer beſſere Weiſſagungen, ſchmackhaftere Biſſen; verzweifelnd läßt ſich nach abgelegtem Kranze der Paphlagonier mit der Theatermaſchine ins Haus ſchieben, und der durch den Wurſthändler wieder verjüngte Alte ſchämt ſich ſeiner frühern Tölpelhaftigkeit, und will hinfort leben wie in der ſchönen marathoniſchen Zeit, der Paphlagonier aber wird dazu verurtheilt, Würſte zu verkaufen und mit Gaſſendirnen und Badern herumzuſchreien.

Zwei Inſtitute waren es, in welche die Democratie ihren Hauptwerth ſetzte, die Volksverſammlung als geſetz-

gebende Macht, und die öffentliche Gerichtsbarkeit. Aus dem ganzen Volk wurden jährlich 6000 Richter gelost, ohngefähr 1/3 der Bürgerschaft, und in Schaaren von 500 in die verschiednen Gerichtshöfe vertheilt, und diese bezogen, wenn sie den Richtercollegien beiwohnten, einen täglichen Sold von 3 Obolen. Die Geringfügigkeit dieses Einkommens (ein Obolos ist etwas über 10 Pfennige) verdrängte die wohlhabenden Bürger von selbst vom Richteramte, und die ärmern hatten in ihm doch einen sichern und dabei höchst anständigen Erwerbsquell. Besonders älteren Personen dieser Klasse war das Rechtsprechen eine willkommene Beschäftigung; jüngere nahm Krieg oder Geschäft mehr in Anspruch, ältere aber konnten sich durch ihren Richtersold eine unabhängige Existenz erhalten und im Bewußtsein ihrer Macht glücklich fühlen, die sie nur zu oft durch Verurtheilung reicher Aristokraten geltend machten. Diese aufs Richten erpichten und versessenen Leute gibt Aristophanes in seinen Wespen unerbittlichem Gespötte preis. Der alte Philokleon, welcher an dem partiellen Wahnsinn leidet immer richten zu wollen, wird auf Geheiß seines Sohnes Bdelykleon in einem Gewahrsam von zwei Sclaven bewacht. Vergebens sucht er durchzukommen, erst durch den Schornstein, dann indem er sich unten am Bauch eines Esels anhängt, wie einst Ulysses bei Polyphem an dem eines Widders, endlich unter dem Dache hervor; vergebens will ihn der in aller Frühe mit Laternen ankommende Chor mit Wespenstacheln bekleideter Richter, welcher glaubt, er schlafe noch, durch Singen

alter Lieder munter machen. Er müht sich, an einem Seile herabzufahren, der Sohn läßt ihn zum großen Zorne des Chors wieder hinaufziehen, wie er halb unten ist. Und doch ists kein böser Sohn: er will ja den alten Vater mit Speise und Trank, mit warmer Kleidung und aller Bequemlichkeit versehen, nur soll er zu Hause bleiben, soll sich pflegen in seinen alten Tagen, und nicht im abgeriebenen Mantel Tage lang in winterlicher Kälte unter freiem Himmel zubringen. Den anfangs erzürnten Chor überzeugt er wohl, so daß dieser den Alten glücklich preist, wenn er aller Mühen des Gerichtsstandes überhoben, ein zufriedenes Alter genießen könne, Philokleon selbst aber hat wohl auch Wohlgefallen an den versprochnen Genüssen, allein die Bedingung, unter welcher sie ihm geboten werden, nämlich das Richten aufzugeben, setzt ihn in die leidenschaftlichste Aufregung, ja in eine Art Delirium; so daß er ausruft: v. 950—959.

Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Nur — Kennst du das Land —? dahin möcht' ich ziehn,
Wo der Herold ruft:
»Wer gestimmt nicht hat, steh auf, tret' her!«
Und träte dann hin zu der Urne des Spruchs,
Würf' ein mein Steinchen, bedächtig, zuletzt —!
Auf, Herz! frisch auf —! o wo weilst du, Herz —?
O laß mich, du Jammernde —! Donner und Blitz,
Nicht mag im Gerichte mir Kleon selbst
Als Betrüger sich lassen ertappen!

Erst dann verzichtet er auf sein Gerichtsleben, als der Sohn ihm den Vorschlag macht, ihm ein Privatgericht im Hause anzuordnen. Er schreitet auch alsbald ans Werk:

da ſoll er am warmen Kamin über die Hausgenoſſen richten können nach ſeiner Bequemlichkeit und dabei ſeine gute Taſſe Fleiſchbrühe ſchlürfen im commoden Schlafrock.

Sogleich wird der Anfang gemacht mit einem Prozeſſe zweier Hunde, der ſehr ergötzlich zu leſen iſt, und es für die Zeitgenoſſen noch in höherm Grade ſein mußte, da der beklagte Hund Labes, der beſchuldigt wird einen ſiciliſchen Käſe geſtohlen und dem Kläger nichts davon gegeben zu haben, den Feldherrn Laches bezeichnet und der Kläger den Kleon.

Nachdem der Sohn dem Vater auf dieſe Weiſe das Richten abgewöhnt, ſucht er ihn immer mehr zu moderniſiren, er zieht ihm modiſche Kleider an: einen perſiſchen Mantel und laconiſche Schuhe; er lehrt ihn ſich faſſionabel betragen, und führt ihn in gute Geſellſchaft zu einem Pikenik. Hatte der Alte aber vorher nur mit Widerſtreben die Gewohnheiten ſeines Alters aufgegeben, ſo thut er nun ohne Maß jugendlich, er betrinkt ſich und inſultirt alle Leute, hübſcht mit einer Flötenbläſerin, wirft dem Brodmädchen den Korb herunter und will nichts bezahlen für die zerbrochenen Wecken, und ſtellt in ſeiner jugendlichen Verwandlung carricaturmäßig die übermüthig ſich dem Geſetz entſchlagende atheniſche Jugend dar. —

Dieſe atheniſche Jugend muß in der That ziemlich burſchikos gelebt haben. Der junge Phidippides in den Wolken wird von ſeinem alten Vater Strepſiades, den er durch ſein chevalereskes Leben tief in Schulden gebracht hat, geſchildert, wie er langes Haar trage, reite, fahre

und von nichts als Pferden träume. Leider hat jener, vorher ein begüterter Landmann, eine vornehme Frau aus der Stadt genommen, von dem alten Geschlechte der Alkmäoniden, die hat dem Burschen das Vornehmthun in den Kopf gesetzt, und der Alte muß obendrein mit beiden noch gar säuberlich umgehen. Aber wie soll er seine Schulden bezahlen? Diese Angst raubt ihm die Nachtruhe. Doch halt! Da drüben ist eine Denkanstalt; die Herren besitzen die Künste aus dem Recht Unrecht und aus dem Unrecht Recht zu machen; von diesen zwei Künsten will er seinem Sohne die zweite lehren lassen, und wenn dann die Gläubiger klagen, so muß der Sohn als des Vaters Advocat auftreten und keiner erhält einen Obolus. Und wer ist nun der Besitzer dieser Denkanstalt? Socrates.

Sokrates hat sich durch den Ernst der Forschung, mit welchem er die Edelsten der atheniſchen Jugend an sich zog, so wie durch die tiefwissenschaftliche Anregung, welche auf die begabtesten seiner Schüler, und durch sie auf Jahrtausende wirkte, einen welthistorischen Namen erworben, und der großartige Sinn, mit welchem er in den Tod ging, hat ihn schon kurz nach seinem Hingang zu einem Märtyrer und Heiligen gestempelt. Darum hat Aristophanes durch diese Komödie seinem eigenen Charakter in den Augen der meisten warmen Verehrer des griechischen Weisen ungemein geschadet. Wer wollte es auch rechtfertigen, daß er den bescheidenen ächten Philosophen in eine Klasse zusammenwirft mit der Scheinweisheit prunkender Sophisten, welche dieser überall aufs nachdrücklichste

und wirkſamſte bekämpft hat, und ihn zum Lehrmeiſter gerade derjenigen Künſte macht, die zu verdrängen ſich Socrates zur Lebensaufgabe ſetzte? War es Privathaß? War es Unkenntniß der Philoſophie dieſes großen Mannes? War es die Sucht, auch das Edelſte und Höchſte herabzuziehen und zum Gegenſtande gemeinen Spottes zu machen? Daß Socrates ſelbſt die Angriffe des Ariſtophanes nicht ſo hoch angeſchlagen, beweiſt ſchon der Umſtand, daß er der Aufführung dieſer Komödie perſönlich beiwohnte und ſich von ſeinem Sitze erhob, damit die lachenden Zuſchauer ihn beſſer ſehen könnten. Daß Privathaß von Ariſtophanes fern geweſen, geht ſelbſt aus dem Gaſtmale des Plato hervor, in welchem der launige Dichter an der von Socrates geleiteten Unterredung über die Liebe in ergötzlicher Weiſe Theil nimmt. Und könnte man es ihm ſo ſehr verargen, wenn er über des Socrates neue Weisheit nicht im Klaren geweſen wäre, da ja unter uns Deutſchen, die wir uns von Haus aus der Gründlichkeit und des philoſophiſchen Geiſtes rühmen, Alt und Jung über alte und junge Hegelianer, über alten und neuen Schelling keck zu reden wagt, ohne in die Lehren dieſer Denker tiefer eingeweiht zu ſein als Ariſtophanes in den Wolken in die Philoſophie des Socrates? Wer von uns ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ihn. Die lachluſtigen Athener ſelbſt nahmen das Urtheil eines Komikers nicht ſo genau, und wer etwa gar dem Dichter einen Theil der Schuld an Socrates Tode zuwälzen wollte, der möge bedenken, daß unſer Stück volle 23 Jahre vor dieſer Kata-

ſtrophe zur Aufführung kam. Pure Spottluſt hat ihn aber auch nicht beſtimmt. Sondern: er war ein Feind der neuen Bildung, ein Anhänger und Verehrer der alten Marathonkämpfer; die hauptſächlichſte Triebkraft der neuen Lebensanſicht war die Philoſophie; dieſe ſelbſt war ihm alſo verhaßt, es mochte nun ihr Vertreter heißen wie er wollte; durch ſie ſah er die alte Thatkraft, die alte Poeſie, den alten Glauben, die alte Biederkeit des Lebens zu Grunde gehen. Und ob zwar in eben der Philoſophie wieder die alleinige Arznei für dieſe Krankheiten enthalten iſt und aus ihr der einzige Troſt zu quellen vermochte, ſo war doch philoſophiſche Reſignation nicht im Geſchmack unſres Dichters, welcher lieber das Rad der Zeit wieder rückwärts gedreht hätte; ihm fehlte der Glaube an eine beſſere Zukunft durch einen Fortſchritt des Geiſtes, und mußte ihm fehlen, da das griechiſche Volk, was an ihm Herrliches war, ſchon in der Vergangenheit geſtaltet hatte. So iſt ihm Socrates, als der nahmhafteſte Philoſoph der Zeit, ein Repräſentant der Philoſophie überhaupt, ſammt der in ihr wurzelnden kunſtmäßigen Beredſamkeit, und er läßt dieſem eine Art Rhetorſchule halten, die er doch nie gehabt hat. Des Ariſtophanes Sinn iſt aufs praktiſche Leben gerichtet, der Sohn des Strepſiades mag nicht hinein zu den Philoſophen-Jüngern mit abgehärmtem Geſichte; er könnte ſich ſonſt nicht mehr vor den Rittern ſehen laſſen. Philoſophie erſcheint unſrem Komiker als Spitzfindelei, fürs Leben unnütz, als ſchädliche Grübelei, welche die Religion gefährdet. Denken die praktiſchen Menſchen unſrer Tage, denken die

eifrigen Beschützer des Glaubens anders von dieser edelsten und würdigsten aller menschlichen Wissenschaften? Wollen wir also des Aristophanes Charakter von dieser Seite unangetastet lassen, um nicht durch unsre Beschuldigung uns selbst zu verklagen.

Der junge Phidippides in den Wolken macht es also wie unsre Studenten: er mochte nicht in die Denkerei; und wollte der Alte lernen, wie er von seinen Gläubigern los kommen könnte, so mußte er selbst noch des Socrates Schüler werden. Da gibt es nun ergötzliche Scenen. Gleich beim Eingang erzählt ihm ein Schüler von einer wichtigen Untersuchung, die er durch sein rohes Anpochen gestört habe. V. 144—152.

So eben fragte Socrates den Chairephon,
Wie weit ein Floh, nach eignen Schuhen berechnet, springt;
Es stach da nämlich einer in Chairephons Augenbraun
Und enthüpfte behend dann auf das Haupt des Socrates.

Strepsiades.

Wie mocht' er das ausmessen?

Schüler.

Auf das scharfsinnigste!
Wachs ließ er schmelzen, nahm darauf den Floh behend,
Und tauchte desselben beide Füße in's flüssige Wachs;
Sobald es kalt war, hatte seinen Schuh der Floh;
Den löst er ab und maß damit die Entfernung aus.

Und wie nun die Denkanstalt sich öffnet, da sitzen die Jünger umher in gebückter Stellung zur Erde schauend; denn

Sie verfolgen die Urgrundslehre bis unter dem Tartarus;

Socrates selbst aber schwebt oben in einem Flechtkorb; v. 222—233. Strepsiades:

Herr Sokrates!
Sokratelchen!

Sokrates.

Was rufst Du mich an, du Erdensohn?

Strepsiades.

Vor allem sag' mir, bitte, was du da oben schaffst?

Sokrates.

In Lüften schweif' ich, denk' ich über der Sonne Weg!

Strepsiades.

So, so! von der Flak' aus denkst du über die Götter weg,
Und nicht von ebner Erde; nicht?

Sokrates.

Ich würde nie
Die himmlischen Dinge schaun in ihrer Wesenheit,
Wenn nicht der Verstand so hinge, sondern die Abstraktion
Der Idee sich mischte mit der ihr wahlverwandten Luft.
Denn wollt' ich am Boden haftend das Droben von unten her
Beschaun, ich fänd es nimmer. Sondern die Erde zieht
Gewaltsam an sich die Feuchtigkeit der Spekulation.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die komischen Situationen, die witzigen Wendungen, die selsamen Mißverständnisse auch nur andeuten, welche durch den beschränkten Sinn des Strepsiades und den karrikirten Philosophengeist des Socrates, oder durch den Gegensatz der ärmlichen Lebensverhältnisse mit dem idealen Aufschwung des letzteren selbst hervorgerufen werden. Nur von diesem ein einziges Beispiel. Strepsiades muß sich im Auftrag des Socrates auf ein Sopha legen und in den Gedanken seiner selbst versenken, um etwas auszudenken. Socrates entfernt sich; der Chor, der, um das dunstige, gehaltlose Wesen der Philosophie zu bezeichnen, aus Wolken besteht, welche aller Gestalten fähig, die von Frauen angenommen haben, spricht ihm Muth zu. Aber da kommen aus dem alten Möbel Wanzen herausgekrochen

und zerſtechen den armen Mann, und hätten ihm das Denken, wäre er deſſen überhaupt fähig geweſen, unmöglich gemacht. Aber Socrates dringt aufs neue in ihn und gibt ihm ſeinen zerriſſenen Mantel; mit dem ſoll er ſich zudecken, damit er ganz ungeſtört von der Außenwelt ſich in ſich ſelbſt zurückziehen könne; allein es fällt ihm eben nichts ein als die Frage, wie er ſich die Gläubiger vom Halſe ſchaffen ſoll. Socrates erklärt ihm zuletzt, er könne ihm nichts lehren, weil er ſo vergeßlich und ungeſchickt ſei, und der Chor gibt ihm den Rath, er ſollte lieber ſeinen Sohn ſchicken. Dieß geſchieht denn auch trotz des Sohnes Widerſtreben; Phidippides erhält Unterricht in der neuen Bildung und entfernt in Folge davon mit Spitzfindigkeiten und Gewalt die Gläubiger? Strepſiades iſt außer ſich vor Freude über ſeines Sohnes Fortſchritte; aber als dieſer nun gelegentlich die Waffe gegen den kehrt, von dem er ſie erhalten, als er den Vater prügelt, und ihm gar zu beweiſen verſucht, daß er recht daran gethan, und rund heraus ſagt, er werde es der Mutter eben ſo machen, da geht dem Alten endlich ein Licht auf über den Werth der gottloſen Denkerei; er ruft im Zorn ſeine Knechte und brennt und reißt mit ihnen, zu ſpät zur Beſinnung gekommen, die ganze Denkanſtalt nieder.

Der Streit zwiſchen Vater und Sohn war über die Dichtkunſt entſtanden; jener wollte ein Lied des Simonides oder Aeſchylus bei Tiſch vorgetragen hören, dieſer ſang ihm eine ſchamloſe Stelle aus Euripides, worüber der Alte außer ſich kam und den Sohn heftig anfuhr. Euripides iſt

der Hauptvertreter der neuen Bildung in poetiſcher und muſikaliſcher Hinſicht wie Socrates in philoſophiſcher. Wer da weiß, welchen Werth die Griechen auf Poeſie und Muſik als einen Hauptlehrſtoff zur Bildung der Jugend und ein vorzügliches Mittel zur Veredlung oder Verſchlechterung der Sitten legten, der wird den Eifer des Ariſtophanes gegen Euripides begreiflich finden. Bei dieſem machte die erhabene Einfachheit und der großartige Ernſt des Aeſchylus, bei ihm die harmoniſche Schönheit des Sophocles Platz einem Spiele fein angelegter Intriguen, und die gehobenere Sprache jener Dichter voll ſittlichen Adels ſtieg herab zur Rede des gewöhnlichen Verkehres. Das Element ſeiner Kunſt war das Rührende, und ſeine meiſten Helden und Heldinnen wandten ſich an das Mitleid der Zuſchauer; da war wenig Kraft, wenig männliche Größe; auch in den Motiven war er nicht wählig, und Moralität der Handlung eben nicht die erſte ſeiner Rückſichten. Dazu ſein Hang zum Philoſophiren und Räſonniren, und ſein Auflöſen der plaſtiſchen griechiſchen Götter in Dunſt und Aether. Ihn trifft daher Ariſtophanes mit dem bitterſten Spotte, wo es nur immer Gelegenheit gibt, und habe ich Ihnen ſchon vorhin aus den Acharnern eine hierauf bezügliche Scene mitgetheilt, ſo iſt das bei Weitem nicht das ärgſte, was er ihm geſagt hat. Wir haben noch zwei ganze Stücke übrig, die gegen ihn gedichtet ſind: die Thesmophoriazuſen und die Fröſche. In jenen machen ihm die zum Feſt der Thesmophorien verſammelten Frauen den Prozeß, daß er ihr Geſchlecht ſo unedel behandelt und lau-

ter schlechte Frauen auf die Bühne bringt; in diesen hält er nach seinem Tode in der Unterwelt einen Wettstreit mit Aeschylus, bei welchem sehr feine und treffende Urtheile über den poetischen Charakter beider Dichter gefällt werden. Der Gott Dionysos, an dessen Feste ja die Tragödien gegeben wurden, will sich einen großen Dichter heraufholen; denn alle Berühmtheiten sind gestorben. Euripides macht dem Aeschylus den tragischen Thron streitig; der bescheidne Sophocles steht seitwärts und mischt sich nicht in den Wettkampf.

So ist unser Dichter durch und durch Parteimann, er mag die Zeit in ihren allgemeinen Richtungen geißeln, oder Gelegenheitsstücke vorführen, die auf bestimmte Begebenheiten Bezug haben wie z. B. die Vögel, welche die politische Projectenmacherei und die Luftschlösser, die man bei der nachher so sehr verunglückten sicilianischen Expedition zu Athen baute, in meisterhafter Weise lächerlich macht. Aber mit dem atheniſchen Staat sank auch die Satire; denn der Parteihaß hatte sich abgekühlt nach Befreiung der Stadt von den 30 Tyrannen, und je mehr die Kräfte des Staats dahinsanken, desto unerquicklicher mußte auch dem Aristophanes das ganze politische Treiben erscheinen. Es gleicht einer poetischen Verzweiflung am öffentlichen Leben, daß er in den Ekklesiazusen die Herrschaft den Händen der Frauen übergibt, weil dieß die einzige Staatsform sei, die man bisher noch unversucht gelassen, und in dem letzten seiner Stücke, dem Plutus (Reichthum), welches er im Jahre 388 gedichtet hat, wendet er sich von

der Politik weg zu allgemein menschlichen Zuständen, und führt die Frage durch, wie denn der Zustand der Welt sein müßte, wenn der Reichthum den Händen der Schlechten entrissen und den Würdigen zu eigen gemacht würde. Dieses Stück bildet bereits den Endpunkt der alten Komödie, und den Uebergang zur unverfänglichern mittlern.

Mit dem Plutus hat Aristophanes seine Dichtungen geschlossen, der einzige große Dichter, welcher den peloponnesischen Krieg überlebt hat. Ich habe in meinem Vortrage keines seiner Stücke unberührt gelassen, und nachdem wir auf diese Weise über seine Dichtungsart in Stoff und Behandlung einen ziemlichen Ueberblick gewonnen, kann ich um so leichter eine allgemeine Charakteristik in wenige Worte zusammendrängen. Des Aristophanes Stücke also haben eine ernste politische Grundlage, Bewunderung der Vorzeit, Verachtung der Gegenwart als Demokratie und neumodische Weisheit; darauf erhebt sich ein lustiges Haus, oft scheinbar planlos im Einzelnen, aber wohlgefällig im Totaleindruck. Ein Hauptmittel des Komischen bildet die Carricatur; von dieser hat er überall den reichsten Gebrauch gemacht. Alle Fehler der Menschen werden lächerlich, wenn man sie übertrieben darstellt. Darum gibt er auch als ächter Parteigänger kein ungetrübtes Bild seiner Zeit, und wollte man seine Urtheile für baare Münze nehmen, so würde man manchem Ehrenmanne Athens sehr unrecht thun. Höchst genial ist er in Erfindung seltsamer Situationen, höchst gewandt im Anbringen passender Anspielungen auf Personen und Verhältnisse, häufig Beziehungen, deren Wirkung auf

uns sich mindert, weil der Witz ein Kind des Augenblicks ist. Eine reiche Fundgrube von Spaß eröffnet ihm die Parodie von Stellen anderer Dichter, die nicht nur ihm, sondern auch dem Publikum gründlich bekannt sein mußten, weil sie ja außerdem nicht die beabsichtigte Wirkung gethan hätten. Für die grosse Masse der Zuschauer aber bietet er eine reichliche Zugabe von Unfeinheiten jeder Art, welche durch alle seine Stücke zerstreut, in einigen aber so reichlich aufgetragen sind, daß sie fast ein Surrogat für den mangelnden Witz zu bilden scheinen. Darum heißt er bei Göthe im Epilog zu der Nachbildung der Vögel der ungezogne Liebling der Grazien. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, wie er so sehr sich für gute Sitte ereifern und dabei der Gemeinheit selbst den Zügel schießen lassen kann. Verfolgt er ja auch in seinen Thesmophoriazusen den Euripides, weil er die Frauen geschmäht, und nimmt sie in eben jenem und einigen andern Stücken noch zehnmal ärger mit. Streitet er ja auch für die Religion, und gibt die Götter wiederum in Person dem Spotte preis. Im Plutos und in den Vögeln kündigen die Menschen diesen förmlich den Gehorsam auf, im Frieden spannt Zeus den Mistkäfer des Trygäus an seinen Donnerwagen, in den Fröschen wird Dionysos vor den Augen der Zuschauer geprügelt, und Herakles ist ihm der große Fresser, und Hermes der bestechliche Diebsgott, kurz nirgends wird der Götter geschont, und das unter einem Volke, welches den Anaxagoras wegen Irreligiosität aus der Stadt trieb und den Socrates, weil er neue Götter lehre, zum Tode verurtheilte.

Wie konnte die furchtbare Entweihung des Heiligen ungestraft hingehen, ja wohl gar ein Gegenstand des Spaßes werden? Ich erinnere erstlich an das Narrenrecht der Komödie, zweitens an die Parallelen, welche die Geschichte auch anderer Völker liefert, z. B. an die Narren- und Eselsfeste in Paris, an die Darstellungen alt- und neutestamentlicher Geschichten im Mittelalter überhaupt, wobei des Spaßhaften gar manches vorkam, an unsre komischen deutschen Volkslieder über die Schöpfung des Menschen, die Geburt Christi u. s. w. Ein Volk, das so zu sagen in seiner Religion festsitzt, erlaubt sich selbst mit seinen Mythen Scherze, die bei ernsten Angriffen auf den Volksglauben nicht ruhig hingenommen würden. Spaß mit dem Heiligen ist keineswegs immer verbunden mit Unglauben, und so wurde in Athen, welches den Beinamen der frommen Stadt führte, Alles hingenommen aus dem Munde eines Komikers, der ja nur Scherz trieb, was man von einem Philosophen sich nicht ungestraft hätte sagen lassen; denn jener tanzte als Fastnachtsnarr um die feststehenden Götterbilder, dieser suchte durch Gründe und Schlüsse das Fundament zu unterwühlen, auf welchem sie die gläubige Vorzeit errichtet hatte. Wie mit dem religiösen verhält es sich mit dem sittlichen Gehalt der Aristophanischen Stücke. Es ist ein Irrthum, wenn man, (wie Droysen hie und da in den Einleitungen zur Uebersetzung des Aristophanes thut,) unsrem Dichter ernste Grundsätze absprechen will, weil er sie selbst in seinen Dichtungen nicht gehandhabt. Wie seine politischen Ungerechtigkeiten auf Rechnung seines Parteieifers zu schrei-

ben ſind, ſo fallen ſeine ganz unverhüllten Anſtößigkeiten der Kunſtgattung zu, in welcher er arbeitete. Wer wollte zweifeln an der Ehrbarkeit unſres Hans Sachs, und wie geht es zu in ſeinen Faſtnachtsſpielen? Scheint es doch, als wollte die gewaltſam aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängte Sinnlichkeit dem Kampf um den Beſitz der menſchlichen Seele nur unter der Bedingung entſagen, daß ihr das Recht bleibt, periodiſch die Herrin zu ſpielen. Dieſe groben Späße gehören zum Weſen der alten Komödie; aus ihnen hat ſie ſich entwickelt, ihrer konnte ſie ſich nicht entſchlagen; vielmehr haben wir Urſache, den griechiſchen Genius zu bewundern, der jene urſprünglichen poſſenhaften Plattheiten ſo ſinnig in großartige Kunſtſchöpfungen umzuformen verſtand, während unſere Faſtnachtsſchwänke ſich nie zu künſtleriſcher Form weder nachahmend noch ſelbſtändig erhoben haben.

IV.

Ueber das Wort „Gehen.“

Von

Georg Arnold.

In einem früheren Vortrag habe ich verſucht, eines jener Wörter unſerer Sprache zu charakteriſiren, die in allen möglichen Combinationen vorkommen und je nach ihrer Stellung die verſchiedenartigſten Bedeutungen haben. Solche Wörter hat die deutſche Sprache viele und in ihnen liegt zum Theil ihre unübertroffene Tiefe wenn dagegen gerade dadurch auch ein Mangel an Beſtimmtheit fühlbar wird, den andere Sprachen nicht zulaſſen.

Erlauben Sie mir daß ich dem Worte gehen durch die mäandriſchen Gänge folge, die es im Sprachlabyrinth gezogen hat und geſtatten Sie, daran einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen, die natürlich nur auf eine vorübergehende Unterhaltung berechnet ſein können und ſehr Ihrer Nachſicht bedürfen.

Man ſollte die Deutſchen für ein viel mobileres Volk halten, als z. B. die Franzoſen, weil bei ihnen alles geht. So viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie am Meiſten vor ſich bringen wenn auch andere Nationen rühriger ſcheinen. Sogar um nichts zu thun muß der Deutſche gehen, nämlich

müßig. Soll man ihn in Ruhe laſſen ſo ſagt er: Mein Gott, ſo laſſen Sie mich doch gehen. Von der Geburt an geht das Gehen ſchon los. Wahrſcheinlich iſt es das erſte Wort, das er hört, weil die Mutter, ehe er noch das Licht der Welt erblickt hat, ſchon immer gefragt wird, wie lange ſie noch geht.

Kaum iſt er ein Jahr alt, ſo muß er in's zweite gehen er mag nun laufen können oder nicht, dann geht er in die Schule und mitunter hinter ſie, nachdem es kommt. Alle Tage muß er zu Tiſche und in's Bett gehen und je älter er wird deſto mehr geht er dem Vater an die Hand. Er lernt nur ein Handwerk das gut geht, er führt nur Waaren die gangbar ſind, ſeine Uhr muß mit der Minute gehen. Bald geht er über Land, bald auf die Reiſe. Er lügt wenn er ſagt: ich gehe nach Leipzig zur Meſſe, denn er fährt und wenn er andeuten will, daß er auf ſeinen eigenen Unterthanen ſich fortbewegt, ſo reicht es nicht aus, zu ſagen: Ich gehe, ſondern es muß heißen: Ich gehe zu Fuß.

Ich ſehe nicht ein warum der Menſch ſich was abgehen laſſen ſoll; wie lange währt es, ſo muß er ſelbſt abgehen, mit Tod nämlich und was er nicht hat aufgehen laſſen, kann er dann nicht mitgehen heißen und es geht ihm nur ein Stich durch's Herz wenn er's auf einen andern übergehen ſehen muß.

Wenn man von Einem ſagt: Der geht auf den letzten Füßen, ſo braucht derſelbe nicht eben bange zu ſein, denn dieſe können lange Jahre aushalten, heißt es aber:

Er geht auf den letzten Schuhen, so erscheint die Sache ernstlicher und man denkt an den Heimgang. Ob was von uns übrig bleibt oder ob wir ganz vergehen ist eine Frage, in welche wir nicht tiefer eingehen wollen. Seit es bei uns nicht mehr umgeht glaube ich fast das Letztere, in früherer Zeit hatte man wenigstens die Aussicht ein Gespenst zu werden. Heut zu Tage gehen wir bei lebendigem Leibe mit so vielen Dingen um, und es werden manche göttliche und menschliche Vorschriften umgangen, daß es dabei sein Bewenden haben könnte; aber nicht genug, man geht auch mit uns oft so erbärmlich um, daß wir aus Desparation allen Umgang aufgeben und zum Teufel gehen möchten.

Wenn Einer dem Andern begegnet, so fragt er: Wie geht es Ihnen, lieber Freund? dabei denkt er für sich: Was geht mich der Kerl an. Der Andere antwortet: O sehr gut, während er oft sagen sollte, es geht gar nicht sondern es steht und zwar schlecht.

Fragt Einer einen Kaufmann: Wie gehen die Geschäfte, so weiß man schon daß er sagt: Miserabel, und geht man ihn um Geld an, so zuckt er die Achsel und spricht: Lieber Freund, es geht mir recht nahe Ihnen nicht dienen zu können, aber es geht wahrhaftig nicht.

Sonst gingen die jungen Leute aus und nahmen einen Kopf voll schöner Haare mit, jetzt sitzen sie zu Haus und die Haare gehen aus und kommen trotz alles Macassar-Oels nicht wieder heim. Jetzt heirathet man einen

Jüngling und die Glatze geht mit in den Kauf, da hat die Frau Jahr aus, Jahr ein Sonnenschein wenn auch der Himmel voller Wolken hängt.

Es gibt Freunde, welche uns beständig sagen: Wir würden für Sie durch's Feuer gehen. In der Regel gehen Sie uns aber nur um den Bart und die meisten gehen darauf aus, von uns Nutzen zu ziehen. So einer kommt sehr häufig und sagt: Bitte, lieber Freund, leihen Sie mir geschwind einen Thaler, das Geld ist mir ausgegangen. Es ist aber nicht wahr, es ist ihm nur keines eingegangen.

Wenn man einem Mädchen Liebeleien vorplaudert, so sagt es wohl: O, gehen Sie, Sie Loser — das heißt: fahren Sie fort, und wer hat nicht schon gehört wie das Kindermädchen dem Kleinen zuruft: Geh zu und schlaf jetzt, ohne daß sie den Widerspruch merkt, so wenig als der Hamburger, wenn er seinem Vordermann im Parterre zuruft: Sitzen gehen!

Sonst legte man einen Groschen für sein Glas Bier hin und wenn der Kellner herausgeben wollte, sagte man großartig: Es geht auf. Jetzt kann man sich das Reden ersparen, denn es geht ohnehin auf.

Unrichtig sagt man: Drei in eins geht nicht — es geht allerdings aber nur ein Drittelmal und wer sagt: Meine Pfeife geht nicht, thut ihr sehr Unrecht, denn er hält sie fest.

Durch das viele Gehen geht man mitunter irre und dann ist es ein Vergehen. So Einem kann es passiren, daß er eine Zeit lang gar nicht mehr geht sondern sitzt und auf Amnestie warten muß, mit der es so schnell nicht geht als man glauben möchte.

Mancher, der keinen Kopf hat, sagt: Es geht mir im Kopfe herum und Mancher, der kein Herz hat, sagt: Es geht mir zu Herzen; dadurch, daß ein Anderer einst gewollt hat, daß alles nach seinem Kopf gehen solle, ist er bekanntlich schlecht weggekommen, dagegen sieht man es gerne, wenns Einem von der Hand geht.

Es kann Einer mit sich zu Rathe gehen, ohne daß er sich von der Stelle rührt und einem Andern ist das Wasser schon bis an den Hals gegangen, ohne daß er naß geworden wäre.

Statt zu sagen, die Sonne geht unter, müßte es heißen, wir gehen unter und dies Untergehen hat den Vortheil, daß man dabei nicht zu Grunde, sondern regelmäßig wieder aufgeht, was sonst selten der Fall ist.

Meine Herrschaften, schreit der Ausrufer an einer Meßbude, kommen Sie herein, noch ist es Zeit, es geht eben an. Läßt man sich beigehen hineinzugehen, so sieht man, daß man noch gerne ½ Stunde hätte spazieren gehen können und möchte vergehen vor langer Weile.

Gehen nachtheilige Gerüchte über Jemand, so ist nicht immer darauf zu gehen; es geht oft mit Unrecht

über einen Menschen her und nichts geht mehr von Statten, als das Verläumden, aber es geht nicht immer so ungestraft hin.

Wo man leicht Zugang hat, da geht man viel ein und aus und wo es lustig hergeht geht man in der Regel nicht eher fort, als bis alles drunter und drüber geht und dann kann man sich gratuliren, wenn man frei ausgeht.

Wenn der Wind geht, so gehen auch die Windmühlen, wenn aber der Fluß mit Eis geht, so gehen selten die Wassermühlen.

Was macht es dem Schüler, der französisch lernt zu schaffen, daß im Deutschen alles geht. Wie oft sagt er nicht ganz vergnügt: la pipe est sortie, die Pfeife ist ausgegangen, la rêve est sortie der Traum ist ausgegangen und wundert sich, wenn es korrigirt wird. Diese Thüre heißt es, geht auf die Straße und diese in den Hof — die guten Thüren rühren sich nicht: dort geht eine Mauer um die Stadt, die so fest steht, als wüßte sie gar nicht, was denen von Jericho passirt ist.

Es gibt Dinge die gehen, ohne daß man was sieht, z. B. die Flecken, welche aus den Kleidern gehen, während man's bei anderen wohl merkt, am Meisten bei einem wollenen Strumpf, der eingeht, bei Saamen, der aufgeht, bei einer Farbe wenn sie abgeht, beim Bier wenn's auf die Neige geht.

Geht man einem Schuldner scharf zu Leibe, so

ist er im Stande und geht durch und entgeht somit allen ferneren unangenehmen Mahnungen. So wenig dies eigentlich angehen kann, so muß man es doch hingehen lassen, wenn man ihm nicht nachgehen will.

Ein böser Bube läßt die guten Lehren so lange zu einem Ohre hinein und zum andern wieder herausgehen bis ihm der Vater sagt: Geh' mir aus den Augen und es ist immer noch gut, wenn er dann in sich geht und sich bessert.

Wenn unsere Habe im Feuer aufgeht, so jammern wir, wenn's Wetter im Frühjahr aufgeht, so freuen wir uns; eine Hausfrau jubelt wenn beim Backen der Teig gehörig geht und möchte weinen wenn das Fleisch an, oder die Sahne zusammengegangen ist.

Sie meinen vielleicht es sei nun zu Ende und freuen sich auf mein Abgehen — ich muß Ihnen aber sagen, daß es noch weiter geht, obgleich ich manche Redensarten mit Stillschweigen übergehen muß.

Wenn Zwei mit einander anstoßen so sagen Beide: Auf Ihr Wohlergehen — es meint aber Jeder das seinige und die Leute haben auch Recht, denn wenn man viel auf Anderer Wohlergehen trinkt, so möchte es mit dem eigenen am Ende schief gehen, wo nicht ganz krumm.

Wenn wir aus einander gehen, so geht Einer dahin, der Andere dorthin, aber nicht Jeder geht nach Haus — das kommt von dem Sich gehen lassen.

Wenn es nach der Ordnung ginge so müßte man mit der Sonne zu Rüste und mit der Sonne wieder an's Tagewerk gehen, aber dies würde Manchem nicht eingehen, der von seinen alten Gewohnheiten nicht abgehen kann.

Die Kunst geht nach Brot, sagt das Sprichwort und es ist eine alte Klage, daß es ihr so ergeht. Besser wäre es die Kunst ginge in Sammt und Seide und das Brot ginge drein. Wie unangehm ist es, wenn man bei der Nacht etwas sucht und das Licht geht aus und wie schön wenn Einem bei irgend einer Untersuchung ein Licht aufgeht, wodurch man auf einmal klar sieht.

Nachdem die preußische Armee in der Schlacht von Jena den ersten Gang mit den Franzosen gewagt, der bekanntlich so unglücklich ausfiel, fehlte es nicht an ferneren traurigen Vorgängen, die den schlimmsten Ausgang erwarten ließen. Alle Festungen gingen fast ohne Schwertstreich über und es war ein saurer Gang, den der König bis Tilsit zurückgehen und dort die nachtheiligsten Bedingungen eingehen mußte. Wenn man die ganze Weltgeschichte durchgeht, so wird man kaum auf eine Periode stoßen, wo eine größere Feigheit kund gegeben, wo größere Fehler begangen wurden. Man hatte das von einem Heere nicht erwartet, das so geprahlt und solche Vorgänger wie die Helden von Hochkirch und Leuthen gehabt hat.

Wenn etwas in Nichts zergeht, so sagt man, es sei ausgegangen wie's Hornberger Schießen, und wenn das Herz recht voll ist, so sagt man der Mund gehe über, ich meine aber, dann gingen zunächst die Augen über.

Es ist ein Befehl ergangen die Kälber nicht mehr gebunden zu Markte zu bringen, ja man wird noch so weit gehen zu verlangen, man solle jedes Thier erst fragen, ob es zu Markte gebracht werden will, aber dann wird es auch ohne Fasttage nicht abgehen, denn das Viehvolk wird durchgehends keine große Bereitwilligkeit an den Tag legen.

Wenn ein Geschäft lange flau geht, so geht es zuletzt ganz ein, wo es aber scharf geht, da ist auch ein guter Fortgang zu hoffen — wiewohl am Ende alles in der Welt vergänglich ist, und wenn es eine Zeitlang noch so sehr im Gange gewesen sein mag.

Im heißen Sommer macht man seinen Spaziergang gern in einem Laubengang, und wenn man recht hungrig ist, so sieht man bei table d'hôte lieber einen Gang mehr, als weniger. Je reicher die Gänge in einem Bergwerk sind, desto höher gehen seine Actien, und je mehr Gänge eine Mühle hat, desto mehr bringt sie zu Wege. Je reiner das Metall, desto weniger Abgang beim Schmelzen, und je schlechter der Jahrgang, desto mehr Krebsgänge bei den Menschen.

Wir Nürnberger sagen: Das war ein Metzgersgang, wenn wir umsonst gegangen sind, und: Er geht auf den Geismarkt, wenn einer sichtlich zum Hinübergc-

hen sich rüstet; beide Redensarten sind aber nicht durchgängig gang und gäbe.

Hiermit geht mein Vortrag zu Ende, und ich gehe ab mit der Hoffnung, daß derselbe als ein ephemerer Scherz wohl hingehen kann. Es würde mir sehr nahe gehen, wenn ich die Indiskretion begangen hätte, Sie zu langweilen.

Gedichte.

I.

Die Windmühle.

Alter Müller, alter Müller! Willſt du ewig Brüder haſſen?
Nie dein Kind mit ſeines Gleichen, nie mit Menſchen leben laſſen?
Kannſt dem holden Mädchen rauben ſeine Jugend ganz und gar
Soll ſie ungekannt verblühen, aller Lebensfreude bar?
Kann bei dir ihr Herz erwarmen, der ein Greis du, müd und alt,
Wird ſie dir Vertrauen ſchenken, dir ſo feindlich, ſtumm und kalt?!
»Meine Tochter, meine Tochter, lauſche deines Vaters Worten,
»Tritt nicht aus der Mühle Schranken, deine Feinde lauern dorten,
»Zähm' die Neugier, Menſchenaugen können dir nichts Gutes blicken
»Menſchenworte, hör' ſie nimmer, können Unſchuld nur berücken,
»Haſſ' ſie, dieſe Brut von Nattern, die die Mutter dir vergiftet,
»Die vom Anfang aller Zeiten alles Unheil angeſtiftet.«
Ella hörts und weinet leiſe, denn ſie fühlt ein andres Ahnen,
Einſam, ſchaurig in der Mühle will es ſie fortan gemahnen,
Denn von den verbotnen Früchten hat ſie leider ſchon genoſſen,
Und ein ungekanntes Eden hat ſich vor ihr aufgeſchloſſen.
In dem ſtillen Herzensſchreine waltet Liebe hehr und mild,
Hoch am heiligen Altare flammt des kecken Jünglings Bild,
Der des Vaters Späheraugen hatte kühnlich Trotz geboten
Und ſchön Ella's Herz gewonnen, wie ihm auch Gefahren drohten
Eines Nachts des Müllers Stimme hallet ſchaurig durch die Luft
Ella, meine Tochter, Antwort gib dem Vater, der dir ruft:
Alles ſtill. — Er eilt an's Fenſter, da erblickt er und erbleicht
Ella kletternd an dem Flügel, der hinab zur Erde reicht.
Sieht's, und unten ihren Buhlen, in dem Nachtwind ihrer harren —
Da ergreift die Axt er fluchend, ſchlägt den Zapfen aus dem Sparren,

Rufet knirſchend allen Winden, daß ſie in die Flügel faſſen,
Und ſie kommen Blitzesſchnelle, denn die böſen Geiſter haſſen
Guter Menſchen Glück, es drehen ſich die Speicher pfeifend um —
Schleudern Ella auf den Felſen, blutigroth und todesſtumm.
Und der Jüngling ſiehts mit Grauſen fleht des Himmels Rache an,
Heulend kommt der Sturm geflogen, bald iſt alles abgethan.
Raſend drehen ſich die Flügel, tück'ſche Kobold ſitzen draus,
Bis die dürren Hölzer rauchen und die Flammen ſchlagen aus.
Hei! da ſieht in Nacht und Dunkel bald ein Feuerrad man ſauſen,
Und die alte Mühle ſtürzet, nieder in der Flamme Brauſen.
Ob auch ſpäter aufgebauet, Niemand konnte drinnen bleiben,
Denn die Rachegeiſter ließen nimmermehr ihr tolles Treiben.
Und ſo ſteht ſie, längſt verfallen, doch allnächtlich zu der Stunde
Drehen ſich die alten Flügel, ſchwirrt's und ſauſt es in der Runde,
Und ein Aechzen tönt dazwiſchen und ein Fluch und Sterbgewimmer;
Alſo lebt des Müllers Sünde fort in Nacht und Sterngeflimmer.

G. Arnold.

II.

Das Poſthorn.

Ein Poſthorn thät erklingen
Gar hell in ſtiller Nacht,
Da haben treue Herzen
Sich ſtumm Valet geſagt.

Es war ein traurig Scheiden,
Es war ein hartes Muß,
Auf Nimmerwiederſehen,
Galt es den lezten Kuß.

Das eine mußte wandern
Umher in weiter Welt,
Es fand nicht Raſt noch Ruhe
Frug Keiner was ihm fehlt.

Das andre blieb zu Hauſe
In ſtiller Einſamkeit,
Allein mit ſeinem Harme,
Allein mit ſeinem Leid.

•

So haben ſie verbluten
An ihrer Wund' gemußt,
Und Niemand hat erfahren
Das Weh der armen Bruſt.

Das Horn nur nahm's zu Herzen
Blies nimmer frohen Ton,
Und allen ſeinen Brüdern
Bracht' Kunde es davon.

Da zog von Stund ein Trauern
In Poſthorns Klänge ein,
Sie kommen oder gehen,
Es muß geklaget ſein.

Und wer es hört, den ziehet
Es unaufhaltſam fort,
Ihn deucht, er müſſe wandern
Mit ihm von Ort zu Ort.

Und müſſe Alles laſſen
Und folgen ſeinem Klang. —
Das iſt der Liebe Sehnen
Das ihm ins Herze drang.

G. Arnold.

III.

Scheidelied.

Wach' nicht auf lieber Schatz, bis ich weit weg bin
Damit nicht das Scheiden dir trübet den Sinn
Ade, Ade!

Und haſt du auch morgen den Liebſten verlor'n
Er hat dir ja ewige Treue geſchwor'n
Und hält ſie feſt.

Halte du nur aus, bis er wiederkehrt,
Dann iſt wohl die Freude das Warten werth,
Vertrau' auf ihn.

Muß leider hinaus in den feindlichen Streit,
Muß wandern und jagen, wer weiß wie weit,
Doch nur für dich.

Und hab' ich erſtritten ein mäßiges Gut,
Dann thu' ich an dir wie ein braver Burſch thut
Und führ dich heim.

Laß mir nur die Sorge, laß mir die Müh'
Und gräme dich nicht, daß ich fürbaß zieh',
Ich trag's ja gern.

Und biete ich einſt dir voll Schwielen die Hand,
Schwarzbärtig das Kinn und das Antlitz verbrannt,
So zweifle nicht

Ich bin noch derſelbe, der jetzo ich bin,
Nicht ändert die Fremd' mir den treuen Sinn.
Ade, Ade! —

G. Arnold.

IV.

In den Ruinen des ehemaligen Carthäuserklosters zu Nürnberg.

Dort, wo ein Prieſter in der Gläub'gen Mitte
Einſt an der Kirchenthür den Segen gab,
Geht jetzt mit langſam abgemeſſnem Schritte
Ein finſtrer Krieger klirrend auf und ab;
Und wo begeiſtert einer frommen Rede
Die Menge einſt gelauſcht am heil'gen Ort,
Ertönt der Ruf der ſchmetternden Trompete,
Tönt rauh gebietend das Kommandowort.

Doch drinnen in den öden weiten Hallen
Iſt's noch ſo einſam wie es damals war,
Als dieſe Zellen nicht in Staub zerfallen,
Noch nicht zerbrochen Kirche und Altar;
Nun ſchaut des Himmels glanzerfülltes Auge
Herunter durch der Fenſter öde Kluft,
Und ſtatt des Dampfes von geweihtem Rauche
Haucht eine Blume ihren ſüßen Duft,

Ihr heil'gen Mauern, gabt ihr auch den Frieden?
Verſchwand in euch wie ihr verſpracht, der Schmerz?
Wart ihr die Freiſtatt einem Lebensmüden,
Die Freiſtatt für ein banggequältes Herz?
Verſtummt in euch der Sturm der Leidenſchaften,
Fern von der Welt laut tobendem Gewühl?
Und führtet ihr den halb der Erd Entrafften
Nun ohne Thränen, ruhig an das Ziel?

O nein! Betäubung wohl dem erſten Sturme,
Ein kurzer Schlaf, und ein geträumtes Glück,
Dann kam gleich einem nagend gift'gen Wurme,
Der Reue Qual, der alte Schmerz zurück. —

Hört ihr das Säuſeln in den öden Räumen? —
Es iſt der hier geweinten Seufzer Chor! —
Und jene Blumen, die am Boden keimen —
Aus Leichen keimen wuchernd ſie empor!

Seht jene Roſe, blühend aufgeſchoſſen
Aus einem Herzen, das die Liebe brach,
Die Thränen, die dem matten Aug' entfloſſen,
Dem kurzen, früh entſchwundnem Glücke nach, —
Sie ſind der Thau, der ihre Blätter nähret,
Er ſtrahlet täglich neu im Aetherſchein, —
Der Winter naht, die Blüthe iſt zerſtöret,
Ein Augenblick der Ruhe kehret ein.

Da naht mit ſeinen tauſend Jubelchören
Der junge Lenz im raſchen Siegeslauf,
Und ach! auf's Neue fließen bange Zähren,
Und alle Wunden brechen blutend auf; —
Bis einſt ein Sturm mit mächtigem Gebrauſe
Der Blume Keim für dieſe Welt zerſtört,
Bis in dem ſtillen, in dem letzten Hauſe,
Das bange Herz zu ſchlagen aufgehört.

Dort liegt ein Sünder, durch Gewiſſensbiſſe
Der nagenden Verzweiflung banger Raub,
Denn Dornen wuchern durch der Mauer Riſſe,
Sie keimen auf aus eines Sünders Staub.
In heil'ge Mauern barg ſich der Verbrecher,
Dem Menſchenarm der feige Böſewicht,
Doch ſeinem innern fürchterlichen Rächer
Entgeht der Menſch auf dieſer Erde nicht.

O Ruhe! ſanfte Tröſterin von Oben,
Wer dich nicht ſchon im eignen Buſen trägt,
Dem wird ein Sturm am Lebenshimmel toben,
Bis er das Haupt zur ew'gen Ruhe legt,
Der Sünder findet nimmer dich auf Erden;
Zerſchmetternd drückt ihn das Gewicht der Schuld,
Dir armer Leidender kann Tröſtung werden,
Vertrau', dem milden Engel, der Geduld.

L. Marx.

V.

An Herder's Grab.

»Hier Herder's Grab!« — So ſprach der Mann
Der durch die Hallen mich geführt.
Zurück! — Wo edle Menſchen ſchlafen
Iſt zwiefach mir der Boden heilig,
Der ihre ird'ſchen Reſte deckt.
Still! — Daß kein Schritt die Todten weckt. —

Ein einfach Grab, und von des Schläfers Geiſt
Und von des Schläfers Thun: Licht, Liebe, Leben,
Die Worte drei, allein dir Zeugniß geben.

Licht, Liebe, Leben! — Inhaltſchwer,
Gepräget auf metall'ner Platte,
Zeugt ihr von jenes Mannes Größe,
Der euch geglaubt, vertrauet hatte.

Ein Licht, der Wiſſenſchaft entzündet,
Ein helles Licht, haſt du dem Volk,
Dem deutſchen Volke, dich gekündet,
Der du verlangt: »Des Lebens Sonnenlicht,
»Das iſt, Vernunft, ſie fliehet nicht!«

Doch nicht allein das Licht, des Geiſtes Helle,
Schien dir genug; du wollteſt, daß das Herz
Zugleich ein edles Fühlen ſchwelle,
»So lange Tag und Nacht ſich miſcht
»Und uns des Himmels Sterne ſegnen,
»Sich Liebe mög' und Lieb' begegnen,
»Die Liebe, die vom Anfang war.«

Und wie denn Licht und Lieb' gebahr
Das Leben, — ſo ſprießt künft'ges Seyn
Aus Licht und Lieb' im innigen Verein,

Das Leben, das du meinteſt im Geſang,
Wenn mit Gewißheit du haſt ausgeſprochen:
»Was in mir lebt, kennt nicht den Untergang!«

Was ſterblich war, iſt hier begraben.
So mancher mag an dieſer Stätte
Erhoben ſchon gefühlt ſich haben,
Und mancher noch wird ſich erheben
Indem er hier auf deinem Grabe,
Die ſchönſte Denkſchrift, dir gegeben,
Die Worte lieſt: Licht, Liebe, Leben.

Julius Merz.

VI.

In der Heimath.

Seid willkommen ſchöne Heimath-Auen,
Seid gegrüßt mir, nach ſo langer Zeit!
Wieder darf ich euch, ihr Fluren ſchauen,
Wo ich einſt der Jugend mich gefreut,

Wo im raſchen, flücht'gen Knabenkleide
Leichten Sinn's ich durch die Auen flog
Und am Becher trunkner Jugendfreude,
Mich zum König und zum Halbgott ſog.

Seid gegrüßt! Ihr ſeid dieſelben wieder;
Anders ſeht ihr mich, der Knabe war,
Ach der Kindheit Blumen ſanken nieder,
Ohne, daß ein Lenz ſie neu gebar!

So blieb Nichts mir, das die Seele füllte,
Als der Hoffnung lichter Strahlenkranz?
Blieb kein Bild mir, das das Herz mir ſtillte,
Als Erinnerung in ihrem Dämmerglanz?

Ach, kein Schatten mehr der Huldgeſtalten
Die um meinen Jugendtraum geſchwebt?
Riß das Band der ſüßen Allgewalten,
Das ein Gott um junge Seelen webt?

Ziehen ferner immer nur die Träume,
Wie geſchiedne Genien von mir,
Weiter durch die weiten Himmelsräume?
Fliehen ewig ſie, und ich bleib' hier?

Jene traulich ſtillen Eichenwälder,
Die mir ſanfte Kühle oft gewährt,
Dieſe ſtillen Fluren, dieſe Felder,
Die mit ihren Früchten mich genährt;

Dieſe Wieſen, von dem Bach durchfloſſen,
Dieſer Farbenſchmelz der ſchönen Flur,
Dieſe Pracht, auf Blumen ausgegoſſen,
Dieſer reiche Wechſel der Natur:

Sind ſie nimmer denn die alten Freunde,
Die ſo treu mich und ſo lang gepflegt,
Denen ich des Abſchieds Thränen weinte,
Denen immer dieſes Herz noch ſchlägt? —

Ja ſie ſind's, ſie ſind es mir geblieben!
Wieder nahmen ſie mich freundlich auf.
O Natur, wie treu biſt du im Lieben,
Und wie unverändert iſt dein Lauf!

Aber ſieh', mit mir iſt's anders worden,
Und das Knabenkleid iſt abgeſtreift!
Aus dem Knaben iſt ein Mann geworden,
Und die Blüthe iſt zur Frucht gereift.

Aber: Trug das Ideal der Jugend
Kühn ihn zur Vollendung auch empor?
Iſt die Freiheit ihm noch erſte Tugend,
Die er ſchon als Knabe ſich erkohr?

Hat die Wahrheit ſich ihm auch erſchloſſen?
Hat die Liebe ſeinen Sinn geweiht?
Hat die Treue dann den Bund geſchloſſen,
Daß er ſich mit Recht der Heimath freut?

Ach, wie weit bin ich vom großen Ziele!
Und doch zog es mich zur Heimath hin,
Zu dem Orte meiner Kinderſpiele,
Mit dem vollen, großen Freiheitsſinn! —

Fragt die Liebe denn und fragt die Treue
Einzig nach Vollendung? Saget an:
Tragen ſie nicht erſt mit ſtiller Weihe
Unſer Herz zum großen Ziel hinan?

Läßt die Wahrheit ja ſich auch ergründen?
Hat ſchon Wer die Göttliche erkannt?
Was kein Weiſer je noch konnte finden,
Hätte je ſich, mir allein genannt?

Und doch, Dank ihr! Dank ihr! Freundlich lichtet
Sie den dunkeln Morgen uns zum Tag;
Wenn der Jugend holder Traum ſich flüchtet
Zieht ſie liebend ihrem Bild uns nach.

Auf den Trümmern frohen Jugendlebens,
Vor dem krümmenvollen Labyrinth,
Flattert leuchtend ſie, als Ziel des Strebens,
Dem erwachten irren Menſchenkind.

Wahrheit, Wahrheit ſtaunt die trunkne Seele,
Wenn der Jugend ſüße Täuſchung fällt!
Wahrheit ſingt des Hainbewohners Kehle,
Wahrheit, Wahrheit widerhallt die Welt!

Sie, des Schöpfers erſtgeborne Schöne,
Weckte rings um mich des Liedes Klang,
Bis die Allgewalt der ſüßen Töne
Mächtig zum erwachten Herzen drang,

Als ich kämpfend unter ſüßem Ringen,
Auf mich zu der Schönheit Urbild ſchwang,
Und mit ſchüchternem, gedämpftem Klingen
Leiſe endlich meine Harfe klang.

Freude trat mir nun auf allen Wegen,
Schöngeſchmückt, wie eine junge Braut,
Mit dem Kranz der Liebe hold entgegen,
Die mir ihr Geheimniß gern vertraut.

War dies nicht der Wahrheit heilig Walten,
Daß aus Eden dieſes Bild mir kam,
Engverſchlungen mit den Huldgeſtalten,
Die ich, ſeelig, auf die Arme nahm?

Ja, du haſt dein heilig Wort gehalten,
Wie's der Ahnung lieblich leiſer Laut
Mir im Herzen und in Traumgeſtalten
Unter Lenzesblüthen einſt vertraut!

So durft' ich zu dir jetzt wieder kehren,
Reich ein König, und ein Halbgott noch,
Durft den Becher höh'rer Freuden leeren,
Dran ich trunken mich und glücklich ſog.

Durft' des Glückes ungemeſſ'nen Segen
Freudethränend an dem Hochaltar
Deines Heiligthumes niederlegen,
Sagen, daß ich glücklich bin und war.

Aber, ach! Vergebens, ach vergebens
Sucht das Auge nach dem theuern Paar,
Das die Freudenquelle meines Lebens,
Das der Schöpfer meines Glückes war.

Drüben, in des Kirchhofs ſtillen Mauern,
An des Doppelgrabes engem Raum,
Sagt ein Spruch: Kein Erdenglück mag dauern,
Alles iſt hienieden nur ein Traum.

Müller.

VII.

Der Morgen.

Du ahnungsfroher Morgenſtrahl
Wie friſch durchzuckſt du Herz und Glieder!
So mag einſt Gottes Odem wieder
Durchwehen uns im Gräberthal!

Des Himmels Dom, ein Saphir klar —
Durchzittert rings von gold'nen Düften —
Die Lerche wirbelnd hoch in Lüften —
Die Erd' ein dampfender Altar!

Sag' an, o Herz! fühlſt du, entrückt
In Himmelsruh' von ird'ſchen Sorgen,
Ein Säuſeln nicht von jenem Morgen
Wo Adam erſt die Welt erblickt!

Der Abend.

Du heilig glühend Abendroth!
Der Himmel will in Glanz verrinnen —
So ſcheiden Märtyrer von hinnen,
Sanft lächelnd in den Liebestod!

Des Aufgangs Berge ſtill und grau —
Am Grab des Tags die hellen Gluthen —
Ein Schwan auf purpurrothen Fluthen —
Und jeder Halm im Silberthau!

O Sonne, Gottesſtrahl! Du biſt
Nie herrlicher, als im Entfliehen!
Du willſt uns wohl hinüberziehen
Wo deines Lichtes Urquell iſt?!

v. Muralt.

VIII.

Mondeszauber.

Was gleicht des Mondes Zauber
In unbewölkter Nacht,
Wenn er ſo ſtille wandelt
Dahin in voller Pracht?

Die Mutter ſteht am Fenſter,
Ihr Knäblein auf dem Arm,
Es ſchlingt die zarten Hände
Um ſie ſo liebewarm.

So blicken ſie beſchaulich
Zu Mond und Sternenlicht;
Die ſcheinen beiden traulich
Herab ins Angeſicht.

Des Kindes Züge lächeln
Hinauf in ſel'ger Ruh,
Die Sterne lächeln wieder
Ihr Licht dem Kinde zu.

Da weben ſie der Mutter
Im Geiſt ſo tiefen Traum,
Daß ſie davon muß weinen,
Und weiß es ſelber kaum.

Es iſt, als würd' ihr ängſtlich,
Heiß küßt ſie da ihr Kind,
»Du ſahſt genug für heute!« — —
Und trägt's hinweg geſchwind.

Sigmund v. Praun.

IX.

Gnome.

Was dir begegnen mag auf deines Lebens Lauf,
Nimm alles mit Geduld, kann's ſein, mit Freuden auf!
Die Freude hält geſund; Geſundheit fördert Freude,
So halten immer friſch ſich gegenſeitig beide.

J. Schnerr.

X.

Der Brückenbogen.

Der Brückenbogen iſt zu loben;
Er wölbt ſich gut und feſt nach oben,
Und nützt, daß man mit trocknem Fuß
Und ſicher wandelt über'n Fluß,
Indeſſen ſtets zu ſeinen Füßen
Geruhig hin die Wogen fließen. —
Der Mittelſtand, in jedem Reich,
Er iſt dem Brückenbogen gleich. —

J. Schnerr.

XI.

Am Barometer.

Du Silberſäule im kryſtall'nen Rohr,
Wie ſenkſt du dich? Was hebet dich empor? —
Du hebeſt dich im Druck der Atmoſphäre,
Und ſinkeſt, wenn ſich mindert ihre Schwere. —
Du zeigſt im Bilde uns der Seele Gang;
Nach oben hebt des Lebens Druck und Drang.

J. Schnerr.

XII.

Venedig.

Von des Mondes Licht umfloſſen
Schwimmt die Meerſtadt auf der Fluth,
Stille hat ſich rings ergoßen,
Und die Menge ſchlummernd ruht;
Träumend wie von frühen Zeiten,
Schläft Skt. Marco's Räthſelbau,
Der Palläſte Hallen kleiden
Sich in geiſterhaftes Grau.

Und der einſt'gen Braut zu Füßen
Glänzt das Meer im Silberlicht,
Längſt hinauf die Wellen grüßen —
Doch Venezia hört es nicht.
Da, wie Geiſterſtimmen klagen,
Tönt's vom Grunde ernſt und ſchwer,
Und vom Nachthauch fortgetragen
Rauſcht es von den Waſſern her:

Willſt du immer träumend weilen,
Stolze Meerbeherrſcherin,
Ruhm und Glück mit dir zu theilen,
War mir Luſt einſt und Gewinn!
Warum ſäumſt du, zu vermählen
Dir, wie einſt, den Bräutigam?
Willſt du beſſ'res dir erwählen,
Oder lebſt du nur dem Gram?

Sieh, in ew'ger Jugend winket
Dir mein unentweihter Kranz,
Und mein Silbergürtel blinket,
Hell wie ſonſt, im Mondenglanz.
Laß vom Bucentauer nieder
Deine einſt'ge Macht mich ſchau'n;
Gieb den gold'nen Ring mir wieder,
Mich auf's neue dir zu trau'n.

Laſſe deine Maſten ragen,
Deine Flaggen weh'n vom Land;
Deine Schiffe will ich tragen,
Spielend, bis zum fernſten Strand;
Deinen weiten Inſelreichen
Sende deine Winke zu —
Doch du harrſt in trübem Schweigen?
Stolze Stadt, was träumeſt du?

Und Venezia hört die Klagen —
Rings das Ufer iſt erwacht,
Und wie längſtverklung'ne Sagen
Kehrt zurück die alte Pracht.
Der Palläſte hohe Bogen
Sind von hellem Glanz erfüllt,
Und daher kommt es gezogen,
Einſt'ger Größe Geiſterbild.'

Edler Dogen langem Zuge
Schreitet Dandolo voran,

Der im kühnen Siegerfluge
Stambul's Kaiſerſtadt gewann,
Und Piſani, auf dem Meere
Sieggewohnt, ein ſtarker Held,
Einſt im Drang Venedigs Wehre
Gegen Genua's Macht geſtellt.

Krieger in der Waffenglanze
Folgen, und der Richter Reih'n,
Frauen auch im holden Kranze,
Reichgeſchmückt mit Gold und Stein,
Und in ihrer Mitte rauſchet
Königin Cornaro hin,
Die die Krone eingetauſchet
Einſt der Meerbeherrſcherin.

Dort mit fröhlichem Gewühle
Zieht im buntbelebten Chor,
Bei der Fackeln hellem Spiele
Eine Künſtlerſchaar hervor,
Tizian mit ihm Giorgione,
Könige der Farbenwelt,
Tintoretto, Pordenone,
Dem Bellini zugeſellt.

In Skt. Marco's düſtern Hallen
Iſt das Prieſterthum erwacht.
Schimmernde Gewänder wallen,
Und das Kreuz ſtrahlt durch die Nacht,
Ihm nach, dichtgedränget, ſchreiten
Mönch und Nonne im Gebet.
Die drei Flaggen ſtolz ſich breiten
Und der Löw' die Flügel bläht.

Auf des Meeres glatter Welle
Schauckelt ſich ein Maſtenwald,
Wie ein Sternbild ſchimmert helle
Bucentauers Prachtgeſtalt;

Und an ſeinen goldnen Seiten
Tauſend Gondeln buntbekränzt,
Leichtbeſchwingt vorübergleiten,
Daß die Welle leuchtend glänzt.

Lautlos aber wogt dies Leben —
Nur wie Stimmen aus dem Grab
Ernſte Trauertöne beben
Von der Stadt zum Meer hinab:
Warum weckſt du meinen Schlummer,
Mein Geliebter, ſüß und traut,
O, in tief verborgnem Kummer
Hab' ich oft nach dir geſchaut.

Meiner Jugend goldne Tage
Kehren nimmer mir zurück,
Und, ein einzig Bild der Klage,
Weich' ich machtlos dem Geſchick.
Meiner ſiegbekränzten Kronen
Bin ich weinend längſt beraubt,
Knieend vor den fremden Thronen
Beuge ich mein alternd Haupt.

Und mein Jammer ſoll nicht enden,
Denn dort naht, um, ach, von dir
Ew'ge Trennung zu vollenden,
Ein verhaßter Freier mir;
Doch kein goldner Reif mich bindet
An des Landes fremden Rand,
Nein, die ehrne Feſſel kündet,
Daß mich nur Gewalt verband.

Weicht zurück von meinem Strande,
Klare Wellen, ziehet hin!
Bettet euch im Uferſande
Oder in des Sumpfes Grun;
Doch wollt ihr euch zürnend wenden,
Grabt zuvor mir noch ein Grab,

Daß ich ſinke, ſchnell zu enden,
Zu dem Bräutigam hinab.

Wie die Stimme ſo verklinget,
Weht es kühl von Oſten her,
Und Aurora's Purpur dringet
Glühend über Stadt und Meer —
Schnell das Nachtbild iſt entſchwunden —
Und nur Fiſcherbarken ziehn
In den frühen Morgenſtunden
Durch die Fluthen ſchweigend hin.

Fr. Wagner.

XIII.

Winterſtimmen.

Auf dem Eiſe.

Wie macht doch des Eiſes Glätte
Froh der Knaben Sinn,
Freudig ſchleifen um die Wette
Sie darüber hin.

Knaben, jezt macht es euch Freude
Daß die Bahn ſo glatt,
Glücklich ſeid ihr in dem Kleide
Das noch Flügel hat;

Aber anders wird es werden
Schreitet ihr voran,
Und es kommen die Beſchwerden
Auf der Lebensbahn.

Da ſchleicht ihr vielleicht am Stabe
Auch wie ich einher; —
Leicht iſt's fallen wohl als Knabe,
Doch der Mann fällt ſchwer. —

Im Freien.

Wie in einem Schlafgemache
Iſt es rings auf Wieſ' und Flur
Von den Gräſern, von den Blumen,
Find' ich nirgends eine Spur;

Denn es hat der gute Vater
Alle ſorgſam zugedeckt,
Und ſie ſchlafen, träumen, bis ſie
Linder Frühlingshauch erweckt..

Blumen! wie ſeid ihr vor Menſchen
Doch noch immer ſo beglückt;
Wie hat euch die gute Mutter
Jezt an ihre Bruſt gedrückt.

Ihr kennt nur in eurem Leben
Regen, Thau und Sonnenſchein,
Wenn der rauhe Winter kehret,
Mit den Stürmen, ſchlaft ihr ein.

Wer wie ihr doch könnt' verſchlafen
Seines Lebens Winterzeit!
O wie würde fern da bleiben
Ihm ſo manches bittre Leid!

Im Walde.

Tannen, Fichten, wie ſo traurig
Sie beiſammen ſtehn,
Und durch ihre Zweige ſchaurig
Nordens Winde wehn.

Wo ich's wage hinzublicken,
Drohet jeder Aſt
Augenblicklich zu zerknicken
Von des Schneees Laſt.

Stille herrſcht und tiefes Schweigen
Rings im Forſtgebiet,
Von den alten braunen Zweigen
Tönt wie ſonſt kein Lied.

Nur die kleine, blaue Meiſe
Schäckert froh umher,
Als wenn es im Schnee und Eiſe
Ihr noch heimiſch wär!

Herz! ſo lern' auch du vertragen
Wie das Vögelein. —
Erſt nach rauhen Wintertagen
Kehrt der Frühling ein.

Auf dem Berge.

Von dem Berge ſchau ich nieder
In das dicht beſchneite Thal,
Und das ſchneeige Gefieder
Flimmert von der Sonne Strahl.

So weit wie das Auge blicket
Blinkt das prächtige Gewand
Und das Saat'feld iſt geſchmücket
Wie das öde Haideland;

So preißt noch des Schöpfers Güte
Selbſt die Flur im Winterkleid,
Gleich wie wenn mit junger Blüthe
Und mit Blumen ſie beſtreut.

Menſch dir hat kein Sturm vertrieben
Deines Erdenglückes Spur,
Wenn dir iſt dein Gott geblieben
Und ein Blick in die Natur.

An der Quelle.

Fels! wie biſt vom Schnee umſtarrt,
Und doch dränget ſilberhell
Aus der dicht beeisten Bruſt
Sich ſo ſanft hervor der Quell.

Dir gilt es wohl immer gleich,
Ob nun hier die Blume trinkt
Und hoch in die blaue Luft
Singend ſich die Lerche ſchwingt;

Oder ob der Winterſturm
Dich umfaßt mit kaltem Arm,
Denn gleich wie im Frühling iſt
Jetzt dein Born noch mild und warm.

Sänger ſo muß deine Bruſt
Wie die reine Quelle ſein,
Iſt der Winter noch ſo hart, —
Frieren darf es nicht hinein.

E. Weis.

XIV.

Bitte.

Liebchen! O wie weht ſo kalt
Schon der Wind aus Norden,
Und wie iſt's im Garten hier
Oed und leer geworden!

Alle Blumen ſind verblüht,
Blätterlos die Bäume; —
So flieht unſer Leben auch
Und mit ihm die Träume.

Doch was ſeh' ich, hier im Beet
Noch 'ne Blume ſtehen?
Iſt es doch, als wollt um Schutz
Uns die holde flehen.

Blume, ſchützen können wir
Arme nicht dein Leben,
Denn wie dich, kann uns auch jetzt
Schon der Tod umſchweben.

Doch, wie benget ſie der Wind!
Drohet ſie zu knicken:
Komm, in deinem ſchönſten Schmuck
Will ich dich nun pflücken.

Nicht wie deine Schweſtern ſollſt
Du im Sturm verderben. —
Liebchen! laß an deiner Bruſt
Sie, die letzte, ſterben.

E. Weis.

XV.

Nach dem Sturm.

Baum, der ſüße Früchte trug,
Wie biſt du jetzt ſo zerſplittert!
Was hat hier auf einmal nun
Für ein rauher Sturm gewittert;

Der die Arme dir zerbrach,
Und die Bruſt hat aufgeriſſen,
Daß du in der Blüthenzeit
Haſt dies Loos erdulden müßen.

War doch, alles, was du that'ſt,
Nur ein Spenden reicher Gaben,
Daß der Jüngling, wie der Greis,
Sich an ihnen konnte laben;

Doch jetzt, da der Sturm dich traf,
Werden sie dich nimmer kennen,
Dir das Räumchen wo du stehst,
Nicht einmal zum Sterben gönnen.

Einem andern wird der Raum,
Weil du nicht wie sonst kannst prangen,
Denn zu bald vergißt der Mensch
Was er Gutes hat empfangen.

Stündest du im tiefsten Wald,
Den kein menschlich Aug durchdrungen,
O! da hätten Vögel dir
Doch ein Sterbelied gesungen.

Aber ob den Menschen auch
Süße Frucht du hast getragen,
Kommen doch sie mit der Axt,
Um dich fluchend zu zerschlagen.

Und so lohnen sie sich selbst,
Unter einer jeden Zone. —
Baum, es ist ein alter Brauch,
Undank giebt die Welt zum Lohne! — C. Weis.

XVI.

Der Besenbinder.

Ich bin der Besenbinder Veit,
Das ist mein ganzer Titel:
Zufrieden doch zu jeder Zeit,
Trägt gleich mein Weib ein schlechtes Kleid,
Ich einen groben Kittel;

So ſind wir doch einander gut,
Könnt' ohne ſie nicht leben,
Und hätte nimmer frohen Muth;
Thät' auch im Dorf ſein Rittergut
Der gnäd'ge Herr mir geben.

Wenn ich ſo meine Beſen bind'
Und ſie ſitzt mir zur Seite,
Hat auf dem Schoos das kleinſte Kind,
Die andern emſig und geſchwind
Arbeiten, welche Freude!

Die Zwecke, dann das eine ſchnitzt,
Das andre legt die Reiſer,
Das dritte mir die Weiden ſchlitzt,
Das viert' die Stiele ſchält und ſpitzt,
Und's fünfte ſchreit ſich heiſer.

Ich aber ſing ein fröhlich Lied
Und laß den Himmel walten
Und danke ſtets für ſeine Güt',
Daß er mir immer mein Gemüth,
Wie mich geſund erhalten.

Leicht wird mir ſo die Arbeit dann,
Wenn gleich oft Sorgen harren,
Und iſt ſie fertig, friſch voran
Fahr' ich zur Stadt, ein Beſenmann,
Mit meinem Schiebekarren.

Wohl durch die Gaſſen eng und breit
Gehts dann im Tritt, im feſten,
Und keiner, iſt der beſſer ſchreit,
»Kauft Beſen, kauft, es iſt der Veit,
Er hat die allerbeſten.«

Bald iſt vollendet der Verkauf,
Sei's Sommer oder Winter,

Und heimwärts gehts im raſchen Lauf.
Die Berg' und Hügel ab und auf,
Zur Freude meiner Kinder.

Sie kommen, als gäb's einen Schmaus,
Entgegen ganze Strecken,
Da ſucht man mir die Taſchen aus,
Und frohen Sprunges geht's voraus
Dann mit den Kreuzerwecken.

Nun ſagt, wo iſt ein reicher Mann,
Der Güter hat und Titel,
Und der mit Seide angethan,
In ſeinem Schmuck, ſich freuen kann,
Wie ich, im groben Kittel?

E. Weis.

XVII.

Die Thräne.

Kennſt du die Wonne, die im ſtillen Weinen lieget,
Wenn tiefes Schmerzgefühl die enge Bruſt bewegt? —
Gewiß, du weißt, wie gut es Gott mit uns gefüget,
Daß er die Thräne hat uns in das Aug gelegt.

Haſt du geſtrebet ſchon, befreundet zu umfaſſen
So manches Herz und fühlſt dich froh mit ihm vereint,
So glaube, daß, wenn je es könnte dich verlaſſen,
Dem Schmerz zur Linderung dann auch dein Auge weint.

Wenn wir am Grabesrand in ernſter Wehmuth ſtehen,
Wenn, was uns lieb einſt war, ſein irdiſch Ziel erreicht
Und wir vergebens rings nach bald'gem Troſte ſpähen:
Dann kommt die Thrän' ins Aug und unſer Herz wird leicht.

Wenn von der Heimath ist, vom Haus, der Mensch geschieden,
Getrennt von Allem, was ihm werth war, oder lieb,
Wenn bittres Heimweh raubt ihm seines Herzens Frieden,
Ist er doch reich genug, wenn nur die Thräne blieb.

Und schlägt des Wiedersehns ersehnte süße Stunde,
Die lang Entfernten sind auf's Neu sich wieder nah,
Da stirbt dem Glücklichen das Wort der Freud' im Munde
Und heiter lächelnd ist die Freudenthräne da.

Wenn du erfüllet siehst des Herzens stilles Hoffen
Wenn du erreichet hast, wornach du dich gesehnt
Und so dein ganzes Glück bei dir ist eingetroffen,
Wie süß ist das Gefühl, in dem dein Auge thränt.

So laßt die Thränen denn herab die Wangen fließen
Ob Freud' schuf oder Leid, die Perl' am Augenlid,
Der ist beneidenswerth, der kann sein Herz erschließen,
Und thränenschwer, wie sein's, das Aug des Andern sieht.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1846.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1846.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1846.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1846.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

Seite

1. Über den deutschen Minnesang. Von J. L. Hoffmann. 1
2. Über Karl Simrocks Gedichte. Von Dr. W. B. Mönnich. 55
3. Ein Tag aus Nürnbergs Vorzeit, mit einem Rückblick auf die Naturforscherwoche. Von Julius Merz. 75
4. Die Redensarten. Eine philologische Erzählung von G. Arnold 83
5. Die von Markgraf Georg Wilhelm im Jahre 1717 bei Nürnberg angestellte Jagd. Von Dr. M. M. Mayer 101

II.

Gedichte.

1. Wunsch. Von G. Arnold 113
2. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Von L. Marx 114
3. Zu eines Helden Gedächtniß. Von demselben 119
4. Dein Auge. Von Julius Merz 122

Seite

5. Der Wanderstab. Von Julius Merz 122
6. Zwei Rosen. Von demselben 124
7. Zum Andenken Klopstocks. Von H. Sondermann . 125
8. Zuruf. Von Friedrich Wagner 129
9. Auf dem Dampfschiffe von Neapel nach Genua 1—3. Von demselben 131
10. Wanderbilder 1—3. Von C. Weiss 139
11. Im Vorübergehen. Von demselben 141
12. Stilles Glück. Von demselben 144
13. Des Mädchens Wünsche beim Abschied von einem Kreuzritter. Von * 145
14. Der Blüthenbaum im Spätherbst. Von * * 146
15. Das Vogelbauer. Von N. N. 149

Prosaische Vorträge.

I.

Ueber den deutschen Minnesang.

Von

J. L. Hoffmann.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Ja könnte ich sie Ihnen heraufführen aus der Tiefe des Schattenreiches, in welche sie die darüber hingebreiteten sechs Jahrhunderte hinabgesenkt haben, daß sie vor Ihren Augen stünde in ihrer ehemaligen Herrlichkeit, nicht als flüchtiger Umriß, sondern als sprechendes Gemälde mit charaktervollen Zügen und seltsamem Colorit zur Betrachtung reizend! Wie ein Mährchen spricht uns das Mittelalter an, wie von Mondesschimmer beleuchtet schauen seine Ritterburgen zu uns herüber, wie ein Zauber kämpfen seine geharnischten Männer. Seltsames Leben! Das Griechen- und Römerthum, mehr als ein Jahrtausend älter, steht mit voller Realität vor den Blicken: wir denken mit seinen Weisen, wir fühlen mit seinen Dichtern, wir kämpfen mit seinen Kriegern, wir handeln mit seinen Staatsmännern; und doch waren es andre Völker und beteten zu andern Göttern und lebten in völlig verschiedenen Verfassungen. Wir haben uns ihnen angenähert

und von unsern Vorfahren entfernt, wir sind in ihren Begriffen aufgewachsen und unsrem Vaterlande entfremdet, wir sind gewohnt, bei ihnen den Tag zu begrüßen und von des Mittelalters finstrer Nacht uns abzuwenden. Ja es war eine Nacht, aber eine mondbeglänzte des Frühsommers, voll blühender Bäume, voll schlagender Nachtigallen. Wir arbeiten in des Hochsommers schwülem Tage; wer wollte sehnsüchtigen Rückblick auf die Mainacht verargen, oder ihrem Lobredner den thörichten Wunsch nach ihrer Unvergänglichkeit aufbürden? „Mir widersteht, sagt der große Jacob Grimm (Mythol. p. VII.) die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchgedrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei. Man braucht nur die milde und tüchtige Gesinnung unsres höhern Alterthums in der Reinheit und Kraft der Volksgesetze, oder die angestammte Fähigkeit des 13ten Jahrhunderts in seinen sprachgewaltigen, beseelten Dichtungen zu empfinden, um für Sage und Mythe, die in ihnen noch Wurzel geschlagen hatte, gerecht gestimmt zu sein."

Wir sind verständiger geworden, wer wollte es läugnen? Wer wollte die Fortschritte der Forschung wie der Kunst, der Industrie wie des Verkehrs, des geregelten Privatlebens und der geordneten Staatsverwaltung in Abrede stellen? Aber je mehr unsre Begriffe an Bestimmtheit und Richtigkeit gewonnen und unser Leben sich dem Verstande untergeordnet hat, desto mehr scheinen wir wie an Thatkraft, so an Phantasie und Gemüth eingebüßt zu haben.

Wenn Schiller sich in eine Zeit zurücksehnte, in welcher die Natur noch nicht entgöttert gewesen, so brauchte er nicht bis zu den Griechen zurückzugehen; bei unsern eignen Vorfahren ragt in den christlichen Glauben die Heidenwelt hin-

ein. Die Naturanschauung des Heidenthums ist eine belebende; da herrscht kein Gesetz, da wirkt keine Kraft, da handeln und ringen geistige Wesen nach Absicht und Willkühr. Das Christenthum hatte allerdings den heidnischen Glauben im eigentlichen Deutschland längst überwältigt, aber seiner Götter Wesenheit noch nicht vernichtet. Als Dämonen meist in des Teufels Dienste, als Riesen, Zwerge, Elfen wirkten sie fort durch Zauber und Schreckniß, ihre Verehrung haftete noch an tausend Gebräuchen, theils dem Volke selbst dunkel in ihrem Ursprung, theils vermischt mit christlichem Cultus. Und obwohl sie keine Gewalt haben über den Frommen, so führen sie doch den Unwachsamen in Gefahr und Versuchung. Vielgeschäftig spann die Sage ihre luftigen Gewebe, kleidete sie um jeden bedeutenden Menschen, hängte sie auf in jedes schaurige Waldthal, heftete sie an jeden einsamen Thurm, webte sie hin über Berg, Strom und Meer, und umhüllte damit die dämmernden Gränzen der Erde. Es macht Mühe, sich lebendig in jene Zeit zurückzuversetzen, in der die rege Phantasie zugleich Mythen bildete und glaubte, in der alle jene phantastischen Epopöen entstanden, die einst mit allgemeiner Theilnahme gehört und gelesen wurden, und nun höchstens noch zu Kindermährchen dienen können. Das Handeln großer Männer schien übermenschlich, die starre Natur beseelt, die vorübergehende Erscheinung persönlich, der natürliche Trieb die That einer Gottheit.

So war es mehr als müssige Allegorie, und ein in die Lebensanschauung verwobener Rest heidnischen Glaubens, wenn Frau Minne oder Frau Venus wie eine Göttin angeredet wird, welche die Liebe ins Herz flößt, oder selbst in dem Herzen ihre Wohnung macht:

Winsbekin 31. *) Ir willen niht entrinnen mag.
si vert unsihtik **) als ein geist, sie enhat nit rouwe naht noch tac.

So antwortet die Mutter auf die Frage der Tochter, ob die Minne hie bei uns auf Erden sei, oder ob sie in den Lüften schwebe. Und diese fährt nachher mit richtiger Empfindung fort:

35. Ich wil dir, liebiu muoter, me
von werder minne tugende sagen,
wie ez umb ir gelâze ***) ste:
si mak ein herze niht getragen,
daz mit untugenden ist verslagen †);
da wil si ane zwivel niht benahten inne noch betagen: ††)
ez muoz gereinet innen sin,
e daz si ûzen klopfe drin; ist ez also, si sitzet drin.

Sie ist gewaltig im Himmelreich, denn sie hat Gott selbst bezwungen;

Reim. v. Zwet. I. 11. durch minne wart der alte junc,
der je was alt an' ende,
vom Himmel tet er einen sprunc
herabe in diz elende

und barg sich in den Leib einer reinen Magd, um durch das Geheimniß seiner Menschwerdung uns zu erlösen. Sie ist gewaltig im Meer und in Lüften und auf Erden, sie bezwingt beide, Weib und Mann.

Reinar v. Zw. II. 31. Alle schuole sint gar ein wint, †††)
wan ††††) diu schuole, da der minne junger sint,
* * *
diu minne lert die vrouwen schone gruezen,
diu minne leret mangen spruch vil suezen,

---

*) Alle vorkommenden Citate von Stellen beziehen sich auf die Hagen'sche Ausgabe der Minnesänger.

**) fährt unsichtbar; die Vorschlagsylbe en im Folgenden gehört zur Verneinung: sie hat nicht Ruhe.

***) äußere Erscheinung. †) verdorben. ††) Die Nacht noch den Tag zubringen. †††) ein Nichts. ††††) außer.

diu minne leret große milte,
diu minne leret groze tugent,
diu minne leret, daz die jugent
kan ritterlich gebaren *) unter schilte.

Sie iſt ſo edel, daß man ihr in der Welt nichts vergleichen kann, als daß man ſie nennet Weibes Bilde. (32)

Dieſe mächtige Göttin ſchleicht ſich unvermerkt durch die Augen mitten in das Herz, und macht es zu ihrem Wohnſitz, oder ſie wirft heimlich ihren Strick, ihre Bande um den Menſchen, und läßt ihn nicht mehr los; ſie ſchießt auf ihn ihre Pfeile; ſie ſchneidet ihm der Sorgen Kleid; ſie kann Wunder: warum thut ſie ſie nicht an der minniglichen Süßen? und bittend wendet der Liebende ſich an ſie:

ſueze Minne, bit die heren **), daz ſi tröſte mich vil ſenden ***) man.

Die Minne ſendet oder füget Liebe, und das iſt der Unterſchied beider Worte, daß letzteres nur für das ſubjective Gefühl, gebraucht wird, erſteres mehr objectiv bleibt. Man ſagte nicht Frau Liebe, wohl aber ganz gewöhnlich Frau Minne. Die Minne iſt ſelig, aber nur die rechte, nicht die falſche Minne mit ihrer Unſtäte, die eher Unminne heißen ſollte, wie die Griechen die gemeine Venus von der himmliſchen unterſchieden. Dieſes Bild einer perſönlichen Liebesgöttin kehrt in ſo hundertfachen Variationen wieder, daß es mehr als bloße Allegorie ſein muß und in der noch aus alten Zeiten zurückgebliebenen Neigung, allgemeine geiſtige Zuſtände zu eignen göttlichen Weſen zu erheben, ſeine Erklärung findet. Wurden ja auch Frau Maze (das rechte Maß), Frau Sälde (der Zuſtand innerer Zufriedenheit), Frau Stäte (Beſtändigkeit), Frau Unvouge (rohes Benehmen), Frau Treue und andere Begriffe perſönlich; ja dieſes Beſtreben zu perſoniſiziren geht ſo weit,

*) ſich zeigen. **) die Hehre. ***) ſehnenden.

daß ſogar rein äußerliche Dinge wie Frau Bone, Herr Bart, Herr Stock u. ſ. w. angeredet werden.

Redensarten wie: mein Trauern wird krank; Jammer hat mich gingeſindet *); mein Herz hat ſeinen Sinn zum Jagen ausgeſandt, Trauern hat geankert in meines Herzens Grund, daz Herze ſiht mich weinend' an unt jiht **), es ſi vil ungeſunt; Frau Muot fährt in vröuden her von lande hin ze lande, und tauſend ähnliche beruhen auf gleicher Gewohnheit, aus bloßen Zuſtänden ſelbſtändige Weſen zu ſchaffen.

Noch näher liegt die Neigung zur Vermenſchlichung der uns umgebenden Natur in ihrer ſichtbaren Ausdehnung, wie in ihrem wiederkehrenden Wechſel. Die Heide ſchämt ſich vor Leide, weil ſie der Winter entfärbt hat; der Thau an den Wieſen den Blumen in die Augen fällt; die Heide iſt wol bekleidet mit wunniklichen Kleidern; dem Wald und der Heide wird ihre Noth gewendet, wenn ihnen des Sommers Güte kommt. Sommer und Winter, die zwei einzigen Jahreszeiten (denn äußerſt ſelten wird der Lenz und Herbſt beſonders unterſchieden), ſind durchweg perſönliche, ſich gegenſeitig befeindende Weſen; der Winter vertreibt den Sommer, der Sommer den Winter; wie ja das Winteraustreiben ſogar in die Volksſitte übergegangen iſt und von zwei verkleideten, miteinander kämpfenden Menſchen dargeſtellt wird. Der Winter verdirbt der Blumen Schein, velwet †) den grünen Wald und die breite Linde, machet die Vögelein traurig, bringet Nachtigal und Lerche zum Schweigen; er ſendet ſeinen Boten, den Reif, voraus, der die Heide

*) Zu ſeinem Geſinde gemacht. **) ſagt. †) macht falb.

zwinget, und zervuert *) des Meijen wunnikliche Kleider. Der Winter ist ein gewaltiger Krieger, kräftig ist seine Schaar. Fliehe! ruft ein Dichter dem Sommer zu, der Winter hat das Messer bei dem Hefte. Aber wenn Herr Meie kommt, der ihm Haß trägt, mit seinem Ingesinde von reicher Farbe und lichter Wat,

Winder, wie ist nu din kraft
worden gar unstgehaft.
ist der Meie sinen schaft
hat uf dir verstochen. (Nithart. Bd. III. p. 195.)

Es war noch ein regeres Naturleben, Trauer und Freude der Welt fand einen stärkern Widerhall in der Menschenbrust. Wer das erste Veilchen schaute, eilte ins Dorf oder auf die Burg und sagte es an. So erzählt Nithart, wie er das erste Veilchen gesehen, sei er auf die Burg gegangen und habe gesagt:

Ir sult alle wesen **) vro,
ich han den sumer vunden;
die Herzogin von Beyern
vuorte ich an miner hant,
mit pfifern, vidlern, fleuern ꝛc. ***) (Bd. III. p. 202.)

Die Jugend zog hinaus auf die Heide, die Blume wurde auf eine Stange gesteckt und Mädchen und Jünglinge tanzten herum. Das nannte man „den Sommer empfahen". In einem solchen Tanzliede z. B. heißt der Kehrreim nach jedem Verse:

Helfent alle empfahen
wir den wunniklichen meien, der beginnet naben.
(Conr. v. Würzb. N. 30.)

Der Sommer wird also als Person gedacht, die man feierlich und jubelnd empfangen will, ohne daß man sie jedoch zu einem deutlichen Bild ausmalte. So heißt es:

*) zerreißt. **) sein. ***) Flötenspielern.

der Sumer iſt komen ſchone über mer,
hat uns ze lande braht ein wunnikliches her.
(Neithart Bd. III. N. 47.)

oder er hat ſein Gezelt aufgeſchlagen, oder der Meie hat ſich, gleichſam wie ein Geiſt, auf des Waldes grünen Zweig geſetzt. Sommer und Winter ſind überirdiſche Weſen, die durch ihr Erſcheinen und Wirken über die Natur wie über das Menſchenleben Freude oder Trauer ausbreiten. Schon aus dieſen Beiſpielen läßt ſich die Neigung des Mittelalters zur Perſonification erkennen, welche ein ſehr charakteriſtiſches und weſentliches Merkmal ſeiner Poeſie iſt.

Je mehr das Todte und Starre belebt wird, deſto dichteriſcher iſt die Lebensanſchauung; man könnte daher ſchon nach dieſer Beobachtung die Zeit mittelalterlicher Poeſie als eine phantaſiereiche bezeichnen. Wäre es mir vergönnt, mich über die epiſchen Dichtungen zu verbreiten, ſo würde dieſe Behauptung auch durch den dichteriſchen Stoff gerechtfertigt erſcheinen. Aber gerade bei der lyriſchen Poeſie ſcheint ſie mit der Wahrheit in einigen Conflict zu gerathen. Wie? werden Manche ſagen, zieht ſich nicht durch die Lieder der Minneſänger eine ſchreckliche Eintönigkeit? Wie viel ſind denn die Themen, welche ſie der reichen Mannigfaltigkeit des Menſchenlebens zu entnehmen wiſſen? Tauſendfache Gefühle bewegen des Menſchen Herz; und wie wenige haben ſie dargeſtellt! Alle girren nach Liebe wie Turteltauben, als gäbe es kein andres Hochgefühl als die Verliebtheit. Und hätten ſie nur dieſes Grundthema noch zu variiren gewußt; hätten ſie, wie Rückert in ſeinem Lieblingsfrühling, ſinnige Beobachtungen gemacht und den Liebenden durch die einzelnen Regungen ſeines Gemüthslebens begleitet! Aber ſie haben in ihren

Tausenden von Liedern fast nur vier Wendungen: Der Sommer ist gekommen und erfreut alle Welt, nur mich nicht, denn die, die ich liebe, erhört mich nicht; der Sommer ist da und ich freue mich mit der ganzen Natur, denn meine Geliebte liebt mich wieder; der Winter hat den Sommer vertrieben und die Heide und Vöglein traurig gemacht; noch mehr aber traure ich, weil mich meines Herzens Königin verschmäht; endlich: obschon der Winter Alles in Trauer versetzt hat, so kann man doch noch fröhlich sein, man kann die Frauen für Blumen betrachten, die noch schöner sind als die Blumen des Meijen. Aus diesen vier Accorden besteht ihre ganze Herzensmusik; wer mag sie auf die Länge anhören, ohne die tödtlichste Langeweile? Ja alle von Veldeck bis Frauenlob behandeln in Liebesliedern eigentlich nur Einen Gedanken, daß des Liebenden Stimmung mit der der Natur entweder im Einklang oder im Gegensatz steht. Wie wenig Abwechslung bieten endlich die Naturschilderungen selbst dar! Von Bäumen kennen sie fast nur die Linde, von Vögeln Nachtigal und Lerche, von Blumen Rose und Lilie, von Gras und Kraut den grünen Klee, was nebst Wald, Aue, Anger und Heide in jedem ihrer Lieder wiederkehrt.

So möchte sich ein Gegner des Minnesangs vernehmen lassen, und wir können die Wahrheit seiner Behauptungen nicht ganz in Abrede stellen, obwohl er diese Dichtungen nicht in alle ihre Schattirungen verfolgt hätte. Es liegt eine große Einförmigkeit in jenen Liedern; wer sie bloß der Unterhaltung wegen lesen wollte, der würde schon beim ersten der drei Quartanten der großen Hagen'schen Sammlung Übersättigung fühlen. Ziemlich selten weht hier der frische Duft, der der Volkspoesie ihre ewige Jugend sicherte; Manier und

Kunſtform vertritt häufig die Stelle unmittelbaren Naturgefühls, und ſo iſt trotz den Bemühungen eines Tieck und andrer neuen Dichter zu ſeiner Wiederbelebung der Minnegeſang verſchollen.

Und gleichwohl dürfte keine Erſcheinung von dem reichen Phantaſieleben, und was noch mehr iſt, von dem tiefen Gemüthsleben des Mittelalters ein redenderes Zeugniß geben, und keine eine nachhaltendere Wirkung gehabt haben. Denn hier zum erſtenmal in der Poeſie wird das weibliche Geſchlecht in die Rechte eingeſetzt, welche ihm von Natur gebühren und durch der Männer Rohheit oder einſeitige Bildung im ganzen Alterthum vorenthalten waren; wird eingeſetzt nicht durch Liſt oder Emanzipation, ſondern durch freiwilliges Zugeſtändniß und den Drang des Gemüthes, welches eine neue Sprache redete und dem Leben eine Richtung gab, die dem Orient und Occident ehemals fremd und nur dem Weſen unſrer Ahnen ſchon urſprünglich war. Seitdem ſich germaniſche Herrſchaft über Europa verbreitet hatte, erhielten die Frauen in Haus und Leben eine höhere Geltung; denn die Hochachtung vor dem wenn auch körperlich ſchwächern, doch gleicher Entwicklung des Geiſtes, gleicher Veredlung des Gefühls und einer hohen Stärke des Willens fähigen Geſchlechte bildete einen Grundzug deutſchen Charakters; berichtet doch ſchon Tacitus, in welcher Achtung die Frauen bei den Germanen geſtanden haben. Das Chriſtenthum, welches die Unterſchiede menſchlicher Stände zwar äußerlich gelten läßt, aber innerlich aufhebt, welches den Sclaven allmählich ihre Feſſeln löſte, kennt auch keinen Werthunterſchied zwiſchen Mann und Weib, und chriſtliche Lehre mit deutſcher Anlage vereint, mit deutſchem Gemüthe erfaßt und ver-

arbeitet, hat die Verehrung der Frauen bis nahe an Abgötterei erhoben. So iſt es faſt immer in der Geſchichte. Eine neue Idee, welche beſtimmt iſt, im Leben Platz zu greifen und vorhandene Zuſtände umzugeſtalten, pflegt mit einer Energie aufzutreten, die dem ſpätern kühlen Beobachter ſogar lächerliche Seiten darbietet, aber indem ſie erſcheint, hat ſie ihr Recht und ihre eigenthümliche Würde. Als im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Blüthe Europas zu Kampf und Tod nach dem Oſten zog, um einen Fleck Landes zu erobern, das keinen zeitlichen Gewinn verſprach, um ein Grab zu beſitzen, das ſeinen theuern Leichnam nicht einmal mehr geborgen hielt, drang der Enthuſiasmus ſogar hinab zu den unmündigen Knaben. Wer hat die Befugniß, über jene heiligen Streiter als über Thoren zu lächeln, weil ſie ein ſicheres, ruhiges Leben um die Hoffnung ungewiſſer Seligkeit freiwillig mit Mühen, Entſagungen und Gefahren tauſchten? Viele berühmte Dichter nahmen Theil an ſolch heiligen Zügen, wie Reimar der Alte, Hartmann von der Aue, Walther von der Vogelweide, der Tanhuſer und manche andre, deren Begeiſterung in ihren tiefempfundenen Kreuzliedern gar lieblich wiederklingt. Die Religion wirkte damals mit himmliſchem Zauber, ſie lehrte jene erhabenen Dome beginnen, die wir anſtaunen und kaum zu vollenden vermögen; in ihrem Dienſte fing die Malerei ihre erſten ſeelenvollen Verſuche an; ihre Herrſchaft ſtiftete und bereicherte Klöſter und Biſthümer und gab dem Prieſterſtande ſeine rein auf dem Glauben beruhende Übermacht. Und wollten wir jene Züge als Verirrungen menſchlichen Geiſtes mit nüchternem Sinne verwerfen, ſo würden ſie ſelbſt dann noch durch Erweiterung des Geſichtskreiſes der Nationen, durch Wiederannäherung der mit politiſchen

Scheidelinien getrennten und doch Einem Stamme angehörigen Völkerfamilien, durch gegenseitige Mittheilung ihrer Sprachen und beginnenden Literatur von hoher Bedeutung bleiben, und als unmittelbare Veranlassung reicher Entwicklung ritterlichen Lebens und Sinnes, als Übungsschule von Muth und Kraft und als Schaubühne großer Thaten unsre Bewunderung heischen.

Das Christenthum hatte die Gemüther zum Enthusiasmus aufgeregt; was irgend mit dem menschgewordenen Gott während seines irdischen Daseins in Berührung gestanden, schien Gegenstand heiliger Andacht. Wie sollte nicht vor allen die Jungfrau, deren reinen Leib sich Gott einst als enge Wohnstatt erkoren, Verehrung, ja Anbetung in Anspruch nehmen? Zu keiner Zeit war daher der Marienculturs stärker und allgemeiner als zu den Zeiten der Kreuzzüge, der Minnesänger. Was die Dichter an Bildern schönes und erhabenes, an Empfindungen süßes und inniges, an Gedanken tiefes und würdiges haben, das bringen sie ihr als duftendes Opfer und umkränzen ihr seliges Haupt mit immer frischen Blumenkränzen. Ihr Preis ist verflochten mit dem Lobe Gottes, der aus Erbarmen mit der armen Menschheit das, was Eva einst gesündigt, durch sein Ave wieder gut machte, und die Dichter vertiefen sich gern in Betrachtung des eigenthümlichen Verhältnisses, daß Maria zugleich Gottes Kind, Braut und Mutter gewesen, als in das tiefste Mysterium des Christenthums. Man kann nicht in Abrede stellen, daß in diese Reflexionen sich vieles einmischt, was uns nach verständigern religiösen Ansichten als unwürdige Spielerei vorkommen mag, aber nachdem einmal die heilige Jungfrau als Gottes Geliebte gedacht war, ergab sich eine Art Liebes-

tändelei von freien Stücken. So ſagt z. B. Frauenlob (Bd. II, p. 340):

min alter vriedel 1) tuſte mich,
daz ſi geſeit 2),
ich ſach in an, do wart er junk, do vröute ſich
diu maſſenie 3) do ze himel alle.

und bei Marner, einem der beſſern, namentlich religiös-ethiſchen Minneſänger (XV. 4)

Ich han den ſmit 4) von Oberland, der elliu bild' wol wirken kann;
Ja iſt mir liep von im geſchehen,
er hat zuo mir geſant,
ſin ougen habent mich e geſehen,
ſin wil der iſt an mich gewant.
Er gienk nie vor, ich gienk im nach, unz 5) ich in umbeſlozzen han:
Er iſt min liep, ich bin ſin trut 6), din liep kein ende hat;
er hat mich liep in ſiner werden majeſtat,
do er mit vröuden ſaz,
ich mein' des himelriches wirt 7), mit triuwen 8) er min nie vergaz;
min meiſtich wirt 9), min meidlich tugend den vürſten des betwank,
daz er ſich ſwank
durch niun 10) köre gank,
er aht' 11) niht uf der engel ſank;
ſin herz' nach miner kinſchen minn' mit ganzen ſüeten triuwen ranc:
des 12) ſuln mir alle Kriſten dienen, der himel iſt mir untertan.

Je unbegreiflicher ferner das Wunder erſchien, daß Gott, der alle Himmel umſchloſſen, eine menſchliche Magd gewürdigt, daß ſie als reine Jungfrau ſeine Mutter würde, und fortan als Jungfrau wandelte, bis ſie zuletzt zur Herrin im Himmelreiche erhoben ward, und je tiefer dieſe Betrachtung die gläubigen und empfänglichen Gemüther jener Zeit ergriff, in deſto glänzenderer Glorie ſtrahlte die heilige:

von erde ſo was ſie geborn,
unt wart vögtinne 13) ze himel erkorn. (Reimar v. Zweter I, 15.)

1) Liebhaber. 2) das ſei geſagt. 3) der Hofſtaat. 4) Schmied v. Ob. d. i. Gott. 5) bis. 6) ſeine Traute. 7) Hausherrn. 8) Treue. 9) jungfräuliche Würde. 10) neun. 11) achtete. 12) darum. 13) Herrin.

Denke man vom Mariencultus, wie man wolle, betrachte man ihn als Ausfluß menſchlicher Schwäche, welche ſtatt des freien Aufblickes zu Gott dem Vater ſogar eine Fürbitterin beim Sohne bedurft habe, wie denn Gebete um Fürbitte in großer Menge bei den Dichtern des Mittelalters vorkommen; ſo wird man doch keine tiefern religiöſen Betrachtungen, keine hingebendern Loblieder Gottes, keine begeiſtertern Hymnen leſen können als z. B. jene Leiche, d. h. größere, künſtlich gefügte Geſänge, eines Walther von der Vogelweide, Reimar von Zweter u. a. auf Maria, oder die vielen kleinen, bei ſehr vielen Dichtern zerſtreuten Lieder, in welchen ſie alle wie in Einem Geiſte die Barmherzigkeit und Liebe Gottes verbunden mit dem Lobe der h. Jungfrau beſingen. Das prachtvollſte Lied dieſer Art bleibt unbeſtritten der 63 Strophen lange Hymnus Gottfrieds von Straßburg, in welchem dieſer phantaſiereichſte und ſprachgewandteſte aller Minneſänger „den überſchwänglichen Gegenſtand in einem Strome von tiefen und lieblichen Bildern abſpiegelt, auch hier, im bedeutſamen tiefſinnigen Werke von künſtlichem, vielreimigem Baue immer kryſtallenklar, leicht und anmuthig.“

Du roſenbluot, du gilienblat 1),
du künigin in der hohen ſtat,
dar nie getrat
je vrouwen bilde mere;
du herzeliep vür allez leit,
du vröude in rehter bitterkeit,
dir ſi geſeit 2),
geſungen lop und ere.
Des lebenden Gotes zeller was
din lip vil ſälidebäre 3);
reht als der ſunne dur daz glas
kan dringen, ſuezer unde baz

1) Lilienblatt. 2) ſei geſagt. 3) heilbringend.

drang ane haz
zuo dir Krist der gewäre. 1)
Du rosental, du violvelt,
du wunne berndes 2) herzengelt,
du bluender helt.
du sueze Gotes wünne!
du liehte 3) bernder morgen rot,
du rehte vrinndin in der not,
daz lebende brot
gebär' du, küniges künne. 4) u. s. w.

Man muß sich durch Studium jener Dichter in ihre religiöse Anschauung versenken und sich gewöhnen mit ihnen zu empfinden, dann wird man einerseits die Möglichkeit der Kreuzzüge begreifen, andrerseits den Marienculus mehr kindlich als spielend und unwürdig finden, und keineswegs über die reiche und herrliche Poesie zu Ehren der heiligen Jungfrau mit einem auf dem Felde der Literaturgeschichte mit Recht gefeierten Gelehrten den Stab brechen.

Aber wie in der heiligen Jungfrau ihr ganzes Geschlecht seine Verklärung feierte, so senkte sich der Lichtstrahl ihrer Herrlichkeit herab auf die irdischen Frauen und umleuchtete diese mit dem Glanze himmlischer Weihe. Die göttliche Liebe tauchte nieder in die irdische und umkleidete sie mit zauberisch lieblichem Gewande. Gottes Mutter war ja auch einst sterbliche Magd gewesen, um ihrer reinen Tugenden willen hatte sie Gott erwählet; diese Tugenden aber finden sich wieder in den Frauen. Er eret alle megede dur die [5]) maget diu got gebar, heißt es von Herzog Leopold v. Östreich. Kann man auch nicht behaupten, daß der Mariendienst den Minnedienst hervorgerufen, muß man auch annehmen, daß nur da,

1) wahrhaftige. 2) bringendes. 3) Licht. 4) Geschlecht.
5) wegen der

wo Frauenwürde schon geachtet war, die heilige Jungfrau zu ihrer ganzen Glorie sich erheben konnte, so hat jener Dienst doch hinwiederum die irdische Liebe selbst verklärt und bis zu einer Frauenverehrung gesteigert, wie sie nur in einem phantasievollen und unter der Herrschaft des Gemüthslebens stehenden Zeitalter möglich war. Die Sprache der Minnesänger war weder bloß Ziererei und Schein, noch angenommene Form der Uebertreibung, wie etwa die unsrer Gecken. Jene starken Menschen machten Ernst, uns sind ihre Redensarten geblieben. Wenn Ulrich von Lichtenstein, der ritterlichste Dichter, welcher in seinem Frauendienste den größten Theil seines abenteuerlichen den Frauen geweihten Lebens beschrieben hat, schon als Knappe heimlich das Wasser trank, welches zur Mahlzeit über seiner hohen Herrin weiße Hände gegossen ward; wenn er, um ihr zu gefallen, seine Lippe mit großen Schmerzen operiren ließ; wenn er, weil sie an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte, sich einen in ihrem Dienste verwundeten und krummgewordenen Finger abhauen ließ und ihr zuschickte; wenn er von Venedig aus als Frau Venus verkleidet, die dort aus dem Meere gestiegen, bis nach Böheim zog und jedem Ritter, der auf Frau Venus, welche sie Frauendienst lehren will, einen Speer versticht, ein golden Ringlein für seine Liebste gibt; welches die Kraft hat, daß sie immer schöner wird und ihn treu minnet; wenn er auf dieser seltsamen Fahrt durch Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier, Österreich, Böheim mit Frauenrock und zweien mit Perlen bewundenen Zöpfen angethan, von Posaunenbläsern begleitet, welche süße Weisen spielten, 307 Speer verstochen und 271 Ringe gegeben hatte für eben so viele auf ihn verstochene Speere, wobei er nicht einmal gewankt; wenn er, als sie nach dem

allen erklärte, sie werde ihn nie lieben, wie ein Kind weinte, so daß seine Augen fast blind wurden und vor Händeringen seine Glieder krachten, wie wenn man dürre Scheite zerbricht, und laut schrie, Gott möge ihn tödten, und ihm das Blut aus Mund und Nase brach; wenn er, weil sie ihm Gewährung verkünden ließ, von Samstag früh bis Sonntag früh, da sie ihm diesen Termin gesetzt, der Bote aber ihn lange nicht gefunden hatte, 40 Meilen weit ritt, so daß zwei seiner Pferde auf dem Wege todt lagen, und dann vor dem Schlosse zwei Tage mit den Aussätzigen aß, bis sie ihn heimlich hinaufziehen und nachdem sie ihn in seiner Hoffnung betrogen, wieder hinterlistig hinabfallen ließ, daß er sinnlos vor Leid ins Wasser gesprungen wäre, wenn ihn nicht sein Geselle ergriffen und zurückgehalten hätte; wenn er, als sie ihn endlich erhört, aber nach zweien Sommern ihm ein Ding gethan, daß alle Biedern, wenn er es aus Zucht melden dürfte, sein Leid mit ihm klagen würden, von seinem treuen Dienste sich los sagte, aber doch mit solchem Schmerze, daß er lieber todt gewesen wäre; wenn er später zu Ehren einer neuen Frau, die er erwählte, weil er bedachte, daß man nicht ohne Herrin und Minne sein solle, und daß er jetzt umherschwanke ohne Freude und ritterliches Leben, einer Frau, die vor allen weiblich, schön, gut, sanft, keusch und lieblich war, als König Artus, der aus dem Paradiese kommt, um die Tafelrunde herzustellen, durchs Land zog und den zum Genossen annehmen will, welcher 3 Speere ohne zu fehlen auf ihn verstechen würde, eine Fahrt, die Herzog Friedrich von Östreich selber besuchte; wenn er hinterlistig von zweien Rittern im eignen Schlosse gefangen und über ein Jahr in Ketten gelegt, dennoch ein Minnelied sang; wenn er endlich am Schlusse seines der

Herrin zu Ehren verfaßten Buches, nachdem er 33 Jahre Ritter gewesen war, noch immer Frauendienst als das Beste erklärt, darin er noch ferner die Seele wagen wolle; denn er glaube im Ernste, daß der liebe Gott ihm die Treue gedenken wolle, welche er ohne Falsch gegen die Gute trage; — wenn wir das ganze hier in gedrängtester Kürze zusammengefaßte Leben dieses tapfern und in seinen vielen Liedern höchst sinnigen Mannes auch nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachten: so wird mir gewiß jede verehrte Dame erklären, daß sie, ihren Bräutigam ausgenommen, solche Liebe bei den Männern unsrer Zeit nicht für möglich halte; und was sollen wir thun, als beschämt die Augen niederschlagen? Phantasterei! pure Mährchen! wird mir Mancher im Stillen entgegenrufen. Nein, mein Freund! lautere Wahrheit. Alle Umstände, welche erzählt werden, der ganze Ton, in dem dieses Buch gehalten ist, sprechen dafür. Hätten wir nur die Lebensgeschichten andrer Ritter so vollständig aufgeschlagen als das Leben Ulrichs in diesem zur Charakteristik jener Zeit unschätzbaren Buche, sie würden uns für dessen Glaubwürdigkeit eine Menge Belege liefern. — Gibt uns doch noch Meister Johannes Hadlaub, ein später Sänger aus Zürich, zu einer Zeit, als der Minnedienst schon sehr abgenommen und lange andauernder Rohheit zu weichen angefangen hatte, noch ein, wenn auch weniger starkes, doch für einen Bürgerlichen merkwürdiges Zeugniß von der Gewalt, mit welcher sich damals die Liebe des Gemüthes bemeisterte. Es war eine hohe Frau, die er liebte, der er sich aber nicht zu nahen wagte. Als Pilgrim verkleidet heftete er ihr eines Morgens, als sie aus der Mette ging, mit einer Angel einen Brief an's Gewand, in welchen er tiefe Reden von der

Minne geschrieben hatte. Er war vergnügt darüber, obschon er nicht wußte, was sie damit that. Er diente ihr seit den Jahren ihrer beiderseitigen Kindheit, hatte aber noch nie ein Wort mit ihr gesprochen. Das erbarmte die Herren, denen es kund ward; sie brachten ihn hin zu ihr. Aber sie wollte nichts von ihm wissen und kehrte sich um, als sie ihn sahe. Da fiel er vor Leid ohnmächtig zur Erde. Die Herren trugen ihn hin, wo sie saß, und legten ihre Hand in die seinige; da wurde ihm besser.

Ich lak vor ir (sagt er M. 2) als ein tot man,
und sach si jämerlich an uz der not.
Do sach si mich lieplich an unt rette mit mir;
ach wie zam 1) ir
daz so gar wol!
Ich mohte si so reht geschouwen wolgetan!
Wa wart ie man
so vröuden vol?
Di wile lagen min arme uf ir schoz:
ach wie souze 2) mir daz duc min herze gie! 3)
min vröude nie mer wart so groz.
Do hate ich ir hant so lieplich vaste, Got weiz,
davon si beiz
mich in min hant;
si wande 4), daz ez mir we tät', do vröute es mich. u. s. w.

Die Herren baten sie, ihm etwas zu geben, das sie lange an sich gehabt; da warf sie ihm ihr Nadelbein hin. Sie gabens ihr wieder, daß sie es ihm lieblich bot; da war er froh in sehnender Noth. Und obschon er nie wagte, wenn sie ihm begegnete, sie anzureden — denn die Minne machte ihn sprachlos, wie auch den Ulrich in seinen Jugendjahren — und obschon sie sich entfernte, wenn sie ihn auf dem Wege sah, ja sich gar in ihre Kammer einschloß und nicht sehen ließ, als ihn der edle Re-

1) ziemte, stand an. 2) süß. 3) ging. 4) wähnte.

gensberger abermals zu ihr brachte, so war er doch voll Entzücken, als er sie gehen sah in dem grünen Klee und die Blumen an dem schönen Plan und seine Fraue gegen einander leuchteten, daß die Wonne aufging und er nie so lichten Schein sah. (N. 44.) —

Daß der Liebende sein Mädchen nicht unliebenswürdig findet, versteht sich von selbst. Sie werden daher glauben, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauchte, wie die Minnelieder voll von Frauenlob seien. Aber theils um mir einen gelehrten Anstrich zu geben, muß ich dennoch mich etwas in Citaten ergehen, theils deßhalb, weil es anziehend sein dürfte zu sehen, worin eben die Liebenswürdigkeit gesucht wurde.

Der erste Empfehlungsbrief ist natürlich leibliche Schönheit; weil aber die Begriffe hierüber sehr individuell sind, so glaubt eben jeder, die Frau seines Herzens ist an rechter Schöne ein Morgenstern, ein wohlblühendes Maienreis, eine blühende Rose gewachsen sonder Dorn, eine leuchtende Sonne, das vollkommenste Bild eines Weibes, das Gott gegossen hat; könnten Vögel recht schauen, sie würden sie mehr loben, als die lichte Sommerzeit. Ihre klaren, lichten, spielenden, fröhlich stehenden Augen, sagt der Liebende, haben einen Strahl [1]) geschossen in das Herze mein;

Ich wande 2) in der sunnen schin
sehen, do ich in ir ougen sach; (Steinmar VI. 3.)

und trinkt Minne aus ihnen, wie Tristan aus einem Glase. —

Die Natur hat ihren minnerichen munt
gestalt gleich dem, als spräch' er z'aller stunt:
küsse, küsse, küsse mich. (Rudolf v. Rotenb. III, 23.)

---

1) Pfeil. 2) wähnte.

Er ist roth wie eine Rose im Thau des Mates, wie eine sich entfaltende Rosenknospe, klein und heiß, wie Feuer glühend, er leuchtet wie der lichte Rubin und haucht verjüngenden Balsam aus.

Wär alle mine sünde
wolt' ich liden die buoze.
daß ir munt
mich tusentstund [1])
kuste mit guotee muoze. (Kristan v. Luppin II, 2)

Ulrich von Lichtenstein will sie gar küssen hunterttusenttusentstunt, und bemerkt gemüthlich dazu:

Mancher siht, daz wär' mir alzevil,
der mit widen niht kan spiln der minne spil. (XLIII, 7.)

Der rothe Mund und die lichten Augen sind die Hauptsache bei Aufzählung der einzelnen Schönheitsstücke, wie billig, und in ersterem sind auch die weißen, ebenen Zähne nicht ganz vergessen, mit denen er bezinnet ist. Wangen licht und rosenroth, Kehle blank, schneeweiß und rund, rundes Kinn, Haar nach Art der alten Deutschen und Frauenbilder unserer alten Maler „gevar alsam [2]) die seiden", val, gel, [3]) goldvar, gelockt; nur selten wird braunes Haar gelobt, niemals schwarzes. Die Nase, ein Hauptstück bei Schilderungen unsrer Romanheldinnen, ist fast immer vergessen. Ob die Damen jener Zeit lacker schöne Nasen gehabt, so daß ein solcher Vorzug unbemerkt blieb, oder ob die Männer mit jeder Form zufrieden waren, weil sie die Lehre vom griechischen Profil noch nicht kannten, lasse ich unentschieden. Dagegen bleiben minnigliche Schläfe (tinne) nicht unerwähnt, und Hezbold von Weißensee, der Edle sei genannt um dieses einzigen Tro-

1) tausendmal. 2) von Farbe wie. 3) gelb.

pus willen — es war ein Thüringer, alſo ein Bierländer, nennt die Grübchen ſeiner Geliebten Hopfengarten; (II, 2.) weiße, weiche Hände, darinnen ſind fürwahr nicht Handgebeine, (Kriſtan v. Luppin II. 2.) und lange Finger wie die einer Königin;

Blank alſam ein hermelin
waren ir die ermelin. (Tanhuſ. III. 8.)

gerade Beine und wohlgemeſſene Füſſe. Ich will in dieſen Schildereien nicht weitläufiger ſein, nur das eine bemerke ich noch: nirgends ſind die Dichter in Beſchreibungen lüſtern und üppig, und meiſtentheils kommen ſie nicht über Mund und Augen hinaus. Was gegen gute Zucht war, vermied ein höfiſcher Sänger, der feingebildeten Frauen gefallen wollte, aufs ſorgfältigſte, und die freien Keckheiten des Volksliedes vertragen ſich nicht mit dem ſittigen Minneſang. — Aber der beſeelte Ausdruck wird noch mehr geprieſen als die ſtarre Schönheit. Beſonders wird Freundlichkeit als eine höchſt liebenswürdige Eigenſchaft der Frauen unzählige Male hervorgehoben.

Ich geſach von rotem munde
nie ſo lacheliches lachen,
als die minneckliche lachet,
ſwenn' ſi liebe lachen wil. (Gottfried v. Niſen III, 4.)

und: Ir ougen touwes 1) vol
werdent uz ir reines Herzens grunt.
von ir lachen (Ulrich v. Lichtſt. XLIII, 5.)
Gueticlich offen gruoz 2) zieret die vrouwen,
ſin ſüln ſich züchteklichen 3) lazen ſchouwen!
(Burkhart v. Hohenvels XIII. 4.)

Ein ſchönes Grüßen und minneckliches Anſehen von Seiten der Frauen achten viele Sänger als höchſten Preis ihrer Lieder. Schöner Leib ohne Weibes Güte taugt nichts, aber:

1) Thaues. 2) Gruß. 3) züchtiglich.

Waz gelichet sich der wunnen,
da ein rose in touwe stat?
nieman danne ein schönez wip,
bin mit rehter wibes guete wol stanzieren iren lip.
(Wildonie III. 2)

Diese Güte äußert sich in wohlanständiger Offenheit und sittiger Freundlichkeit im Verkehr mit den Männern.

Werder gruoz von vrouwen munde,
der vröut uf unt uf von grunde. (Rubin XIV. 1.)

Wol ist es erste Pflicht der Frauen ihre Zucht und Ehre zu wahren, aber nicht in orientalischer Abgeschlossenheit, nicht im Ernste römischer Matronen, nicht in moderner Prüderie, sondern in Demuth, Bescheidenheit, reinem weiblichen, von Affectation der Mannähnlichkeit freien Sinne. So nahmen sie Theil an allen Gastmahlen, Turnieren und jeder Art von Ritterfesten. Gerade in der Theilnahme edler Frauen am heitern Lebensgenusse liegt ein unschätzbarer Vorzug unsrer Geselligkeit vor der der Griechen; denn so viel auch bei ihren Symposien Geist, Witz und heitere Lebensweisheit sich geltend machen mag, den eigenthümlichen Reiz, welchen der offene Umgang beider Geschlechter gewährt, kannten sie nicht. Wäre ihnen der Sinn für Maß und Schicklichkeit nicht angeboren gewesen, so würde sich das einseitige Männerleben noch fühlbarer an einer Nation gerächt haben, deren gebildete Frauen Hetären und deren ehrbare ohne Erziehung waren. Schönheit, gute Sitte und Zucht verlangte das Mittelalter vereinigt an einem minneklichen Weibe, von dem man sagen sollte: Sie ist ein wunnebernder suezer Meije, ein wolkenloser sunnenschin; und die alle liebenswürdigen Eigenschaften zusammen besaß, nannten sie sehr bezeichnend ein „sälic wip.“ Wie Gott sich für den Himmel die Engel erschuf, so that er es

aus Gnade, daß er die Frauen uns zu Engeln gab. Nur mit dem Himmelreiche sind sie vergleichbar.

Vröude ist noch so niht zergangen,
wip geben vröude als ie über elliu 1) lant. (Walth. v. Klingen V, 4)

Ohne sie kann man nicht froh noch hohen Muthes werden; denn alles Gute kommt uns von Minne.

Wir süln alle vrouwen eren (Reim. d. A. XXXI, 5)
umb ir guete unt semer sprechen wol,
unt ir vröude gerne meren;
nieman erte ſi ze rehte je vol. 2)
Elliu vröude uns von in kumt
unt al der werlte hört uns an' 3) ir trost ze nihte frumt.

Die lieblichsten Frauen aber sind die in deutschen Landen, wie Walther v. d. Vogelweide in seinem berühmten Botenliede singt.

Ich han lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
Uebel mueze mir geschehen,
künde ich je min Herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde vremder ſite;
nu waz hülfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiutschiu zuht gat vor in allen.

Von der Elbe unz 4) an den Rin
unde wider unz in Ungerland
So mügen wol die besten sin,
die ich in der werlte han bekant.
Kan ich rehte 5) schouwen
guot geläze 6) unt lip,
semmir 7) got, so swuere ich wol, daz hie diu wip
bezzer sint danne ander vrouwen.

Tiutsche man sint wolgezogen;
rehte als engel sint diu wip getan;
Swer ſi schiltet, der ist betrogen,
ich enkan sin anders niht verstan:
Tugent unt reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant, da ist wunne vil:
lange mueze ich leben darinne. (XLVI, 3—5.)

1) alle. 2) vollkommen nach Gebühr. 3) ohne. 4) bis. 5) recht. 6) äußere Erscheinung. 7) so mir.

So war Liebe und Huldigung gegen das weibliche Geschlecht das Ziel ritterlicher Ehre, der Mittelpunkt ritterlichen Lebens und Dichtens, und Hunderte jener Lieder haben den einen Inhalt, daß nur dessen Gemüth hoch wie ein Adler steigen, wie ein Falke in Lüften schweben könne, daß der Mann den Kaiser nicht um seine Krone beneide, der sich ein minnekliches Weib zur Frau d. h. zum Gegenstand seiner ausschließlichen Verehrung erkoren und von ihr durch Gegenliebe beglückt werde. Ihr war dann sein ganzer Dienst geweiht, und in der Liebe erste Ritterpflicht Stäte d. i. Beständigkeit. Um seiner Herrin die Wahrheit und Stärke seiner Treue zu bewähren, ließ er sich weder durch Arbeit noch durch Gefahren schrecken, und fehlte auch seinen Bemühungen oft viele Jahre lang der Erfolg, so müßten doch die Herzen der Schönen härter als ein Adamas (Diamant), wie es oft heißt, gewesen sein, wenn sie sich durch ernstes Beharren und die eitle Genugthuung einen so tapfern Ritter als Verehrer zu haben, nicht am Ende hätten erweichen lassen. Auf wie harte Proben sie aber zu stellen wußten, haben wir schon aus dem Leben Ulrichs von Lichtenstein gesehen; der Tanhuser scherzt darüber, und nennt unter andern unmöglichen Dingen, welche seine Geliebte von ihm verlange, ehe sie ihm Liebe gewähren wolle, einen Berg aus Galiläa, auf welchem Adam gesessen, den Gral, welchen Herr Parcival pflag, den Apfel, den Paris der Venus gegeben, endlich den Mantel, welcher die Frau umschlossen, die unwandelbar wäre. (IX.)

Gewiß sind auch zwei Drittheile lyrischer Liebesgedichte klagender Art, und beschweren sich über Mangel an Gegenliebe. Wie kommt das? möchte man fragen. Waren die Huldinnen jener Zeiten aus unempfindlicherem Stoffe ge-

schaffen und weniger gefühlvoll als ihre stahlbepanzerten Ritter? Oder wurden sie eigensinnig und übermüthig durch der Männer übertriebene Fügsamkeit? Beides konnte Schuld sein in manchen Fällen, besonders das Letztere. Der Hauptgrund aber lag in etwas andrem, in der Natur der ritterlichen Minne selbst. Obschon nämlich die heilige Jungfrau mit schwärmerischer Anbetung verehrt wurde, so war doch die irdische Minne keineswegs blos sentimentale Gefühlsschwärmerei und ein gemeinsames Schwelgen in geistigen Hochgenüssen, jenes Zwitterding aus Freundschaft und Liebe, dem Plato ohne sein Verschulden den Namen lieh. Hinwiederum ging sie häufig weder auf gesetzliche Vermählung aus, noch achtete sie der Schranken, welche nach unsern Begriffen bei Mann und Weib die Ehe setzt. Wol sagt der König Tirol von Schotten in dem bekannten Lehrgedichte v. 31.

Gun. du solt din elich wip
haben lieb alsam 1) din selbes 2) lip.

Aber der ehelichen Liebe fehlte der romantische Anstrich, und nur was man erkämpfte, schien Viele zu reizen. Wie auf andre Abenteuer zog man auf verbotene Liebe aus, ohne Hehl und ohne Schande, wenn die Liebe nur beständig war. Ich brauche nur an das berühmte epische Gedicht Tristan und Isot zu erinnern, das in Gottfried von Straßburgs meisterhafter Bearbeitung das Lieblingsbuch des ganzen Mittelalters und nach allgemeiner Ansicht ein schöner Spiegel treuer Minne war; ich brauche nur auf die vielen zum Theil sehr empfindungsreichen und schönen Wächter- und Scheidelieder hinzuweisen und des so häufigen Zornes gegen die Merker, d. h. Aufpasser, ja der vielen Lieder selbst zu gedenken, in welchen

1) gleichwie. 2) deinen eignen.

die heimliche Liebe vor allem gepriesen wird; ich brauche endlich nur das einfache Factum anzuführen, daß Ulrich von Lichtenstein Gatte und Vater war, und daß ihm, wie er sagt, sein liebes Gemahl nicht lieber sein konnte, wenn er sich auch ein ander Weib zu seiner Frau erwählt hätte: und man wird nicht um hin können zu gestehen, daß damals in Theorie und Leben das sechste Gebot mit dem elften in wunderlicher Vereinigung war. An der Heiligkeit der Ehe, als einem Grundzug altdeutscher Sitte, hatte der häufige Verkehr mit Italien, die in den Kreuzzügen gemachte nähere Bekanntschaft mit französischer Weise, der Aufenthalt in dem zügellosen griechischen Reiche und die Kenntniß des Orients gewaltig gerüttelt, so daß selbst Frauen, wenn sich irgend Entschuldigung darbot, die allgemeine Stimme vieles nachsah, was sich mit der strengen Forderung des Christenthums nicht zusammenschicken wollte, und verbotene Liebe keineswegs schimpflich war, wenn sie nur Treue hielt.

Swa zwei lieb einander meinent
herzelichen ane wank,
unt sich beidiu dez vereinent,
daz ir lieb ist ane krank, 1)
die hat got zesamne geben
uf ein wunneklichez leben.
(Ulr. v. Licht. XXVIII, 3.)

Wird doch sogar in einer Minnefrage, ob es verstattet sei, zwei zugleich heimlich zu lieben, von einem Sänger die ganz egoistische Entscheidung gegeben:

Man sol ez dem man erlouben unt den vrouwen niht. (Johannsdorf III.)

Dieß ist eine Schattenseite des Lebens jener Zeiten, die ich aber hervorheben mußte, weil man sich über den ritter-

1) ohne Schwäche.

lichen Minnedienst gar häufig falsche Vorstellungen macht, und aus oberflächlicher Bekanntschaft mit einzelnen empfindsamen Gedichten oder aus Tradition sich einbildet, jene Menschen hätten nur im Mondschein empfindsamer Gefühle gelebt und zaghaft schöner Frauen Augen besungen. Aber bei alledem bleibt die naive Offenheit und der züchtige Ausdruck ihrer Geständnisse liebenswürdig. Ich kann es zu ihrem Ruhme versichern, daß unter der ungeheuern Masse von Liebesliedern kaum zehn lüsterne und frivole sich finden, ein schöner Beweis von der Unverdorbenheit des Gemüthes bei aller anscheinend freiern Sitte. Die Sinnlichkeit hat zu allen Zeiten bald offener bald verborgener ihre Rechte behauptet, aber verführerisch wird sie erst durch halbe Verhüllung.

Indeß sind keineswegs alle Minnelieder unter diesen Gesichtspunkt zu stellen, im Gegentheil weisen viele Sänger verbotene Liebe als Unminne und Sünde zurück und warnen die Frauen vor denen, welche ihr huldigen. Wie hätte auch sonst der Kampf für ihre Tugend zum Gottesurtheil werden können? Wie hätte der Dichter des Tristan den unglücklichen Irrthum des zauberischen Minnetrankes als Entschuldigung nöthig gehabt? Kannten sie doch nicht blos die beglückende, sondern auch die sittlich veredelnde Kraft der Liebe.

Minne ist aller sünden vri. 1)
Swer guotes wibes minne hat,
der schamt sich aller missetat.
Diu minne machet reinen muot. u. s. w.

Sie wohnet nur in reinen Herzen und machet sie freudig; ja sie ist eine Art Gottesdienst, und wie sie oft mit dem Himmelreiche verglichen wird, so wird sie guten Menschen so gut wie jetzt den Zugang dahin erleichtert haben, indem sie

1) frei.

die rauhen Eisenmänner weich und gemüthlich stimmte. Jegliche Liebe aber hatte wenigstens die Wirkung, daß sie statt zu verweichlichen, ein hoher Sporn männlicher Kraft und großer Thaten war.

Da man vor allem das Abenteuer liebte, so trachteten Viele hoher Minne nach, weil vornehmerer Stand in einen eigenen Zauber kleidet und die Gewährung größere Schwierigkeiten zu haben scheint. Indeß wird dieses Streben besonders von den Lehrdichtern, welche gern die Mittelstrasse empfehlen, nicht selten getadelt, und daß auch die Liebe mit den untern Ständen keineswegs verachtet war, beweist nicht nur die Geschichte, sondern auch eine Menge Minnelieder, welche auf arme Mädchen oder auf ländliche Schöne vorhanden sind.

Ze vrouwen (d. h. hochgeborenen) hab ich einen sin (sagt Hartmann v. d. Aue im Gefühle des Unmuths XVI, 2.)
als 1) si mir sint, als bin ich in;
Wand 2) ich mak baz vertriben
din zit mit armen wiben.

Denn als er einst in seiner Thorheit zu einer ritterlichen Frau gesagt:

Vrouwe, ich han mine sinne
gewant an juwer 3) minne.

da sei er schief angesehen worden, und das wolle er in Zukunft vermeiden. Walther richtet ein Lied an ein ihm herzeliebes Fröuwelin, das aber arm ist, und kümmert sich nichts um diejenigen, welche ihn darum tadeln:

Swaz si redent, ich bin dir holt
unt nim din glesin vingerlin 4) Vür einer küniginne golt. (XL, 4.)

So sind viele Lieder Gottfrieds von Nifen, welche sich gleichwol meistentheils im hohen Minnetone bewegen, an

1) wie... so. 2) denn. 3) eure. 4) gläsernes Ringlein.

ein Landmädchen gerichtet; ſie bricht und ſchwingt Flachs, trägt die Waſſerkrüge vom Brunnen, wird ſeinetwegen fünfmal an einem Tage von ihrer Herrin geſchlagen, will ihn aber doch lieben, wenn er ihr ihren Dienſtlohn, einen Schilling und ein Hemde, vergüte; und die Königin Herrn Steimars, eines ſehr lebensfriſchen Dichters, deſſen Gedichte oft an den Ton des Volksliedes ſtreifen, und der die „armen minnerlin" d. h. ſentimentalen Liebhaber verſpottet, iſt eine minnekliche Dienerin, welche von ihm Leinwand, Schuhe und einen Schrein begehrt. Herr Burkhart von Hohenvels führt zwei Mädchen im Geſpräch auf, eine arme und eine reiche, von denen die letztere bedauert, daß ſie nicht auch arm iſt, um mit jener zum Tanze zu dürfen; die arme aber ſingt wohlgemuth als Refrain nach jedem Vers:

Mir iſt von ſtrowe 1) ein ſchapel 2) und min vrier muot
lieber, danne ein roſenkranz, ſo ich bin behuot. 3) (VII.)

So treibt ſich Nithart, einer der reichſten und wegen ſeiner originellen Schilderungen des öſtreicher Bauernſtandes merkwürdigſten Sänger des Mittelalters, obwohl er ſehr beliebt am öſterreichiſchen Hofe war, ausſchließlich mit Bauern herum. Er foppt und neckt bei jeder Gelegenheit die Männer wegen ihres abgeſchmackten Putzes, in welchem ſie die Ritter nachahmen wollten, wegen ihrer plumpen und ungeſchliffenen Manieren, weil ſie im Tanze herumfahren wie die wilden Bären. Sie waren bei ihren Feſten auf dem Marchfelde häufig gleich den Rittern im Harniſch und bewaffnet mit Schwertern, mit denen ſie denn auch bei der leichteſten Veranlaſſung die blutigſten Händel ausfochten. Dafür, daß

1) Stroh. 2) ein weiblicher Kopfputz. 3) gehütet.

Engelmar Vriderunens Spiegel zerbrach (dieser Spiegel war ein Frauenschmuck, welchen sie anhängen hatten), eine Geschichte, von welcher unser Dichter gar nicht loskommen kann, blieben ihrer zweiunddreißig todt, und es thut ihm nur leid, daß der Vridman kam, der Vogt von Östreich, und ihrem Streite Einhalt gebot, so daß sie nach Hause schleichen mußten und nicht alle umkamen. Nithart ist wahrhaft unerschöpflich in Beschreibung dieser Bauernsitten, und noch in seinem Alter, wo er klagt: (Bd. III. N. XLV.)

> mir sinkt daz houpt, unt slife mit den vuezen, und bedauert
> unt het ich got nur haly gedient so lange
> als ich der werlte han getan,

ist es ihm nicht recht:

> swen die törper 1) als die hummel snurrent
> an dem reien,
> unt als di bokke gein einander turrent. 2)

Aber ihre Mädchen hat er desto lieber; der Grund seines Zorns ist hauptsächlich der, daß ihn die Bursche dabei ärgerten und ihm ebenfalls manchen Streich spielten. Es freut ihn an den Mädchen,

> Wie schone si gegen dem Abent unt dez Mejen morgen nahent,
> wie sumerliche si die zit empfahent.
> Si singent wol ir suezen sank. (XIV, 3.)

Er singt ihnen fröhliche Reihentänze; er ergötzt sich bei ihrem Ballspiel, wobei ihn nur immer der Männer Ungeschick ärgert. Und die ländlichen Schönen werfen die Augen auch lieber auf Ritter als auf Bauern. Was hilft es, daß die Mutter sagt:

> Töhterlin, wilt du din lop verliesen? 3)
> wilt du Chuonzen, meiers sun, verkiesen 4)?

---

1) Bauern. 2) stoßen. 3) verlieren. 5) verwerfen.

der hat beide, rint unt swin,
korn unt win:
wiltu nu daz allez samt verliesen?
dez meiers sun begeret din. (Bd. III. XXVIII, 7.)

Die Tochter will eben einen Ritter haben, den von Riuwental d. h. den Dichter, welcher das Dörfchen Riuwental in Bayern als mütterliches Erbe besaß. Denn Nithart ist ein Bayer von Geburt, und war gern am Hofe zu Landshut, aber aus des Herzogs Gunst vertrieben, fand er freundliche Aufnahme bei Friedrich dem Streitbaren von Östreich. Dort lieben die Mädchen seinen Gesang, und eine will um seine Minne, nach der sie brennt, gern ihren Bruder und alle ihre Freunde verlieren. Viele seiner Gedichte haben auch einen volksthümlichen Charakter und eine lebendige dialogische Form. Auch andrer Dichter Lieder sind sehr häufig dialogisch gehalten, indem entweder Mutter oder Tochter, oder zwei Gespielinnen, oder ein Ritter und eine Frau, oder eine Frau und ein Liebesbote mit einander redend eingeführt werden. Diese Form verleiht den Liedern viel Leben und Naturtreue, und einen dramatischen Charakter, der dann im Volksliede nur noch entschiedener hervortritt. So führt auch Nithart z. B. häufig Mutter und Tochter im Zweigespräch auf; die Tochter will hinaus an den Mai zum Reihen; denn sie minnt einen stolzen Ritter:

Waz soll mir Engelber ze man? meint sie;

die Mutter läßt sie nicht fort und sperrt ihr die Kleider ein; die Tochter bricht gewaltsam den Schrein auf, die Mutter ergreift die Kunkel:

sie gab ir eins, daz ez im huse erschal
überal. (VII.)

Manchmal schlagen sie einander gegenseitig und die Tochter

geht doch fort. — Die Mutter verlangt, die Tochter soll erst mit 24 Jahren minnen, worauf die Tochter antwortet:

Mueterlin,
la daz sin,
ich will iemer 1) leben nâch dem willen mîn. (XXI.)
Es schadet jungen meiden, die ze lang daheime sitzen.

(meint die Tochter) Ich han daheime mich verlegen:
ich will jarlanc 2) vröuden pflegen
mit kinden 3) uf der strazen. (Bd. III, LVIII, 5)

Und als die Mutter räth, sie solle doch noch ein Jahr warten, sagt sie, es könne ihr leicht zu spät kommen; die Mutter habe doch auch einen Mann, und sie wolle eben auch einen. (Bd. III. LXIV) Umgekehrt will einmal die Alte sich schmücken und nach Blumen gan und an seiner Hand rejen, denn sie ist nach seiner Minne todt. Traut Gespiel, sagt sie zur Tochter, welche ihr Vorstellungen macht, laß uns mit einander gehn; oder sie räth ihr, zu Hause zu bleiben; denn er begehre keiner jungen. Beide eilen an die Thüre aber die Junge ist ihr doch zuvor gekommen. (Bd. III. LXIX. u. a.)

Die Sommertänze im Freien sind die wahre Lust der jungen Leute vom Ritter-, wie vom Bauernstand, und wenn man auch im Winter in der Stube tanzte und es bei Nithart heißt:

traget uz die schämel' unt die stuele,
heiz die scheragen
pürder tragen,
talanc 4) sul wir tanzes werden mueder; (XIII, 2.)

so ist doch an Winterbälle in der damaligen Zeit noch nicht im entferntesten zu denken. Der Tanz, als der unmittelbarste Ausdruck des jauchzenden Gemüthes, wurde hervorgerufen durch Fröhlichkeit des Naturlebens, und wer empfindet

1) immer. 2) von jetzt an das Jahr hindurch. 3) Kindern, auch von erwachsenen Mädchen gebräuchlich. 4) von jetzt an den Tag über.

es nicht, wie ein ländlicher Tanz im Freien, unter dem Schatten laubiger Linden, wenn die Brust erquickende Frühlingsluft einathmet und ein Strahl der sinkenden Sonne durch die Blätter hereinscheint, ein ganz anderes Vergnügen gibt, als unsre nächtlichen Freuden im staubigen Saale? Da braucht es keine rauschende vielstimmige Musik; ein paar Fiedeln und Pfeifen wiederholen die heitere Stimmung der Herzen. Darum wollen wir auf jene Tänze nicht wie auf einen ärmlichen Anfang unsrer ausgebildeten Kunst herabschauen, sondern bekennen, daß bei den einfachen Festen jener Menschen vielleicht mehr Fröhlichkeit durch die Welt zog. Eine große Menge Lieder der Minnesänger sind Tanzlieder. Die Dichter waren zugleich Componisten und meistens auch Spielleute. Sie sangen das Lied beim Feste und begleiteten es mit der Fiedel. Auf die Melodien, Töne oder Weisen, welche an das Sylbenmaß gebunden waren, wurde eben so viel Werth gelegt als auf die Lieder. Dieß gilt auch für die reinen Minnelieder; und wenn z. B. ein Ritter seiner Frau ein neues Lied übersandte, so pflegte es ihr der überbringende Bote gleich vorzusingen. Text und Melodie verbreiteten sich meist durch Tradition, und sehr häufig kommt die Bemerkung vor, daß dieses oder jenes Lied die Frauen weit und breit gerne gesungen hätten. Zwar wurden die Gedichte, da sie häufig als Briefe übersandt wurden, meistens auch aufgeschrieben, aber ein bequemerer Weg ihrer Fortpflanzung war immer die Mündlichkeit. Wie viele Sänger mochten, zumal in der bessern Zeit, von Hof zu Hofe ziehen, beliebt und gerühmt, die gleichwohl weder lesen noch schreiben konnten, wie z. B. Ulrich von Lichtenstein, ja der gelehrte und tiefsinnigste Dichter des Mittelalters Wolfram von Eschenbach, diebe es selbst von sich bezeugen.

Aber von Mund zu Munde flog das geflügelte Wort, welches man um so mehr zu schätzen wußte, je schwieriger man in seinen Besitz kam. Daher waren denn auch Sänger neuer Lieder und Weisen beim Tanze gerne gesehen von Mädchen und Frauen; sie wußten das wohl, und fast alle ritterlichen Dichter machten auch Tanzweisen, oft in balladenähnlicher Form, oft rein lyrisch den Preis der Frauen mit dem der schönen Sommertage verbindend, häufig mit einem nach jedem Verse wiederkehrenden Schlußreim, der vermuthlich vom ganzen Chore gesungen ward. Durch besonders heitern Sinn zeichnen sich die des Tanhusers aus, der gern den Mejen singt bei schönen kinden.

Uf, uf kint pruevet daz leben. (heißt es gleich am Schlusse des ersten)
sit uns got den lip hat gegeben,
so suln wir singen,
vröliche springen.

Ein andres schließt er:

Nu ist dem videläre 1) sin seite zerbrochen,
daz selde geschiht im alle die wochen,
Heia, Tanhusäre,
la dir niht wesen swäre,
swa man nu singe,
vröliche springe.
heia, nu hei! (V, 30)

oder: heia, nu hei!
nu ist dem videläre sin videlbogе enzwei. (IV, 31)

Und doch ist dieser fröhliche, obwohl dabei äußerst gelehrte Sänger arm und heimathlos, wenn er auch andeutet, daß er früher in bessern Verhältnissen gelebt hat.

Ich bin ein arbeitsälik man (ruft er einmal in einem auf hoher See beim Sturm gemachten Gedichte XIII, 2.)
der niene 2) kan beliben, 3)
wan 4) hinte hie, morne anderswan. 5)

Daz ich ze herren niht enwart, sagt er anderswo (XIV, 1) daz mueze Gott erbarmen.

1) Fiedler. 2) nirgends. 3) bleiben. 4) sondern. 5) morgen anderswo.

Aber er trägt seine Lage, wie so viele andre unbemittelte, z. B. Nithart, Walther von der Vogelweide mit heiterm Sinne, um so mehr als die Liberalität reicher Fürsten und Herren, welche den Werth der Kunst zu schätzen wußten, durch edle Freigebigkeit etwaigem Mangel abzuhelfen pflegte. Denn die Liebe zur Dichtkunst ging von den Höfen aus; es galt für eine Ehre Sänger zu sein, und berühmte Sänger um sich zu haben, aus deren Munde nicht blos der Frauen, sondern auch der Fürsten Preis ertönte und weise Lehren fürs Leben in schönen Sprüchen und Lob oder Tadel von Zeitverhältnissen und Begebenheiten gerne vernommen wurden. Denn man würde sehr irren, wenn man sich durch den Namen Minnesänger zu der Ansicht verleiten ließe, sie hätten nur von Liebe gesungen. Daß der Deutsche zum Nachdenken und Philosophiren geneigt ist, und einen tiefen Sinn für Religion hat, beweist der ganze Gang seiner Bildungsgeschichte. So geht denn auch durch seine Poesie von alter Zeit an bis auf uns die Neigung zu ernster Betrachtung, welche sich über Religion, Moral, Sitte und Politik theils in längern didactischen Gedichten verbreitet, theils in sinnspruchartigen kürzern zusammenfaßt. Wie Tausende, wenn die rasche Jugend im Getümmel der Lanzen und fröhlicher Liebe vorüber war, an der Schwelle des Alters angekommen für ihre Seele den Weg ins Himmelreich theils durch fromme Stiftungen theils durch Eintritt in ein abgeschiedenes Kloster vorbereiteten, so klingt auch aus den Saiten der Sänger bei vorrückenden Jahren nicht selten klagende Schwermuth nach. Frau Welt ist, von vorn gesehen eine schöne süße Frau, aber im Rücken ein arges Ungethüm; sie verführt mit teuflischen Künsten, aber sie ist falsch und lohnt ihrem Verehrer, wenn die Locken grau

werden und das Haupt zur Erde sich neiget, mit schnödem Undank.

Welt, ich han dinen lon ersehen. ruft Walther v. d. Vogelweide aus, (LVII, 3)

swaz du mir gist, daz nimst du mir;
wir scheiden alle bloz von dir:
schame dich, sül mir alsam 1) geschehen.
Ich hate lip unt sele, des was gar ze vil,
gewaget tûsentstunt dur 2) dich:
nu bin ich alt, unt hast mit mir din gumpelspil: 3)
unt zürne ich daz, so lachestu.
Lache uns eine wile noch:
din jamertac wil schiere 4) komen,
unt nimt dir, swaz du uns hast genomen
und brennet dich darümbe jedoch.

Und ein Zwiegespräch mit der Welt schließt er mit den Worten:

Got gebe ju vrouwe guote naht: ich wil ze herberge varn. (XIX.)

Diese Vergänglichkeit des Irdischen im Auge haltend sagt der Winsbecke sehr schön zu seinem Sohne: (v. 3)

Sun, merke, wie daz kerzenliht
die wile es brinnet, swindet gar;
gelombe, daz dir sam geschiht
von tage ze tage; ich sage dir war,
daz nim in dinen sinnen war,
unt rihte hie din leben so,
daz dort din sele wol gevar; 5)
swie hoh an guote wirt der man,
dir volget niht, wan alse vil, ein linin tuoch vür dine scham.

Daher ist es besser, Gott dienen, dem getreuen, der uns vergilt mit seinem Himmelreiche. Und wenn es auch Manchem lieber war bei der Geliebten zu sein als bei Gott im Paradiese, so bleibt doch im Alter die Klage nicht aus, daß er seine Jahre um ein Weib „verdummet" habe.

Größere didactische Gedichte aus den Zeiten der Minnesänger sind König Tirol, der Winsbecke, die Winsbeckin, welche

1) ebenso. 2) tausendmal für. 3) Possenspiel. 4) bald. 5) fahre.

Lebensregeln für Ritter und Frauen enthalten, kleine existiren in Menge, besonders in der Form kurzer Sprüche. Von den ältern Dichtern ist als Muster dieser Gattung aufzustellen Walther von der Vogelweide, der vielseitigste und bedeutendste aller Minnesänger; später Reimar von Zweter, ein besonders ernster Dichter, der Marner, der Walther seinen Meister nennt, u. a. Die Neigung zum Lehren nimmt aber zu, je mehr mit wachsendem Druck der Zeiten Minnepoesie und dichterischer Sinn abnimmt. Meister Stolle, der Unverzagte, der Misner, Heinr. v. Müglin, Meister Rumeland, Helleviur, Regenbogen, Singuf, Frauenlob und andre minder bedeutende Dichter, welche als Nachblüthe dieser Periode und als Keime des Meistergesanges zu betrachten sind, werden verherrschend didactisch und dabei gelehrt und kleinlich bis zur Ungenießbarkeit. Da ich aber das didactische Element mittelalterlicher Poesie nicht zum Gegenstande dieses Vortrages erheben kann, so will ich eine weitläufigere Betrachtung dieses Stoffes bei Seite liegen lassen, um so mehr, als ich mir vorgenommen habe, nächstens in einem besondern Vortrage über Walther von der Vogelweide, als einem vollständigen Exempel der gesammten lyrischen Poesie, zu sprechen, bei welcher Gelegenheit ich vergleichungsweise ins Gebiet der Lehrpoesie Gehöriges aus andern Dichtern beibringen werde. Für gegenwärtigen Zweck mag die einfache Andeutung genügen, daß neben dem Minnegesang, zu welchem ich auch die Lobgesänge auf die Mutter Gottes rechne, auch das Lehrgedicht als religiöse Betrachtung, als Lebens- und Sittenregel, als politische Reflexion, besonders über das Verhältniß von Kirche und Staat d. h. über die Gewalt der Kaiser und Päbste, über die Beziehungen zwischen Geistlichen und Laien, einen

äußerſt fruchtbaren Boden fand. Man ſtaunt, mit welcher Klarheit oft jene Männer aus dem finſtern Mittelalter Verhältniſſe durchſchauten, welche unſerem geſcheiten neunzehnten Jahrhundert, als hätte das ganze Drama der Geſchichte vor ihm umſonſt geſpielt, nahe zu über den Kopf zu wachſen beginnen; und mit welch offenem Freimuthe ſie Dinge ſagen, vor und durch welche unſre Cenſoren ein Kreuz machen würden. Doch ich will mich auf dieſem Felde jetzt nicht weiter ergehen, ſo viel auch intereſſante Punkte berührt werden könnten, um mir nicht ſelbſt in dem, was ich bei Betrachtung Walthers zu ſagen haben werde, vorzugreifen.

Nachdem ich ſomit das innere Weſen des Minneſangs genugſam charakteriſirt zu haben glaube, bleibt mir noch übrig, über ſeine äußere Erſcheinung in Raum und Zeit zu reden und die Fragen zu beantworten, an welchen Orten und durch welche Männer derſelbe hauptſächlich zur Blüthe kam, und durch welche Verhältniſſe er wieder entartet und verſunken iſt. Mit einem Worte, ich habe Ihnen noch eine Geographie und Geſchichte des deutſchen Minneſangs in Kurzem mitzutheilen.

Die oft erörterte Unterſuchung über den Einfluß der provenzaliſchen Dichtkunſt auf die Entwicklung deutſcher Lyrik können wir bei Seite liegen laſſen, da ſich ein ſolcher weder beſtreiten noch hiſtoriſch belegen läßt. Aber wie die nordfranzöſiſchen Romane bei uns bekannt wurden und der epiſchen Dichtkunſt eine Maſſe poetiſchen Stoffes zuführten, ſo werden gewiß auch die Liebeslieder, welche hauptſächlich im ſüdlichen Frankreich im Schwange waren, durch die Schweiz, Burgund und den Rhein hinab oder auch mittelſt lebhaftern unmittelbaren Verkehrs in den Kreuzzügen einen Weg zu

uns gefunden haben. Indeß zeigt sich in unsrer mittelalterlichen lyrischen Poesie nirgends eine Spur von Nachahmung, während die epischen Sänger offen erklären, welcher fremden Quelle sie gefolgt sind. Daher mag für den Ursprung deutschen Minnesanges mit Grund angenommen werden, daß zwar neben andern Ursachen auch die etwas früher entsprungene provençalische Dichtkunst ihm einen Anstoß gegeben, daß aber das unter den großen hohenstaufischen Kaisern zu höherem Aufschwung entwickelte geistige Leben der Grundstimmung unsres Volkes frei und unabhängig von weitern fremden Einflüssen ihre lyrische Richtung lieh, welche sich durch tiefere Gemüthlichkeit und züchtigere Reinheit wesentlich von den Liedesliedern der Troubadours unterscheidet. Die Kaiser selbst waren der Dichtkunst zugethan und übten sie theilweise in eigner Person. Zwar der gewaltige Barbarossa, welcher im Jahre 1190 seinen Tod fand, erlebte erst ihren Anfang. In seine Zeit fällt der durch epische Gedichte mehr noch als durch seine sinnvollen, heitern, einfachen Minnelieder berühmte Heinrich von Veldeck, welcher, der niederrheinischen Zunge angehörig, diese mit dem Hochdeutschen vertauschte und durch seine „schon damals anerkannte Vervollkommnung der Form, der Verse und Reime für Ausbilduug der Poesie am wirksamsten war.“ Ueber ihn sagt Gottfried von Straßburg die bedeutsamen Worte: (Tristan 4724 ff.)

Von Veldekin Heinrich,
der sprach uz vollen sinnen;
wie wol sang er von minnen!
wie schone er sinen sin beseit! 1)

1) beschneidet.

ich wän', er sine wisheit
uz Pegases ursprinige 1) nam,
von dem die wisheit erkin quam;
ine han in selbe niht gesehen,
nu höre ich aber die besten jehen, 2)
die do bi sinen jaren
unt sither meister waren,
die selben gehent im einen pris:
er impfete daz erste ris 3)
in tiutischer zungen,
davon sit este ersprungen,
von den die binomen quamen ꝛc.

Unter diesen Kaiser fällt auch wol Blicker von Steinach, und Hagenau, welchem Gottfried, wie dem Hartmann v. d. Aue gleichfalls hohes Lob ertheilt. Veldeck lebte längere Zeit am Hofe des kunstsinnigen Hermann von Thüringen, welcher von 1180 an Pfalzgraf gewesen war und seit dem Todesjahre Barbarossas auf der Wartburg als Landgraf von Thüringen herrschte. Der Hof dieses edlen Fürsten war das Weimar der Minnesänger, und mit ihm wetteiferte nur das Haus der Herzoge von Oestreich zu Wien. Seitdem nämlich im Jahre 1156 durch Friedrich Barbarossa Oestreich an Heinrich Jasomirgott aus dem Geschlechte der Babenberger als eignes Herzogthum gegeben worden war, folgten sich dort aus dieser Familie eine Reihe eben so tapferer als gebildeter Fürsten, Leopold VI., der Tugendhafte, der Richard Löwenherz gefangen nahm, Friedrich der Katholische, besonders aber durch Liberalität und Sinn für Poesie ausgezeichnet Leopold VII., genannt der Ruhmreiche, von 1198—1230, und nach ihm Friedrich der Streitbare, der letzte dieses Stammes, welcher im Jahre 1246 auf einem Zuge gegen den Ungarkönig Bela erschlagen ward. Der thü-

1) Quelle. 2) sagen. 3) Reis.

ringer und österreicher Hof wetteiferten um den Preis der besten ritterlichen Sänger, und manche der ausgezeichnetsten finden wir nacheinander an beiden. Reimar der Alte, der nach Veldeck den Minnegesang zuerst „zur reinen Ausbildung brachte," erscheint zuerst in Oesterreich bei Leopold VI, welcher 1194 starb; er beklagt seinen Tod in dem rührenden Liede (XV.), welches er Leopolds Wittwe in den Mund legt.

Si jehent, der sumer der si hie,
din wunne din si komen,
unt daz ich mich wol gehabe 1) als e.
Nu ratet unde sprechet wie;
der tot hat mir benomen
daz ich nie mer überwinde me.
Waz bedarf ich wunneklicher zit,
sit aller vröuden herre, Liupolt, in der erde lit?
den ich nie tak getruren sach:
ez hat din werlt an im verlorn,
daz ir an einem manne nie so jämerlicher schade geschach.

Mir armen wibe was ze wol,
swenne 2) ich gedahte an in,
unt wie min heil an sinem libe lak.
Daz ich des nu niht haben sol,
des gat mit jamer hin
swaz ich jemer me geleben mak.
Miner wunnen spiegel der ist verlorn,
den ich mir hete ze tumerlicher ougenweide erkorn,
dez muoz ich leider ünik 3) sin.
do man mir seite 4), er wäre tot,
zehant 5) viel mir daz bluot von dem herzen uf die sele min.

Nachher aber finden wir den Dichter bei Hermann von Thüringen. Ingleichen Walther von der Vogelweide, welcher erklärt, er habe in Österreich singen und sagen gelernt. Vermuthlich nahm er sich dort Reimarn zum Muster, dessen Tod er betrauert, indem er unter anderem sagt: (IV, 3.)

---

1) befinde. 2) wann. 3) bedürftig, beraubt. 4) sagte. 5) sofort.

mich riuwet din wolredender munt und din vil suezer sank,
daz die verdorben sint bi minen ziten,
daz du niht eine wile mohtest biten, 1)
so leist ich dir gesellescaft, min singen ist niht lank.

Der Wettstreit beider Fürstenhäuser liegt klar vor Augen in dem vielbesprochenen, durch spätere Einschiebungen entstellten und in manchen Punkten noch immer dunkeln Sängerkrieg auf Wartburg, welcher in der Zeit Hermanns von Thüringen und Leopoldts VII. gehalten, dessen Beschreibung aber wol etwas später verfaßt ist; jedoch in keinem Falle so spät, daß nicht das Andenken beider Fürsten noch lebendig gewesen wäre. Es ist ein Gedicht in der Art, wie Sie neulich eines von Simrock vernommen haben, eine Tenzone, nur nicht mit gleicher dialectischer Gewandtheit wie die simrockische gearbeitet. Vor dem versammelten thüringer Hofe tritt Heinrich von Ofterdingen, ein ohne Zweifel sehr berühmten Sänger, wenn uns gleich keines seiner Gedichte bekannt ist, mit dem Preis des Fürsten von Östreich auf, dessen Milde nicht dreier Fürsten Tugend aufzuwägen vermöchte. Ihm stellt Walther von der Vogelweide erst den König von Frankreich gegenüber, der tugendhafte Schreiber aber, d. i. des Landgrafen Notar Heinrich, von welchem uns noch 12 Lieder erhalten sind, den Landgrafen von Thüringen; Ofterdingen stellt Reimar und Walther von Eschenbach als Schiedsrichter auf. Herr Biterolf, uns gleichfalls in seinen Leistungen unbekannt, nimmt Partei gegen den Östreicher, und Reimar und Wolfram geben dem Thüringer das höchste Lob. Walther von der Vogelweide fängt den Ofterdingen mit einer Vergleichung. Welcher Fürst, fragt er, gleicht

1) warten.

am meiſten der Sonne? Antwort: der von Öſtreich. Nun, fährt er fort, ſo vergleiche ich Hermann von Thüringen dem Tage, der alle Weſen noch mehr erfreut, als der Sonnenſchein. Da ſie nun um den Preis ihres Kopfes ſtritten in Beiſein des Herrn Stempfel oder Scharfrichters, ſo wurde nur auf Fürbitten der Landgräfin dem überwundenen Öſterdingen geſtattet, daß er den Klinſor von Ungerland, welchem die Tugend in Öſtreich bekannt ſei, zu Hilfe rufe. Dieſer faſt mythiſche Sänger, zugleich Zauberer, welcher die tiefſten Geheimniſſe aller Künſte verſteht, erſcheint denn auch, aber der Streit wird nun auf allgemeine, beſonders religiöſe Fragen übergeleitet und mit Räthſeln und myſtiſcher Gelehrſamkeit fortgeführt einzig zwiſchen Klinſor und Wolfram, nur daß einmal gegen letztern auch der Teufel Naſion auftritt, welchen Klinſor ihm zugeſandt. Aber der fromme Ritter bekreuzt ſich, und der Teufel muß unverrichteter Sache wieder abziehen. Dieſer zweite Theil iſt wol jüngern Urſprungs als der erſte; das Gedicht ſelbſt aber liefert den deutlichen Beweis, welch hohe Verdienſte ſich beide Fürſtenhäuſer um die Pflege der Kunſt erworben haben. Walther in ſeinen Gedichten lobt alle gute Fürſten, von Hermann aber rühmt er, daß er an Milde am beſtändigſten ſei.

Ich bin, ſagt er, des milten Lantgraven ingeſinde;
es iſt min ſite, daz man mich ſemer bi den tiurſten 1) vinde;
die andern vürſten alle ſint vil milte, jedoch
ſo ſtæteliche niht ꝛc. (LXXI, 15.)

Wie gaſtfrei es da herging, ſehen wir unter andern aus einer Stelle Walthers, wo er ſagt, wer kränklich ſei, der ſolle nicht an den Hof zu Thüringen kommen; denn dort werde er gar zum Thoren. (LXIX, 5.)

1) Theuerſten.

Ein schar vert uz, din ander in, naht unde tak;
groz wunder ist, daz iemen dort gehöret. 1)
der lantgrave ist so gemuot. 2)
daz er mit stolzen helden sine hab' vertuot.
* * *
unde gülte ein vuoder wines tusent pfunt,
da stuend' doch niemer ritters becher lære.

Nach Hermanns Tode unter seinem Sohne Ludwig scheint es dort stiller geworden zu sein, und mit Heinrich Raspe, ebenfalls einem Sohne Hermanns, welchen man den Pfaffenkönig nannte, weil er als Gegenkönig Friedrichs II. meist von geistlichen Herren erwählt worden war, ist 1247 dieses Geschlecht erloschen.

Ein Tochtersohn Hermanns war Heinrich III., der Erlauchte, von Meißen, von welchem zunächst das ganze sächsische Haus abstammt. Als Knabe von vier Jahren nach dem frühen Tode seines Vaters von der Mutter (1224) dem Herzog Leopold VII. von Östreich zur Erziehung übergeben, gewann er Geschmack an fürstlicher Pracht und ritterlicher Bildung, und ist berühmt durch herrliche Hofhaltung, glänzende Turniere und edle Freigebigkeit, wozu ihn der große Reichthum aus den unter seinem Großvater entdeckten freiberger Silberbergwerken in den Stand setzte. Er hat fast alle fürstliche Dichterfreunde überlebt und starb im Jahre 1288. Von ihm sind uns noch 6 Minnelieder erhalten. Als Pflegerder Poesie in Nord-Westdeutschlands Gegenden gelten auch Fürst Heinrich I. von Anhalt († 1252) und die Grafen von Henneberg, unter welchen Otto, genannt von Botenlauben, uns noch 14 schöne Lieder hinterlassen hat und 1254 gestorben ist.

In Österreich folgte auf den 1230 gestorbenen Herzog

1) hört. 2) gesinnt.

Leopold VII. der berühmte Herzog Friedrich der Streitbare, welcher, gleich tapfer als fröhlich, die berühmteſten Dichter um ſich hatte. Bei ihm lebte der Tanhuſer, Walthers Nachfolger am Hofe, Nithart, Pfeffel; mit ihm verkehrte Ulrich von Lichtenſtein, mit ihm Bruder Wernher, (denn auch Geiſtliche dichteten) der ſeinen Tod beklagt. Auch ein Fürſt von Meran, ein Graf von Bogen, der Kärnthner Bernhard (1202—56) aus dem Geſchlechte der Grafen von Spanheim und Ortenburg gehörten unter die geſanglie-benden Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands, und Berthold, Patriarch von Aquileja, mit Leopold ein eifriger Vermittler der Streitigkeiten zwiſchen Kaiſer Friedrich II. und dem Pabſte, der letzte aus dem Stamme der Grafen von Andechs.

Nicht minder rühmlich thaten ſich die bayeriſchen Fürſten hervor. Schon Welf führte von 1169—91 zu Memmingen ein luſtiges Leben, nachdem er ſeine Güter in Bayern und Schwaben an ſeinen Neffen Heinrich den Löwen überlaſſen hatte. Ludwigs I. Tod, welcher 1231 zu Kellheim ermordet ward, betrauert der Bruder Wernher.

Junk unde alt, rich unde arm, helfet mir klagen
des vürſten tod uz Beierland; wer ſoll uns nu ergetzen
der groten triuwe, die man ſtäteklichen an im vant? (Bd. III. p. 19.)

Seinen Nachfolger Otto II., den Erlauchten (1231—53), deſſen Tochter Eliſabeth Conradins Mutter war, preiſet Sunenburg wie der Tanhuſer, und deſſen Söhne Ludwig II. († 1294) von Oberbayern und Pfalzgraf, welchem die grauſame und von ihm ſelbſt tiefbetrauerte Hinrichtung ſeiner Gemahlin den Beinamen des Strengen gab, den Rumeland lobt, und Heinrich I. von Niederbayern († 1290) waren Freunde und Beſchützer des bereits abnehmenden Geſanges.

Den poetiſchen Verkehr zwiſchen Süd- und Norddeutſch-

land vermitteln die Könige von Böhmen. Denn am Hofe dieſes ſlaviſchen Landes herrſchte durchaus deutſche Bildung. König Wenzel I. († 1253), Sohn jenes Ottokar I., welcher zuerſt den königlichen Titel angenommen hatte, und fortwährender Feind Friedrichs des Streitbaren, ſteht ſelbſt in der Reihe der Minneſänger. Von ihm ſagt Reimar von Zweter (N. 151), er ſei ein Kaufmann alles deſſen, was ein reines Herz begehren könne, und die Sonne zieme dem Tage nicht beſſer, als der edle Kronenträger aus Beheimland zu einem Fürſten ſich ſchicke. Auch andre Dichter ſingen ſein und ſeines Sohnes Lob, jenes mächtigen Ottokar II., welcher nach dem Ausſterben der Babenberger auch zum Herzog von Öſtreich und Steiermark gewählt wurde, durch Teſtament auch Kärnthen und Krain erhielt und als hartnäckiger Gegner Rudolphs von Habsburg allgemein bekannt iſt.

Unſer Vaterland war damals reich an trefflichen Fürſten, welche ich allzugroßer Ausführlichkeit wegen nicht alle hier nennen will; über allen aber ſtanden als würdige Häupter, herrlich an Kraft wie an Bildung die hohenſtaufiſchen Kaiſer. Heinrich VI., von welchem wir ſelbſt noch ein paar Lieder beſitzen, Philipp, beſonders aber jener große Friedrich II., welcher bis an ſeinen Tod (1250) mit ſtarker Hand die Gerechtſame der Kaiſer gegen der Päbſte anmaſſende Gewalt vertheidigt hat. An ſeinem Hofe befreundet treffen wir u. A. den ſchwäbiſchen Gottfried von Niſen, einen der reichſten Dichter, Ulrich von Winterſtetten, den Taler, den Schenken von Limpurg, Friedrich von Sunenburg.

O we, (ruft nach ſeinem Tode der Tanhuſer,) daz man niht finden kan in allen tiutſchen richen

einen künic. dem zämt wol
nach im des rîches krone! (VI, 4.)

Es war auch also. Mit Friedrich neigte sich die Herrlichkeit des römischen Reiches für immer dem Ende zu. König Conrad, dessen Sohn, wie sein Bruder Heinrich den Sängern hold, starb nach vier Jahren, und dessen zarter Knabe Conradin mußte an seines Oheims Ludwig von Bayern Hofe unter der Mutter Erziehung nur dazu zum blühenden Jüngling heranwachsen, um der Geschichte ein Beispiel mehr zu geben von dem tragischen Schicksale menschlicher Größe. Noch nicht 17 Jahre war er, als 1268 zu Neapel sein Haupt fiel, und rührend schließt das zweite und letzte seiner Minnelieder:

mich lat diu liebe sere engelten, daz ich der jare bin ein kint. (II, 3.)

Die traurige Zeit, in welcher fremde Herren in Deutschland unbeachtete Befehle erließen, lenkte den Sinn der Ritter ab auf Fehden, Raubzüge und Plünderung; Jagd, Spiel, Saufgelage erfreuten das junge Geschlecht mehr als Frauendienst, und mit dem Anfang des Interregnums beginnt der Vorfall des Minnesanges. Schon Ulrich von Winterstetten läßt ein Mädchen klagen über den abnehmenden Minnedienst. Am Schluß jenes Gedichtes heißt es:

„Ist 1) ein arges minnerlîn"
sprechent die jungen.
die hievor sungen,
nach êren rungen,
die sint verdrungen. (XLIV, 3.)

Eine merkwürdige Schilderung des Privatlebens gibt uns Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch, welches er zwei Jahre nach seinem Frauendienst, 1255 verfaßte. Er kleidet sie in ein Gespräch eines hochgemuthen Ritters mit einer schönen Frau ein. Warum, fragt diese, sind die Ritter jetzt

1) es ist.

so freudenlos und gefallen den Frauen nicht mehr? Antwort: Weil die Frauen nicht mehr so freundlich grüßen wie sonst, und dasitzen, als ob sie gemalt wären. Sie kleiden sich trübselig und verschleiern Mund, Wangen und Augen und hängen ein Paternoster an den Busen, das sie im Herzen tragen sollten, und anstatt zum Tanze, gehen sie Tag und Nacht zur Kirche. — Die Frau: Frömmigkeit ist ein Lob, aber die Männer dienen weder Gott, noch sind sie froh. — Er: Eine Wittwe mag trauern, eine Gattin aber soll sich schmücken. — Sie: Für wen denn? Mit Tages Anbruch rennt der Mann mit seinem Hund auf die Jagd, und nimmt das Horn an den Mund, statt sie zu küssen; Nachts kommt er heim, setzt sich zum Brettspiel, trinkt bis Mitternacht, taumelt zu Bette, und so alle Tage. Der Wein ist den Männern lieber als Blumen und minnigliche Frauen, da sind sie schön wie Absalom und stärker als Simson; und schmückt sich die Frau, so heißt's, sie ist eine Buhlerin. Jeder, den jetzt ein Weib anlacht, rühmt sich schon ihrer Gunst. Da ihr also alle weltliche Freude fehle, so müsse sie sich dem Himmel zuwenden. So war das schöne Verhältniß zwischen den Geschlechtern schon bald nach Kaiser Friedrichs Tod durch der Männer Rohheit herabgekommen. Von nun an finden wir auch öfters den Herbst gelobt für den Mejen, weil er Wein spendet, und Zechlieder neben den Minneliedern; das großartigste das vom Weinschwelg. Wohl werden noch einzelne Fürsten von den Dichtern gepriesen, liebten glänzende Feste und übten theilweise selbst den schönen Gesang, wie Heinrich IV. von Breslau, ein trefflicher Fürst, Otto IV. mit dem Pfeile († 1308), Otto der Lange, Albrecht, Waldemar, gleichzeitige und verwandte Markgrafen von Brandenburg, welche

der Meißner, Hermann Damen- und Frauenlob rühmen. Der bedeutendſte unter ihnen iſt Waldemar, genannt der Große, unter welchem die Mark ihren höchſten Glanz erhielt, da er ſiegreich der vereinten Macht der nordiſchen Reiche Trotz bot, und ſein Gebiet von Schleſien bis zur Weichſel, von der Elbe bis zur Oſtſee reichte. Mit ihm erloſch 1319 das einſt ſo blühende Fürſtenhaus. Erich VII. von Dänemark und Albrecht von Braunſchweig, welche Rumeland lobt, die ſchon angeführten gleichzeitigen Fürſten von Bayern, Böhmen, Meißen; endlich Wizlav IV. von Rügen († 1325), der letzte fürſtliche Minneſänger. Aber König Rudolphs Lob als eines Dichterfreundes iſt ſchon etwas unſicher, obſchon auch er einen Kreis von ritterlichen Dichtern um ſich hatte, wie die Grafen von Leiningen, von Haigerloch, den Schenken von Landegge, und die Meiſter Sunenburg, Rumeland, Boppo und Conrad von Würzburg ſein Lob ſingen, letzterer einer der reichſten und kunſtvollſten Dichter der ſpätern Zeit, als epiſcher Dichter eben ſo, wie als lehrender und als fröhlicher Minneſänger. Vieler Augen waren, müde der Anarchie, hoffnungsvoll auf Rudolph gerichtet, und wie bei ſeiner Krönung zu Achen, als er die Weihe empfing, ein ſchönes Kreuz über ihm ſchwebte, ſo erkannte man, ſagt Friedrich von Sunenburg, daß Gott ihn durch der Fürſten Mund zu einem Vogte aller Chriſtenheit gegeben. Er rechtfertigte auch glänzend das Vertrauen, indem er dem zügelloſen Treiben mit ſtarker Hand Einhalt that, der Raubritter Burgen zerſtörte und ſeinen Gegnern die Achtung vor dem Königthume abnöthigte, deren ſie durch mehr als zwanzigjährige Zerrüttung des Reiches entwöhnt waren. Er war ein Mann nach dem Herzen des Volkes, ſtreng und milde zur rechten Zeit,

erbarmich über die man sot, wie Ottaker in seiner Reimchronik von ihm sagt,

weld und pfeffen hielt er wol,
und' ert' er, daz was ritterleich.

Aber sein practischer Sinn, welcher das Nützliche dem Glänzenden vorzog, und die Kaiserkrone verschmähte, deren Besitz die Kraft der großen Hohenstaufen nutzlos vergeudet hatte, scheint sich um fahrende Sänger und Spielleute wenig bekümmert zu haben. Er führte ein schönes Familienleben mit weiser Sparsamkeit, und so mögen die Klagen Stolles nicht ganz ungegründet sein, wenn er sagt (Bd. III, I, 11):

Der künic von Rome ne giht ouch niht, unt hat doch küniges guot;
erne giht ouch niht, er ist wærlich rehte alsô ein lœwe gemuot,
erne giht ouch niht, er ist kiusche gar,
erne giht ouch niht, unde ist doch wandels eine, 1)
erne giht ouch niht, er minnet Got und eret reinin wip,
erne giht ouch niht, ez enwan nieman 2) sô vollen komenen lip,
erne giht ouch niht, er ist schanden bar,
erne giht ouch niht, er ist wis unde reine,
erne giht ouch niht, er rihtet wol,
erne giht ouch niht, er minnet triuwe unde ere,
erne giht ouch niht, er ist tugenden vol,
erne giht ouch leider nieman niht, waz sol der rede mere?
erne giht ouch niht, er ist ein helt mit zühten vil gemeit, 3)
erne giht ouch niht, der künic Rudolf, swaz jeman von im singet oder seit.

Der Schulmeister von Eßlingen, der ihn in seinem Zorn mit dem Teufel streiten läßt, wer von beiden schlimmer sei, fängt auch ein Gedicht (III) an: Wolab, der künic der git ju niht, und jede folgende Zeile mit Wolab. Der Unverzagte endlich, nachdem er den König in ähnlicher Weise wie Stolle gelobt, schließt:

ich gan im wol, daz im nach siner mitte heil geschiht:
der meister singen, gigen, sagen, daz hört er gerne unt git in darümbe niht.

(Bd. III, III. 1.)

1) ohne Fehler. 2) erlangte Niemand. 3) stattlich.

Es war ein anderer Geist in die Welt gekommen. Umsonst forderten die Päbste auf noch einmal das Kreuz zu nehmen: die absterbende Begeisterung des Ritterthumes war nicht mehr zu beleben; viele hohe Geschlechter, welche einst am Gesange sich erfreut hatten, waren durch ein merkwürdiges Zusammentreffen erloschen, und das Dichten, einst ein Ruhm der Könige und Fürsten, eine Lust aller Ritter in deutschen Landen, wurde zum Erwerb dürftiger Leute aus dem Adel und Bürgerstande, die sich's zum Grundsatze machten, dessen Lob zu singen, dessen Brod sie aßen, wie Meister Alexander sagt: (Bd. III, II, 12.)

Do durch der werlde unmuezikeit
herabe von küniges künne 1) schreit 2)
daz tihten unt daz singen,
von sündehaften schulden ez kwam,
daz daz seitenspil urloub nam,
unt der junkorouwen springen.
do viel ez an die ergern 3) hant,
ein armiu diet 4) sich es underwant,
uf daz der künste niht gienge abe;
do truogen herren durch die kunst
denselben helfebäre gunst,
unt nerten sie mit varnder habe.

So stehen wir zu König Rudolfs Zeiten bereits im Vorhofe des Meistergesanges.

Venus, die feine ist entslaven,
diu wilent hoher minne wielt, 5) (sagt Conrad von Würzburg,)

Der Ritterstand, versunken in niedres weltliches Treiben, kehrte der Kunst den Rücken; der Bürger nahm die verlassene unter sein gastliches Dach, und gebrach es dem ernsten, nüchternen Manne auch an dem hohen Geiste, um mit ihr frei zu verkehren, so ist doch die Achtung, mit welcher er sie behandelte, immer ehrenwerth. Der Dichter wurde nun Meister d. h.

1) Geschlecht. 2) schreitet. 3) schlechtere. 4) Volk. 5) waltete.

magister artium genannt, Gelehrsamkeit als erstes Erforderniß der Kunst betrachtet, Richtigkeit der Form als zweites, und die spätern Meistersänger zählen Müglin, Regenbogen, Marner, Frauenlob u. A. bereits zu den ihrigen. Ich könnte eine große Reihe bürgerlicher Dichter anführen, welche diese glänzende Periode deutscher Lyrik beschließen, alle sittig und würdig an Gesinnung, voll hoher Meinung von dem Werthe der Dichtkunst, kunstreich in der Ausführung, arm an wirklicher Schöpferkraft. Unter ihnen aber ragt hervor Heinrich von Meißen, Dr. theol. und Domherr zu Mainz, wegen seines mit Regenbogen über die Namen Frau oder Weib geführten Streites Frauenlob genannt, an Umfang der reichste aller lyrischen Sänger des Mittelalters. Die Frauen in Mainz mögen es gefühlt haben, daß mit ihm die Dichtkunst erstarb, welche ihr Geschlecht zu verherrlichen sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte; darum trugen sie ihn selbst, was noch keinem andern wiederfahren, unter großem Weinen in den Kreuzgang des Domes zu Grabe. Es war im Jahre 1317.

Es scheint in der Geschichte des menschlichen Geistes das Naturgesetz zu walten und von der Vorsehung selbst veranstaltet zu sein, daß besonders wichtige und bedeutungsvolle Perioden seiner Entwicklung nicht ganz für die Erinnerung sollen verloren gehen. Darum fängt das Geschäft des Sammelns an, wo die Productivität aus ist. Als die epische durchs Gedächtniß fortgepflanzte Poesie Griechenlands aufhörte zu erzählen, sammelte man den Homer; als seine Redner verstummten, redigirte man ihren Canon, und wenn große Schriftsteller die Abnahme ihrer Kräfte fühlen, veranstalten sie eine Gesammtausgabe ihrer Werke. So mußte es kommen, daß im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts Herr Rüdiger von

Manesse in Zürich und sein gleichnamiger Sohn, der Chorherr des Münsters, alle Lieder und Liederbücher, deren er irgend habhaft werden konnte, sammelte; ihr eigner Sinn, sagt Meister Johann Hadlaub (III.), habe sie darauf gerichtet, und es sei ihnen angeboren, daß sie den Sang nicht wollten vergehen lassen, womit man schöner Frauen Lob mehret, die über alles in der Welt sind. Diese Lieder wurden schön abgeschrieben und vor jeden Sänger ein herrliches und charakteristisches Bild des Dichters gemalt. Dieß ist die berühmte Manessische Sammlung, welche im Manuscript in Paris sich befindet und zuerst durch Bodmer gedruckt wurde. Sie enthält Lieder von 140 Dichtern und findet durch die Jenaer Sammlung und einzelne kleinere Handschriften ihre Ergänzung, welches alles zusammen von der Hagen 1838 in 3 Bänden in Quart und einem vierten, die Lebensbeschreibungen der Dichter, Sangweisen der Lieder, Abbildungen der Handschriften enthaltenden herausgegeben hat.

So erlosch zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Minnegesang. Aber wie überall das Leben neben und durch den Tod erkeimt, so regten sich um diese Zeiten bereits die Anfänge des Volksliedes, welches bald frisch und frei aufwachsen und in allen Gauen deutschen Landes erblühen sollte, eine kunstlose, heitere, bescheidene Wiesenblume. Das Ritterthum nahte seinem Verfall, auf den untern Ständen ruhten fortan die Hoffnungen unsres Vaterlandes; seine nächste Aufgabe war, Kunst und Leben von den Fesseln der unbrauchbar gewordenen Aristokratie zu lösen, um in schöner durch Cultur entwickelter Mannheit die freien Zustände deutscher Urzeit vollkommener wieder herzustellen. Die Kunst hat ihre Aufgabe gelöst, das Leben liegt noch im Kampfe.

II.

Über

Karl Simrocks Gedichte.

Von

Dr. W. B. Mönnich.

Karl Joſeph Simrock iſt am 28. Auguſt 1802 in Bonn geboren. Hier, wo die Schönheit der Rheingegenden ſich noch einmal zuſammennimmt, ja wo der aus dem Rheinthal herbrechende Strom eine fruchtbare, reizvolle Landſchaft, die zum nahen Hintergrunde das Siebengebirge hat, wie mit dem Jubel eben errungener Freiheit begrüßt, wuchs derſelbe auf, erhielt er ſeine Schulbildung, betrat er im Jahre 1820 die Hallen der Wiſſenſchaft. Die Rechtsgelahrtheit war das Fach, das er ſich gewählt hatte; aber A. W. von Schlegels Vorleſungen über deutſche Sprache und Literatur, die nur anzuhören ſchon ein Genuß war, ſcheinen ihn früh für äſthetiſche und literariſche Studien gewonnen zu haben, denen er bis auf den heutigen Tag treu geblieben iſt, ja nun ſeine ganze Kraft widmet. Denn als er ſchon eine Reihe von Jahren in den Staatsdienſt eingetreten und namentlich in Berlin beim dortigen Kammergericht angeſtellt war, wurde er plötzlich aus dem Staatsdienſt entlaſſen, weil die raſch, wie ein Wunder, ſich vollziehende Julirevolution ihm ein Lied auf die drei Farben entlockt hatte, in welchem eigentlich nichts Revolutio-

näres vorkam, wenn man dafür nicht etwa die Anfangs- und Schlußſtrophe anſehen will, welche alſo lautet:

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig iſt die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Seitdem, ſeit 1830, lebt er nun, ſo viel bekannt, als privatiſirender Gelehrter in ſeiner Vaterſtadt Bonn und die literariſchen Studien, denen er ſonſt nur ſeine Erholungsſtunden zuwenden konnte, füllen nun ſeine ganze Zeit aus. — Was er früher ſchon und ſeither als Kenner, Überſetzer und Bearbeiter mittelalterlicher Dichtungen, als Sammler und Bearbeiter Rheiniſcher Sagen, als Herausgeber deutſcher Volksbücher geleiſtet hat, iſt von Kennern und Freunden dieſes Literaturzweiges längſt gekannt und rühmlich anerkannt. Was er dagegen auch als ſelbſtſtändiger Dichter gelten möge, konnte bisher ſchon darum nicht genügend ermittelt werden, weil erſt unlängſt eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte, die früher nur zum Theil und in Almanachen zerſtreut mitgetheilt wurden, erſchienen iſt. Aber ſelbſt jetzt iſt es noch ſehr die Frage, ob dem Dichter Simrock die Anerkennung zu Theil wird, die er verdient und die man dem Überſetzer und Bearbeiter fremder Dichtungen willig gezollt hat. Seine Poeſie iſt nämlich von einem zu ſchlichten, anſpruchloſen, nicht genug glänzenden Charakter, um auf die abgeſtumpften, an Pfeffer und Salz gewöhnten Nerven des modernen Geſchmacks den erforderlichen Reiz zu üben. Aber grade dieſer Charakter war es, der mich angezogen hat; und nachdem ich nun dieſe Gedichte mit immer ſteigendem Intereſſe geleſen und gefunden habe, daß Simrock zwar kein großer, weltbewegender, aber doch ein ganzer und echter Dichter, folglich eine ſeltene Erſcheinung iſt; ſo halte

ich es für eine Pflicht, ihn auch unſerm Kreiſe zur näheren Würdigung, die er mehr, als viele Andere, verdient, zu empfehlen.

Um nun ſogleich etwas zur allgemeinen Charakteriſtik unſers Dichters zu ſagen, ſo bietet ſich als ſchicklicher Anknüpfungspunkt die Bemerkung eines neueren Kritikers, des Herrn Karl Gödeke, dar, welche alſo lautet: Simrocks Poeſie iſt am Studium der älteren deutſchen Litteratur aufgewachſen, und ſie hat die Innigkeit, Klarheit und plaſtiſche Geſtalt der beſſeren hochdeutſchen Dichtungen.“ Dieſe Bemerkung iſt eben ſo wahr, als falſch, ſo wie man ihr ausſchließliche Geltung beimißt. Volle Giltigkeit hat ſie nur da, wo der Dichter mittelalterliche Stoffe, Volksſagen, Legenden und dergleichen behandelt, oder wo es ihn anmuthet, im Geiſt und Ton des beſſeren Volksliedes ſich auszuſprechen. So oft dieß nun auch geſchieht, ſo fehlt es doch auch nicht an zahlreichen, beſonders rein lyriſchen Gedichten, die, wenn wir uns expreß nach Vorbildern umſehen wollten, weit eher auf neuere Dichter, auf Uhland, Chamiſſo, ja am meiſten auf Göthe hinführen würden. Allein wozu dieß, da wir aus der vollkommenen Freiheit, mit welcher der Dichter die mittelalterlichen, volklichen und moderneren Töne anſchlägt und in den mannichfaltigſten Formen ſich eben ſo leicht als kunſtvoll bewegt, auf eine Eigenthümlichkeit desſelben zu ſchließen genöthigt ſind, die vielmehr jene Töne und Formen ſich dienſtbar gemacht, als ihnen ſich anbequemt hat. Dieß wird uns beſonders klar werden, wenn wir einen vergleichenden Blick auf H. Heine werfen, der faſt unter den gleichen äußeren Bildungseinflüſſen der Zeit und der Litteratur ſich entwickelt hat. Es kann nämlich keine ſchroffern Gegenſätze geben, als Heine und Simrock. Jener nennt ſich in ſeiner, unter dem Schein eines

rein toll gewordenen Humors verbergenden Eitelkeit den Herren des Rheinlandes, das perſonifizirte Volk; Simrock iſt ein echter, treuer, liebender Sohn des Rheins, und in ſeinen Adern rollt das leichte, feurige Blut der dortigen Menſchen rein, voll und lebensfroh, während in Heine'n eben dieſes Blut entzündlich, gallicht und giftig geworden iſt. Auch Heine bedient ſich mittelalterlicher, volksthümlicher Töne und Formen, aber nur um damit Effecte hervorzubringen, die er dann hohnlächelnd und mit ſpöttiſch grinſender Miene wieder ſelbſt vernichtet; ſein Witz und ſeine Phantaſie ſpielen damit und zertrümmern das eigene Spielwerk. Simrocks einfaches, warmes, naturgetreues Herz iſt es dagegen, ſeine geſunde, heitere wie ernſte Lebensanſchauung, die in eben jenen Tönen und Formen gerade den treffendſten, reinſten Ausdruck finden. Sein nie getrübter Sinn, der wohl die Wehmuth, ja auch die Schwermuth kennt, bleibt durchweg für das ſchöne Maßhalten geöffnet; ſeine Phantaſie iſt lebendig und geſchäftig, ohne ſich je zu überfliegen, und wirkt echt dichteriſch, mehr geſtaltend und darſtellend, als nach Bildern und Gleichniſſen jagend. Daß ihm Gedanken auch hie und da zu Gedichten werden, verſteht ſich in einer Zeit des Gedankens, unter einem denkenden Volk, wie das unſrige, ganz von ſelbſt; könnte auch nur von einſeitiger Geſchmacksbildung ſchlechthin getadelt werden, wenn dieſe Gedanken wirklich dichteriſche Geſtalt gewonnen haben und, wie bei unſerm Dichter, nur in dieſer Geſtalt zu leben ſcheinen. Ein ganz beſonderer Zauber liegt aber für einen gebildeteren Geſchmack in der Anſpruchsloſigkeit, mit welcher gerade die Gedichte Simrocks uns entgegentreten, in denen er ſich ſelbſt, ſeine inneren Erlebniſſe, ausſpricht und in denen er alſo am originellſten iſt.

Formell ſind alle, ſelbſt die nachläſſig ſcheinenden, vollendet, einige höchſt kunſtvoll. Der Dichter hat ſelbſt ſeine Gedichte unter Überſchriften gebracht, die wir bei Würdigung ſeiner Leiſtungen im Einzelnen beibehalten wollen. — Zuerſt bietet er uns Lieder im eigentlichen, engeren Sinne des Wortes dar, und dieſelben ſind, wie alle Lieder, entweder ganz ſubjectiv, indem ſie die eigenen Seelenzuſtände als ſolche darſtellen, oder zum Objectiven ſich neigend, indem ſie jene an den erlebten Vorgängen zur Anſchauung bringen. Ich hebe einige dieſer Doppelgattung angehörige heraus. Gleich in dem erſten, die ganze Sammlung eröffnenden Gedicht: „Warnung vor dem Rhein" hat er die Liebe zu ſeiner näheren Heimath rein und ſchön motivirt und, wie ſchon die Überſchrift ahnden läßt, ſchalkhaft und harmlos genug, eine erlaubte Selbſtzufriedenheit, dem ſchönen Lande anzugehören, verrathen. — (pag. 2.)

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein!
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehſt die Mädchen ſo frank und die Männer ſo frei,
Als wär es ein adlig Geſchlecht:
Gleich biſt du mit glühender Seele dabei;
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen ſo ſchön,
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmſt du zu ſchwindelnden Höhn
Und blickſt hinab in den Strom.

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und haſt du ihr Lächeln geſehn,
Und ſang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, ſo iſt es geſchehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun ſingſt du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrſt nicht wieder nach Haus.

Daß unſer Dichter es nicht an Liedern werde haben fehlen laſſen, in welchen Luſt und Leid der Liebe geſungen werden, brauche ich nicht erſt zu verſichern. Wie wäre er ſonſt ein Dichter? obwohl nicht jeder ſchon darum, weil er Liebe und Triebe, Herz und Schmerz, Gunſt und Dunſt, Wonne und Sonne reimt, ein Dichter iſt. Allein wie er dieſes Allerweltsthema behandelt hat, das iſt es, was der Erwähnung werth iſt. Wir finden hier Innigkeit und Glut der Empfindung, die nie in wilde Flammen auflodert, Heiterkeit, Scherz und Humor, die doch nie die Gränzen deſſen, was ſich ziemt, überſchreiten, wir finden Zartheit und Feinheit, die nie in weichliche Empfindelei ausartet, wir finden Wehmuth und ſelbſt Schwermuth, die ſich aber nie zu unwürdigem Gewinſel und zu troſtloſem Jammern erniedrigt; eben deßwegen ſuchen wir aber auch vergeblich nach jenem, das geſunde Gefühl beleidigenden Verhöhnen und Verſpotten der ſüßeſten und beglückendſten Empfindung jugendlicher Seelen, welches ſeit Byron und Heine Mode geworden, und indem es nur die Hohlheit und Ausgebranntheit des eignen Herzens verräth, mit verworfener Läſterung weiblicher Schönheit, Unſchuld und Güte ſich den Dichterlorbeer um die Schläfe zu winden hofft. — Leider kann ich von den zahlreichen Gedichten dieſer Gattung nicht ſo viele anführen, als erforderlich wären, um vollſtändig zu beweiſen, was ich denſelben Schönes und Gutes nachgerühmt habe. Allein aus den wenigen, die ich mittheilen will, wird ſich ſchon auf die übrigen ein vortheilhafter Schluß

machen lassen. Das erste von diesen ist überschrieben „Ständchen" und dürfte an Leichtigkeit und Zierlichkeit wenige seines Gleichen haben. (pag. 32.)

Athme nur leise,
Wenn ich die Kreise
Zieh um dein kleines, befreundetes Haus;
Gaukelnde Töne, schaukelt die Schöne
Nicht aus dem goldigem Schlummer heraus!

Säusle gelinde
Blühende Linde,
Wecke sie nicht aus dem lieblichen Traum,
Daß sich den Tönen liebend versöhnen
Mag dein Geflüster, du kosender Baum!

Träume sind Lieder,
Die dir hernieder
Singen die Sterne vom himmlischen Land;
Lieder sind Träume: Spielende Reime
Machen das innerste Wünschen bekannt.

Drum in die Lieder
Immer und wieder
Stiehlt sich dein lieblicher Name so gern:
Selige Reine, wäre der meine
Deinen entzückenden Träumen nicht fern.

Ein Beispiel, wie der Schmerz um die sterbende Geliebte tief, wahr und dennoch männlich gefaßt erscheinen könne, liefert das Gedicht: Vermächtniß (p. 25.)

Und als mein Mädchen zu sterben kam,
Da lachten die Engelein droben;
Die Lilien senkten vor Schmerz und Gram
Die Kronen, aus Schimmer gewoben.

„Geliebte, und wann du nun scheiden mußt,
Was soll aus den Lilien werden?"
Die Lilien lege mir an die Brust
Und bring' uns zusammen zur Erden.

„Geliebte, und wenn dich nun birgt die Gruft
Was wird aus den duftenden Rosen?“
Die Rosen laß mit der Maienluft
Mir über dem Hügel kosen.

„Geliebte und bist du den Engeln gesellt,
Mein Herz, wie kommt es zu Sinnen?“
Dein Herz vermach ich der ganzen Welt
Und rühmlichem, ernstem Beginnen.

Eine andre Gattung von Liedern, an denen man besser, als man gewöhnlich glaubt, einen ächten Dichter erkennen kann, sind die Trink- und Weinlieder. Der unächte Dichter wird uns Reflexionen über das Trinken und den Wein vorsingen, vielleicht zu allerlei Ernstem und Lustigem auffordern; aber er wird uns nicht wirklich die Lust des Trinkens und des Trinkers darstellen und eben dadurch erhöhen. Das vermag nur der echte Dichter, der eben diese Lust und Laune zu empfinden, auszusprechen und uns damit anzustecken weiß. Man höre z. B. Jakobsleiter (p. 48.)

Laßt jeden Schleier sinken,
Der noch den Sinn umzieht.
Und säumet nicht zu trinken,
Bevor der Geist entflieht.
Den Becher rasch gehoben,
Getrunken Zug auf Zug:
Und wie im Nu zerstoben
Ist aller Erdentrug.

Der Himmel strahlt so heiter:
Nun öffnet sich sein Thor,
An Jacobs Himmelsleiter
Erscheint ein Engelchor.
Sie laden uns von Ferne
In ihren Himmel ein;
Wir aber möchten gerne
Hier unten fröhlich sein.

Was kümmert trunkne Zecher
Der sieben Himmel Lust,
Den Nektar in dem Becher,
Den Himmel in der Brust?
Es brechen auch die Sprossen,
Wir sind vom Weine schwer,
Wir taumelnde Genossen,
Wir schwanken allzusehr.

Doch wollt ihr euch vergnügen
An unsern Tisch gereiht,
So lernt in vollen Zügen
Von Zechern Seligkeit.
Dann weicht auch aus den Flügeln
Die Armesündergicht,
Und zu des Himmels Hügeln
Braucht ihr die Leiter nicht.

Dieselbe Wein- und Trinker-Seligkeit herrscht in einem der Bonner Faschingslieder vor, die ebenfalls Muster der heitersten Geselligkeitspoesie sind. Es ist überschrieben Faschingsfarben, die denn alle: Weiß, grün, gelb und roth als eben so viele Aufforderungen zum Trinken benützt werden: (p. 58.)

Narren darben nicht an Farben;
Vier der Farben müßten sein;
Wißt ihr, wie wir die erwarben?
Alle gab sie uns der Wein.

Weiß ist Farbe reinster Wonne,
Weiß des Bechers Silberschein,
Weiß der Mond, des Zechers Sonne,
Weiß auch heißt der weiße Wein.

Grün ist Hoffnung voller Blüthen,
Grün die Berge, grün der Rhein.
Grün die Reben, grün die Hütten,
Selbst das Faß muß weingrün sein.

Gelb ist goldner Sonne Blinken,
Gelb der blüh'nden Rebe Schein,
Gelb das Gold, das wir vertrinken,
Gelb ist auch der goldne Wein.

Roth iſt edler Muscateller,
Roth die Traube, roth der Wein,
Roth wie unſer letzter Heller
Wird des Trinkers Naſe ſein.

Laßt denn unſre Farben leben,
Gelb und roth, und grün und blank,
Denn der Wein hat ſie gegeben:
Ihm den Dank in ſeinem Trank.

Da ich einmal bei den Narrenliedern bin, ſo kann ich nicht umhin ein anderes aus der Geſellſchaft, das da überſchrieben iſt „der deutſche Michel" vorzuführen: (p. 65.)

Der gute deutſche Michel
Beſchäftigt jetzt gar viel
Reisfeder, Stift, Grabſtichel,
Dazu den Gänſekiel.
Man ſieht den Ungefügen
Ohnmächtig dargeſtellt,
Als läg in letzten Zügen
Der wunderſtarke Held.

Ihm ließ ſo oft zur Ader
John Bull und auch Mynheer,
Der war der ſchlimmſte Bader,
Rief ſtets: jus qu'a la mer.
Mit Aderlaſſen, Schröpfen
Erſchöpften ſie ihn ganz
Am Ende wird ihn köpfen
Noch gar ſein Nachbar Franz.

Genever, Covnac, Porter
Verdarb ihm Hirn und Schlund:
O tränk er nur Pisporter,
Er würde noch geſund.

Und könnt' er ſich ermannen
Auf eignen Beinen ſtehn,
Die Teufel würd' er bannen
Die Welt zu Füßen ſehn.

Das ſchauen ſeine Ärzte,
„Wenn er zu Kräften käm
Daß ihn kein Glied mehr ſchmerzte
Mit uns wär's aus: God dam!
Aus wär's mit den Geſchäften
Frei würden Meer und Rhein;
Wir fürchten ſehr zu Kräften
Hilft ihm der Tollverein."

Der Tollverein! Grabſtichel
Grabſtichle das einmal
Wie unſern deutſchen Michel
Erlöſt Held Carneval,
Wie er beim Schellenklange
Das Schloß vom Munde ſprengt,
Frei wird von allem Zwange,
Da ihn kein Korb mehr zwängt.

Auch für die Schönheit der Natur ſchlägt unſres Dichters Herz, nicht aber um ſie uns in breiten Schilderungen vorzumahlen, eine ohnehin vergebliche Mühe, in welcher ſich poetiſche Stümper abzuquälen pflegen. Nein, ſie iſt ihm,

wie recht und billig, nur Hintergrund oder Anknüpfungspunkt für die menſchlichen Zuſtände und Empfindungen, welche ſie hervorbringt, erregt und belebt. Ein Gedicht aus einer Schweizerreiſe wird dieß beſſer, als viele Worte zeigen. (p. 80.)

Du enges Thal, von hohen
Gebirgen rings umſchränkt,
Du haſt doch deine frohen
Bewohner reich beſchenkt.

Im Walde Wölf und Füchſe
Und Gemſen auf der Firſt,
So feiſt als bei der Büchſe
Du Jäger ſelten wirſt.

Ein Hüttchen an der Quelle,
Wo in der grünen Flut
Die blinkende Forelle
Im Sonnenſtrahl ſich ruht;

Ein Kirchlein, bis zum Giebel
Mit Epheu überrankt,
Eine Schule, wo der Fibel
Der Knabe Weisheit dankt;

Die Alpe, wo bis heute
Noch reichlich ſprießt das Kraut,
Wo ſtolz auf ihr Geläute
Die Kuh vom Felſen ſchaut.

Dazu die Linde grüne,
Wo die Gemeinde dingt
Und auf der Bretterbühne
Der Hirt ſein Liebchen ſchwingt.

Was rennt ihr nach dem Glücke,
Das ihr doch nie gewinnt?
Schaut her, wie wenig Stücke
Zum Glücke nöthig ſind.

Wir gehen zu den Romanzen über, in denen ſich, wie in allen Gedichten dieſer Gattung, das Lyriſche mit dem Epiſchen vermählt, und zwar ſo, daß das Lyriſche immer noch vorherrſcht, das Epiſche mehr Form des Vortrags, als Zweck iſt. Sie verdankt ihren Urſprung offenbar der Neigung, Gefühle, Zuſtände und Gedanken als Vorgänge zu ſchildern, obſchon auch manche Vorgänge ſelbſt von der Art ſind, daß ſie mehr Gefühle und Gedanken erregen, als zur Anſchauung ihrer ſelbſt, als ſolcher einladen. Die vorliegenden ſind nun zum Theil Erfindungen des Dichters, zum Theil neue, ſelbſtändige Bearbeitungen von älteren Romanzen oder auch von Volksliedern. Eine recht gelungene von der eigenen Erfindung des Dichters ſcheint mir der neue Odyſſeus zu ſeyn. (p. 101.)

Kam ich Wanderer gezogen
In das schöne Heimathland,
Über mancher Brücke Bogen
Über Berg' und Felsenrand.

Und schon aus dem Mund der Leute
Trifft bekannter Ton mein Ohr,
Muthig Jüngling, denn noch heute
Stehst du vor des Vaters Thor!

Ja ich sehe schon die Hügel
Sanft gehoben, rebumkränzt:
Sehnsucht, leih' mir Windesflügel,
Eh' des Mondes Scheibe glänzt.

Endlich hab' ich dich erstiegen
Trauter Berg, und dort im Thal
Seh' ich schon die Heimath liegen
In des Mondes Silberstrahl.

Freudetaumelnd eil' ich nieder,
Jetzo steh' ich vor dem Thor,
Klopf' und ruf' und klopfe wieder,
Aber Niemand tritt hervor.

Lange harrt' ich auf der Schwelle,
Vor dem Hause steht ein Stein:
An der wohlbekannten Stelle
Schlummr'r ich, müder Pilger, ein.

Am reichsten ausgestattet ist der dritte Abschnitt der Sammlung, welcher deutsche Sagen enthält, zu denen jedoch der Dichter auch die Legenden und selbst Mährchen rechnet. Hier ist er nun freilich auf einem Gebiet, auf welchem er ganz zu Hause ist, auf dem er sich mit einer solchen Frischeit und Gewandtheit, mit einem Verständniß des echten Geistes und Tones dieser Dichtungsarten bewegt, daß er darin seine Vorläufer Uhland, Schwab, Ebert, Chamisso, ja alle neueren Dichter zu übertreffen scheint. Es ist hier keine Nachahmung und Nachbildung mehr, kein drüber, drunter oder daneben; es ist eine Wiedergeburt des Ältern zu einer neuen,

volksgemäßen Gestalt. Daher brauchte er auch nicht bei der poetischen Erneuung älterer Geschichts- und Volkssagen stehen zu bleiben, wie sie uns der Gebrüder Grimm deutsche Sagen, Ludwig Bechsteins Sagenschatz des Thüringer Landes und ähnliche Sammlungen überliefert haben; er durfte es wagen selbst Anekdoten und Vorfälle der neueren, ja der neuesten Zeit sagenhaft zu behandeln. Um von der letzteren Gattung nur zwei Beispiel anzuführen: „Der sterbende Göthe.“ (p. 407.)

Der Dichtkunst Morgenröthe,
Ihr letzter Sonnenstrahl,
Er ist geschieden, Göthe
Verließ der Erde Thal.
Er ist so schön gestorben,
Als schön sein Leben war:
Wer solchen Tod erworben,
Ist selig immerdar.

In seiner Lieben Kreise
Mit Engeln liebevoll
Scherzt' er nach alter Weise
Als seine Stunde scholl.
Nahm aus der Tochter Händen
Den Becher noch und trank:
Da traf sein Aug' ein Blenden,
Daß er in's Kissen sank.

Die Augen halb geschlossen,
Wie vor zu hellem Licht,
Belauscht er unverdrossen
Das schöne Traumgesicht.
Sollt' es umsonst verstrahlen?
Nein, gerne hielt' er fest
Mit Zeichnen und mit Malen,
So viel sich halten läßt.

Auch mocht' er Worte hören
Von hohem Sinn und Klang,
Von vollen Himmelschören
Entzückenden Gesang.
Und alles sollt' uns bleiben,
Was Aug' und Ohr empfand:
Sie sahen eifrig schreiben
Und zeichnen seine Hand.

Die Hand war lang geschäftig,
Ach, nur im leeren Raum,
Mit vollen Zügen kräftig
Zu fesseln seinen Traum.
Da sank sie müde nieder,
Schrieb auf dem Knie noch fort,
Bis englisches Gefieder
Ihn trug zum sel'gen Ort.

Er ist uns nicht entrissen,
Er schwand uns nicht in Nacht,
Wir trauern nur, zu missen,
Was er uns zugedacht:
Wie viel wir auch erwarben,
Dies letzte blieb uns nicht,
In Worten oder Farben
Sein herrlichstes Gedicht.

„Der Teufel und der Wind.“ (p. 314):

Zu Bonn vor den Jesuiten beständig weht der Wind,
Ihr forscht woher das rühre? den Grund weiß jedes Kind.
Und frägt ihr eins, so spricht es, das sich nicht lang besinnt,
Es ging einmal spazieren der Teufel mit dem Wind.

Und wo vor den Jeſuiten die Straße Raum gewinnt,
Begann der Feind zu ſprechen zu ſeinem Freund, dem Wind:

„Was der Jeſuiten Völkchen im Kloſter wohl beginnt?
Du weißt, daß ſie hier wohnen und mir befreundet ſind.

Willſt du ein Weilchen warten, mein lieber Bruder Wind,
So geh' ich ihnen bieten einen guten Tag geſchwind!“

Vor der Jeſuitenkirche blieb harrend ſteh'n der Wind,
Eintrat zur Kloſterpforte der Teufel falſch geſinnt.

Da ſah er ſeine Freunde, er guckte ſchier ſich blind:
„Gar wohl gefällt mir alles, was man hier treibt und ſpinnt.“

Mit Freudenſprüngen fuhr er in ſie hinein geſchwind
Und ließ da draußen harren ſeinen lieben Freund, den Wind.

Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, ſo heult er nicht gelind.

Noch ſtets vor den Jeſuiten des Teufels harrt der Wind,
Ob längſt mit ſeinem Freunde ſie ausgewandert ſind.

Sie kehren nimmer wieder, was Mancher auch erſinnt;
Doch weit iſt in der Runde berühmt der bönn'ſche Wind.

So verſchiedenartig beide Gegenſtände und ihre Behandlung auch ſeyn mag, ſo wird man nicht leugnen können, daß in beiden Gedichten der Geiſt der volksgemäßen Sagendichtung eine neue lebendige Geſtalt gewonnen hat, die ihr nicht bloß das Bürgerrecht in der Gegenwart ſichert, ſondern ihr ſogar noch eine Zukunft verheißt. Von den übrigen zahlreichen luſtigen und ernſten, rührenden und ſchalkhaften, bloß phantaſtiſch ſpielenden oder tiefer bedeutſamen Stücken dieſes Abſchnittes, in denen ſich beinahe die ganze, höchſt reſpectable, poetiſche Weltanſchauung und Weltweisheit des Volkes abſpiegelt und die, in neuer Geſtalt uns nahe gebracht zu haben, eben darum kein geringes Verdienſt iſt, müßte ich noch wenigſtens ein ganzes Dutzend anführen, um nur die Vielſeitigkeit der formellen Behandlung, bei welcher das deutſche rhy-

thmiſche Geſetz der Hebungen größtentheils wieder angewendet worden iſt, zur Anſchauung zu bringen. Ich muß es mir verſagen, zumal da die bedeutendſten auch faſt alle zu umfangreich ſind, wie z. B. Siegfried und Genovefa, die Legende von der heiligen Odilia, der Schwanenritter, der eine wahrhafte Erneuung eines mittelalterlichen, zur Volksſage gewordenen Gedichtes iſt, die Ballade von der Lorelei und Stavoren. Dagegen ſei es mir geſtattet ein kürzeres mitzutheilen. „Das Chriſtusbild zu Wien“ (p. 256.)

Iſt euch vom Chriſtusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer ſchien,
Als wär, der vor ihm ſtand?
Und war der Mann auch noch ſo klein,
Es ließ ſich zu ihm nieder,
Und hatt' er rieſenhaft Gebein,
Doch überragt es ſeine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Chriſtusbild
Sich dort noch ſchauen läßt,
Doch, daß von Chriſtus ſelber gilt
Die Sage, glaub' ich feſt:
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erſchrecke,
Doch ſeiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wenn er ſich ſtrecke.

So ſpricht auch ſein verkündet Wort
Schlicht zu dem ſchlichten Mann,
Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon iſt's emporgeſchoſſen:
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geiſter aufwärts unverdroſſen.

Wir ſehen, es lebt Etwas von der Kraft jenes Skalden in unſerm Dichter, von welchem die Sage meldet, er habe ſeine Zuhörer mit einem Liede in ſchmerzliche Trauer,

mit dem andern in die lauteſte Fröhlichkeit zu verſetzen gewußt, dann wieder mit dem einen zu Zorn und Kampf entflammt und mit einem vierten endlich augenblicklichen Frieden geſtiftet.

In einem vierten Abſchnitt hat der Dichter den nicht unglücklichen Verſuch gemacht, eine Gattung von Gedichten wieder in's Leben zu rufen, welche ſich im Mittelalter als Gipfel der Provenzaliſchen Dichtkunſt entwickelte, die Tenzone, oder das Streitgedicht, in welchem die lyriſche Dichtkunſt, ohne jedoch aufzuhören lyriſch zu ſeyn, dramatiſche Form annimmt, ja zur poetiſchen Dialektik wird. Es werden nämlich in der Tenzone zwei oder mehrere Dichter redend eingeführt, die eine Frage, welche mehrfache Beantwortung zuläßt, ſtreitend erörtern. Öfters vereinigen ſie ſich am Schluß, manchmal unterwerfen ſie ſich dem Ausſpruche eines Schiedsrichters; manchmal aber wird auch der poetiſche Kampf abgebrochen, ohne daß er ſich entſchieden hat. Es kann nicht fehlen, daß dieſe Gedichtart beſonders viel Scharfſinn und noch mehr Witz, zu gleicher Zeit aber eine große dichteriſche Gewandtheit und Kunſtfertigkeit in Anſpruch nimmt, da der Gegenſtand oder die dichteriſche Auffaſſung deſſelben Ernſt und Eifer, oder Scherz und launiges Spiel erheiſcht. Unſer Dichter hat in ſieben Tenzonen, in welchen Kunſt und Amt, — Schwert und Feder, — Wein, Weib und Geſang, — Kurz und Lang, — die Schöpfung des Weibes, — Eins im Andern, — und ein Aktenſtück aus der Regiſteratur des Liebeshofes zur Erörterung kommen, alle dieſe Töne angeſchlagen. — Es liegt nun im Weſen der Tenzone, daß in ihr mehr Witz als Scharfſinn, mitunter mehr blendende Sophiſtik, als klare überzeugende Ent-

wickelung stichhaltender Vernunftgründe, mehr neckisches und spöttisches Überbieten, als ernstes Widerlegen der gegnerischen Behauptungen angewendet wird; und daher ist zum vollkommeneren Verständniß und Genuß grade der kunstreicheren ein verweilendes Lesen geeigneter, als bloßes flüchtiges Anhören derselben.

Der fünfte Abschnitt unserer Gedichtsammlung, welcher „Mancherlei" überschrieben ist, enthält nun zwar noch manches schöne Gedicht, welches bald rein lyrischer Art, bald Romanze oder Ballade ist, bald auch der Sagendichtung angehört. In diesen Abschnitt hat der Dichter auch manches Gedicht verwiesen, das man ein politisches, ein patriotisches nennen könnte. Allein sein Patriotismus, wie seine Politik sind nicht von jener stürmenden Art, welche den deutschen Parnaß vor ein paar Jahren gern in ein Schlachtfeld, oder wohl gar in den Sitzungssaal eines Robespierre'schen Wohlfahrtsausschusses verwandelt hätte. Simrock ist eben kein Jüngling mehr; er ist ein Mann, und, wie Uhland, preiset er nur die Freiheit, welche die langsam, aber sicher reifende Frucht gesetzlicher Ordnung und des ewigen Rechtes ist.

In dieser ernsten, männlichen, in dem Boden des Rechtes wurzelnden Gesinnung hat er dem Vaterlande, der Freiheit, dem Pohlenkampfe, der Rheinfrage, der Einheit und Ehre Deutschlands einige gute Gedichte gewidmet. Wie aber auch ein ruhiges, resignirtes, nur das Rechte und Billige wünschendes Gemüth erbittert werden mag, wenn es sieht, daß die Welt in ihrer Verdorbenheit immer wieder auf's Neue meint, der Teufel könne und müsse nur durch Beelzebub vertrieben werden, das möge das einzige Beispiel einer ganz

neu erfundnen Legende zeigen, welche ich dem fünften Abschnitt entheben will. (p. 395.)

Von den Aposteln ist bekannt,
Wie sie der Heiland ausgesandt
In alle Welt, sie zu bekehren
Von Trug und Graus der Teufelslehren.
Sie zogen lange hin und her
Durch alle Länder kreuz und quer,
Paris und London, Prag und Wien,
Und kamen endlich nach Berlin.
Sie fanden grade, breite Straßen,
Die Herzen nüchtern unermaßen,
Viel Einmal eins, Stockjoberei,
Censur, geheime Polizei,
Kamaschen, Demagogenriecher,
Maitressen, Tellerlecker, Kriecher,
Kabinetsjustiz, Sargmagazine,
Conditorein mit rother Gardine,
Das Volk in Branntewein ersoffen,
Nur ad'lige Schlucker Beförderung hoffen,
Ein neues geistliches Regiment,
Wie es die Welt nicht bunter kennt,
Die Kirchen alle voll geworden,
Scheinheiligkeit verhalf zu Orden,
Kopfhänger wurden große Herrn,
Heimliche Sünder trugen Band und Stern.
Den Boten widerte dies Wesen:
„Hier sind wir schon zu lang gewesen:
Man schlüg' uns todt mit Besserungsknütteln,
Laßt uns den Staub von den Füßen schütteln."
Der Staub, den man da findet liegen,
In Wolken durch die Straßen fliegen,
Ist es zu sagen gleich verboten,
Kommt von den Schuh'n der heil'gen Boten.

Um zuletzt noch im Allgemeinen die Stellung anzugeben, welche unserm Dichter als solchem und besonders unter den gegenwärtigen Dichtern zukomme, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als daß ich dessen Zueignungsgedicht

vorleſe, in welchem er ſie ſelbſt eben ſo beſcheiden und entſchieden, als klar und treffend bezeichnet hat.

Da bring ich meine Siebenſachen
Denn auch zu Markt, ein wenig ſpät;
Man wird des alten Sängers lachen,
Da rings ſich raſche Jugend blüht.

Und wär ich allzuſpät gekommen,
Es iſt Poetenloos, man weiß:
So ſey ich gütig aufgenommen,
Poeten, denn in Eurem Kreis.

Mögt ihr mich nachbarlich vertragen
Auf Einem Brett, in gleichem Schrank,
Ich künd' euch alle meine Sagen,
Verkünde manchen guten Schwank.

Hier ſeh' ich Viele, die mir theuer
Und manchem ſchüttl' ich traut die Hand.
O Chamiſſo, du viel Getreuer,
Find ich dich hier im Bücherland.

Ihr Jüngern, beſſrer Zeit Herolde,
Die ihr voraus im Sturmſchritt ſchwebt,
Ihr ſteht dem Vaterland im Solde,
Daß ihr mit Singen es erhebt.

Ich meine nicht, ihr ſollt es loben,
Ihr mögt es ſchelten, wenn es ſinkt:
Erhoben ſoll es ſeyn, gehoben,
Das iſt der Lorbeer, der euch winkt.

Soll ſich das Vaterland erheben,
So braucht es freien deutſchen Sinn:
Die Freiheit wird mir nicht gegeben,
Wenn ich ein Knecht mit Willen bin.

Ihr ſingt uns Unmuth in die Herzen,
Ihr ſingt uns Scham und heil'gen Zorn:
Die Freiheit wächſt aus ſolchen Schmerzen,
Die Deutſchheit aus der Freiheit Born.

Uns ſind die Zeiten längſt entflohen,
Da Klopſtocks Jüngling ſchüchtern ſchwieg;
Bei dem Gedanken ſchon, dem hohen,
Ihm in die Wangen Röthe ſtieg.

Bis er doch endlich sich ermannte,
Das strenge Zagen von ihm wich,
Bis er gestand, was ihn entbrannte:
„Mein Vaterland ich liebe dich.“

Und ist die Liebe noch vonnöthen;
Doch macht sie nicht für Fehler blind:
Nur allzuoft, wenn wir erröthen,
So ist es, daß wir Deutsche sind.

Und doch ergreift auch uns ein Zagen,
Wenn wir, die Leyer in der Hand,
Den schreckenden Gedanken wagen,
Dein werth zu seyn, o Vaterland.

III.

Ein Tag aus Nürnberg's Vorzeit

mit

einem Rückblick auf die Naturforscher-Woche.

Von

Julius Merz.

Sie haben die Güte gehabt, mir durch zwei Vorträge, welche „Nürnberg zur Zeit des 30jährigen Krieges" schilderten, ihre Aufmerksamkeit zu schenken; ich bin Ihnen jedoch den Zeitraum von Gustav Adolphs Tod bis zum Jahre 1650 zur Vervollständigung des Bildes schuldig geblieben. — Wenn schon dieser Zeitabschnitt in Rücksicht auf Nürnberg im Allgemeinen weniger interessant erscheinen und allüberall nur das Elend, als die Folge des langjährigen Krieges sich vorzugsweise zur Schau stellen dürfte, so fehlt es doch nicht an beachtenswerthen Einzelnheiten, die, gleichviel ob sie ein spiritualistisches oder ein materialistisches Gepräge tragen, mit dem Gesammtbilde in dem schreiendsten Widerspruche stehen. — Aus diesen einzelnen Erscheinungen erlaube ich mir, Ihnen heute nur einen Tag, den 25. September des Jahres 1649, vorzuführen. —

Als vor wenigen Wochen unsere Stadt bemüht war, den zu wissenschaftlichem Zwecke sich hier vereinigenden Fremden in gastfreundlicher und ehrender Weise zu begegnen, hat sie

ihnen auch die Thüren unſeres alten Rathhausſaales geöffnet, damit man dem Wunſche nach Vereinigung und perſönlicher Berührung, auch auf dem amicabileren Wege, den die Freuden der Tafel begleiten, nachkommen konnte. — Haftete an dem Anblicke dieſer majeſtätiſchen Halle bei vielen Nürnbergern bisher wenig mehr, als die Erinnerungen an verwaiſende Rectoratsblicke, die hier alljährlich ſelbſt in die Milde des Gebens ſich miſchten, ſo war es jetzt eine um ſo wohlthuendere Erſcheinung, ſie durch Blumen und lebendiges Grün ſo freundlich verwandelt und zum Empfange einladend geſtaltet zu ſehen. — Doch erhebender noch als dies war die damit ſich verbindende hiſtoriſche Erinnerung. —

Beinahe ein und ein halbes Säculum ſind, wie in einem Trinkſpruche in ſchöner Parallele erwähnt wurde, dahingefloſſen, ſeit dieſe Hallen zu einem Brudermahl, wie jetzt, zum letztenmale geöffnet wurden. Damals waren 30 blutige Jahre des Krieges, welche das Land mit Jammer erfüllten, vorausgegangen, heute geſchah es nach 30 Jahren ſegenbringenden Friedens, in dem ein in raſcher Entwicklung ſich entfaltendes wiſſenſchaftliches Streben Wurzel gefaßt hat. —

Nachdem nehmlich unterm 24. October 1648 der weſtphäliſche Friedensſchluß zu Münſter zu Stande gekommen war, beabſichtigte der ſchwediſche Generaliſſimus, Carl Guſtav, Pfalzgraf von Zweibrücken, der, ein Neffe Guſtav Adolphs, die Leitung der Angelegenheiten in Deutſchland des jetzt von Chriſtine beſetzten Schwediſchen Thrones übernommen hatte, — ſowohl ſeine als die kaiſerlichen Heerführer zu einem Friedensmahle zu verſammeln. Es wurde daſſelbe auf den 25. September 1649 feſtgeſetzt und als Verſammlungsort Nürnberg auserſehen.

Der hiesige Senat überließ ihm hiezu auf sein Ansuchen den großen Rathhaussaal. Carl Gustav selbst, so wie Octavio Piccolomini und andere hohe Gäste waren schon längere Zeit zuvor hier eingetroffen und hatte ersterer im Gasthaus zum goldenen Reh, dem heutigen Postgebäude, letzterer in dem jetzt v. Serz'schen Hause auf dem Weinmarkte Wohnung genommen. — Acht Tage zuvor begann man mit der Einrichtung dreier Küchen, und in den nächsten Tagen ging man an die Ausschmückung des Saales. Von der Mitte der Decke herab hing der damals fast noch ganz neue in Holz geschnitzte und reich vergoldete Armleuchter, zu beiden Seiten zwei ähnliche, von Messing gegossen. Den zwar rauhen, aber kunstfertigen Händen eines Zirkelschmieds wurden die Trapperieverzierungen und die Anordnung der Blumengewinde, in denen die schwedischen Farben allenthalben hervortraten, anvertraut und durch sie auch aufs beste bestellt. An Bäumen, hoch emporragend, prangte das Obst, und Blumen deckten den Boden. —

Nachmittag gegen 2 Uhr versammelten sich die Gäste, je nach Rang und Würde, in sechs verschiedenen Zimmern des Rathhauses, um von da aus, drei Stunden später, bei Tisch versammelt zu werden. — Bei dieser Absperrung, und da bekanntlich die Zeit, welche gastronomischen Unternehmungen unmittelbar vorausgeht, immer etwas peinlich ist, würden diese drei Stunden den hohen Gästen unerträglich geworden seyn, hätten sie nicht mehrere Rangstreitigkeiten wegen des bei Tische einzunehmenden Platzes zu schlichten gehabt und außerdem noch ein kleiner Gassenscandal ihnen zur Verkürzung derselben gedient.

Die Munificenz des schwedischen Generalissimus that sich

nehmlich dem Volke nicht allein dadurch kund, daß ihm auf der Schütt zwei große Ochsen gebraten wurden, sondern es ergossen sich auch jetzt am mittleren Fenster durch einen Löwenrachen 4 Stunden lang zwei Schläuche rothen und weißen Weines, wozu Sr. Durchlaucht 24 Eimer verordnet hatte. Auf einem gleichzeitig genommenen Bilde, wird der Wein in den Hüten, meist an Stangen gebunden, um auch den obersten noch zu überragen, aufgefangen. Diese Freudenquelle floß dem Volke von demselben Fenster herab, zu dem es jetzt noch manchmal sehnsuchtsvoll hinaufschaut, um einige Viertelstunden später, in der Hoffnung auf Gewinn getäuscht, sich um so vernichteter davon abzuwenden. — Endlich schlug es 5 Uhr, und die Gäste wurden unter dem Vortritt des Hofmarschalls in der Weise in den Saal geführt, daß mit den untersten Ständen begonnen wurde. Als nach kurzem Gebete von jedem der ihm angewiesene Platz eingenommen war, wurde in 5 silbernen und reichvergoldeten Kannen und Becken, von eben so vielen immer in 3 bis 4 Personen bestehenden Deputationen, das Handwasser herumgereicht und während dessen von den aufgestellten Musikchören das: Te deum laudamus angestimmt. — Die Musiker waren in folgender Weise im Saale vertheilt. Auf der Gallerie, oberhalb des mittleren, nach Westen gelegenen Fensters, waren die Lautisten und Harfenisten, unter diesen, die Trompeter und Heerpauker; in der Ecke rechts, am Haupteingange, die Posaunisten: in der gegenüberliegenden, am Mainberger'schen Haus, die Fagotisten; die Violinen in der obern Ecke, zwischen den Fenstern der Rathhausgasse und des Gäßchens, und in der entgegengesetzten, die Orgel mit dem Musikmeister. Dieses weitverzweigte Orchester hat, wie ein damaliger Erzähler sagt,

während der Tafel viel schöne Psalmen und das: Ehre sey Gott in der Höhe, recht künstlich und lieblich gesetzet, erklingen lassen, daß einem das Herz im Leibe lachte.

Zu den besonderen Verzierungen der Tafel gehörten noch, wie es damals üblich war, zwei sogenannte Schaugerichte. — Das eine derselben war ein großer Triumphbogen. Was man sich etwa heutzutage bei solcher Gelegenheit in Toasten sagen würde, das konnte man da als Inschrift auf demselben finden. Sie waren in lateinischer Sprache verfaßt und, wie es der damalige Geschmack verlangte, im Übermaaße angebracht. — Schmiedeten doch mit wahrhaft kindischer Besessenheit die magistri jener Zeit vom Morgen bis zum Abend Chronostichen und Chronodistichen, mit welcher Spielerei man den Rückzug der lateinischen Sprache als Umgangssprache, noch zu schmücken bemüht war. — Das andere Schaugericht war ein künstlicher Berg, der in 3 Spitzen auslief. Die eine derselben war mit Früchten, eine andere mit Blumen besät. Erstere sollte Deutschland, die zweite Frankreich vorstellen. Die dritte, mit Schnee bedeckte, repräsentirte Schweden. Das Ganze, so wie die einzelnen Parthieen, waren wieder mit zahlreichen Inschriften und Emblemen verziert, unter welchen letzteren, auf dem Felde Schweden, sogar ein Eselskinnbacken als instrumentum belli angebracht war.

Außerdem stand in der Mitte des Saales ein Springbrunnen, der seinen Strahl von Rosenwasser hoch hinaustrieb, und, damit jeder Sinn vollständig befriedigt werde, entsendeten noch zwei künstliche Berge, wohlriechende Dämpfe. — Doch, mehr noch als diese, mochten unsere hohen Gäste jene Dämpfe interessiren, die sich unmittelbar vor ihren Augen entwickelten. Eine köstliche Ollapotrida, diese bis auf den heu-

tigen Tag in Deutſchland feſtgehaltene Suppe, bildete mit vielen andern, die zur Auswahl gereicht wurden, die Avantgarde. Man ſtaunt, wenn die Berichterſtatter darin übereinſtimmen, daß 6 Gänge ſtatt fanden, als: Suppe, Braten, Fiſche, Backwerk, Früchte und Confütiren, und daß ein jeder ſolcher Gang wieder in 150 Schüſſeln beſtand. Jedesmal, d. h. von jedem Gange, wurden nehmlich, wie wir durch den Bericht eines Theilnehmens verſtändigt werden, verſchiedene 30 Speiſen zu je 5 Schüſſeln aufgetragen. Noch muß ich bemerken, wie das Confect zur Anſchauung der Tiſchgenoſſenſchaft gebracht wurde. Die Tiſche hatten doppelte Platten. Nach dem fünften Gange wurde die obere abgehoben, und nun lag das Meiſterwerk von 12 wetteifernden Köchen und Zuckerbäckern zum Genuſſe vor. — Überhaupt zeigt ſich in der ganzen Anlage des Feſtmahles ein ſolcher Kunſtſinn und eine ſolche Sorgfalt für die Befriedigung des Gaumens, daß dagegen die vielberüchtigte Gourmandie unſerer Tage in den Hintergrund geſtellt erſcheint. Sie tiefer in die Irrgänge des Speiſezettels einzuführen, will ich mir nicht erlauben, da zu befürchten ſteht, Sie entweder zu ermüden, oder eine Sehnſucht rege zu machen, welche zu befriedigen ich nicht im Stande wäre. — Wie genau aber auch von den Speiſen, der Nachwelt Bericht erſtattet wird, ſo findet ſich doch auffallender Weiſe, wenigſtens in den mir zugängigen Quellen, nirgends eine Notiz, welche etwas von den Getränken verriethe. Niemand wird bezweifeln, daß Wein getrunken wurde, ja ich erlaube mir ſogar mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß ſehr guter und ſehr viel Wein getrunken wurde; denn ſchon bald nachdem die Lichter aufgeſteckt waren, welche in einer Anzahl von mehr als zweihunderten den Saal erleuchteten,

hat schon eine größere Heiterkeit geherrscht, als sie in der Regel, Suppe oder Braten hervorzubringen vermögen. — Ja, gegen Mitternacht, stimmte selbst die krieggewohnte Soldatennatur in einem Scherze wieder auf.

Es mußten Musketen und Seitengewehre herbeigeholt werden, und vom Obersten ab, fügten sich Alle in die Subordination des gemeinen Soldaten, denen Feldmarschall Wrangel, in der Charge des Corporals; Piccolomini und Carl Gustav, in der des Hauptmanns vorstanden. So wurde mehrere Male im Saale herumgezogen und selbst des Pulvers nicht geschont, dann aber, mit Windlichtern auf die Burg marschirt, die dort bei den Kanonen stationirte und den ganzen Tag hindurch mit Abbrennen derselben beschäftigt gewesene Mannschaft, in bester Form abgelöst, und der Dienst höchsteigenhändig versehen. — Nachdem die Nachtluft den Uebermuth und die Glieder etwas abgekühlt hatte, wurde nach dem Rathhaus zurückgekehrt, von dem kaiserl. Obrist Rauffi, der es vorgezogen hatte, im fetten Lager zu verbleiben und sich inzwischen mit den dortigen Batterieen zu beschäftigen, die Truppe mit einer scherzhaften Anrede empfangen und wegen des nun glücklich erlangten Friedens als aufgelöst erklärt.

Mit diesem Scherze endete auch das große Friedensmahl *), das langjährige Gegner zu herzlichem Händedruck

*) Sandrart hat es im Auftrage Carl Gustavs gemalt, und unsere Stadt besitzt noch heute dieses Gemälde, als ein werthvolles Geschenk desselben. Nach einer hübschen Zeichnung unseres tüchtigen Fr. Wagner, wird es wohl demnächst von demselben in Stahl gestochen werden.

vereinigte. — Auch jetzt ſah man allenthalben freundliches Begrüßen, und überall herzliche Begegnung; doch ſollten nicht feindliche Partheien verſöhnt, es ſollten befreundete Seelen, nach gleichem Ziele ſtrebende Geiſter, ſich nur noch näher geführt werden. Nachdem ein andauernder Friede den Wiſſenſchaften die freieſte und reichſte Entfaltung geſtattet hat, war der in den letzten Decennien aufgetauchte Wunſch, durch Austauſch der Ideen in perſönlichen Zuſammenkünften, einen immer höheren wiſſenſchaftlichen Standpunkt zu erreichen, ein ganz natürlicher und nahe gelegener. Welche Verſammlung von Gelehrten aber könnte verlangen wollen, daß ſie mit mehr Freude begrüßt werde, als die, der Naturforſcher. Iſt doch gerade dieſe Wiſſenſchaft, die, von dem allgemeinſten Intereſſe, zugleich aber auch diejenige, welche mit ihren Forſcherblicken in das geheimnißvolle Leben der Natur dringt; welche vor allen andern auf dem Wege gehet, der in alle Wahrheit leitet, und zu der darum die Gegenwart, durch ſie eine glückliche Löſung ihrer ernſteſten und heiligſten Fragen erwartend, mit frohem Hoffen das Auge wendet.

IV.

Die Redensarten.

Eine

philologische Erzählung.

Von

G. Arnold.

Dieser Vortrag ist, wie schon einige seiner Vorgänger, ein Scherz und will allein als solcher angesehen seyn. Der Wunsch, Ihnen eine Reihe der bemerkenswerthesten Redeformen unserer Muttersprache vorzuführen, ließ mich den Versuch wagen, sie in einer Erzählung zu vereinigen. Daß diese keinen Anspruch auf irgend eine Bedeutung machen kann, versteht sich am Rande, und ich fühle selbst zu lebhaft, wie sehr es damit hapert, als daß ich nicht Ihre Kritik besonders bitten müßte, hier ein Auge zuzudrücken, wenn Sie nur nicht etwa dabei Gefahr laufen, gleich beide Augen zuzumachen, oder so zu sagen einzuschlafen.

Bring er mich nicht in Harnisch, donnerte der Amtmann von Schlieben und blickte dabei seinen Amtsdiener und Faktotum Waller recht grimmig an, oder ich werde ihm die Leviten lesen, daß er den Himmel für eine Baßgeige ansehen soll. Er steckt mit dem jungen Volk unter einer Decke ....

Bläst in ein Horn mit ihnen, um anständiger

zu reden, fiel die Frau Amtmännin ein; aber er soll uns nichts weiß machen, und wird nur schlechte Seide spinnen bei sothaner Verwendung. O, ich rieche den Braten! Mein Herr Sohn glaubt, weil der Waller beim Vater etwas gilt; aber er soll uns keine Mäuse in den Sack jagen.

Bin ich darum Mitglied der Leipziger deutschen Gesellschaft, hub der Amtmann wieder an, habe ich darum alle lateinischen Floskeln aus meinen Acten verbannt zum Ärger jedes braven Juristen, habe ich darum fünfzig Gulden zum Herrmans Denkmal gegeben, habe ich umsonst unsere gute deutsche Sprache in ihren Quellen studirt, den Weißkunig und den Theuerdank, den Geiler von Kaisersberg und den Thomas Murner, den Brandt und den Trymberg, Fischart und Rollenhagen gar nicht zu gedenken; habe ich mir deswegen die große Ausgabe der Minnesänger von van der Hagen gekauft um schweres Geld, — daß mein Sohn mir den Streich spielen sollte und eine Französin heirathen, der die Nibelungen böhmische Dörfer sind, die unsere schöne Sprache zum Galimathias radebricht!

Sie ist aber keine Französin, replizirte Waller mit vieler Ruhe, sondern hat nur einen Franzosen zum Vater, quod erat demonstrandum. Das ist ja der casus fortuitus wodurch sie bei mir einen Stein im Brette hat. Ich sage Ihnen, ein prächtiges Mädchen, kreuzbrav und fromm wie ein Burgfräulein. Das hat sie von ihrer Mutter; aber auch munter und gewandt mit dem Schelm im Nacken, so was echt Französisches. Ich habe ordentlich einen Narren gefressen an dem lieben Kind, ait venia verbo.

Schweig' er mit seinem albernen Gesalbader, es

geht über das Bohnenlied, eiferte der Amtmann. Ich laſſe mir von ihm keinen Bären aufbinden. Ei ſeht mir doch: kreuzbrav und fromm, und hat ſich doch luſtig gemacht über den altfränkiſchen Amtmann, über den Philiſter, weil ich das alte gute Deutſch nicht untergehen laſſen will, weil ich die kernigen ſchönen Redensarten unſerer Väter im Munde führe, wo es ſich nur immer ſchickt. Ei ſeht mir doch, ſo ein Gänschen, das nur franzöſiſch piept und von der Kraft und dem tiefen Sinn unſeres biderben Deutſch keine Ahnung hat.

Gewiß und wahrhaftig, fiel die Frau Amtmännin ein, ſie iſt ein impertinenter Naſeweis. Von mir hat ſie geſagt, ich wäre werth, Sancho Panſa's Frau zu ſeyn, und meinen Eheherrn den Herrn Amtmann nannte ſie den Fürſt Primas aller Narren, die in Sebaſtian Brandt's Narrenſchiff herumlaufen.

Der Amtmann ſchnitt ein Geſicht, als wenn er Rhabarbar verſchluckt hätte, und lief wie wüthend im Zimmer herum.

Nichts als ſchändliche Calumnatio, erwiederte der Amtsdiener mit gefaltenen Händen. Großer Gott, wie kann man ſolche Lügen erdenken!

Es iſt niederträchtig von der Perſon, ſchrie der Amtmann wieder, mich mit dem Narrenſchiff zu blamiren. Hätte ſie mir ein Maul angehängt, ſo groß wie ein Löwenrachen, hätte ſie hinter meinem Rücken Schnippchen geſchlagen oder Rübchen geſchabt, mir meinetwegen Schabernack angethan, wo ſie nur konnte, ich hätte es ihr vergeben; aber ſo eine infame Pille, das ſollte mir im Garten wachſen, damit — Waller — damit hat ſie

dem Kalb in's Auge geſchlagen, ſieht Er, ſie hat . . . .

Das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, verbeſſerte die Amtmännin. Das Mädchen iſt nicht einen Papenſtiel werth, um von der Leber weg zu reden. Ich habe mich ganz genau erkundigt, hat große Roſinen im Sack und kann keinen Hund aus dem Ofen locken. Wenn der Herr Beifort ſeine Tochter unter die Haube bringen will, ſo wird ſich dazu ſchon eine Gelegenheit finden, ohne ſie vom Zaun brechen zu müſſen; meinen Sohn ſoll ſie ſich nur vergehen laſſen, er würde mit ihr auf keinen grünen Zweig kommen. Für den habe ich ſchon eine andere ausgeſucht, der ſie nicht das Waſſer reicht. Sie mag meinetwegen Hunde führen bis Buſchendorf!

Mit dieſen Worten rauſchte ſie in ihr Kabinet, der Amtmann ſetzte ſich an ſeine Acten und Walter hatte nichts Beſſeres zu thun, als mit langer Naſe abzuziehen, weil er wohl einſah, daß für den Augenblick keines der beiden Eltern ſeine gute Haube aufhatte.

Der Amtmann war ein biederer Mann und guter Vater, aber Pedant in Allem, was auf Temſchheit hinauslief. Er gefiel ſich, ſeine Reden mit eigenthümlichen Wendungen und Ausdrücken zu ſpicken, die ihm die Lektüre der älteren deutſchen Schriftſteller an die Hand gab, und war ſtolz darauf, dieſe Abſonderlichkeiten unſerer Sprache überall anzubringen.

Seine Frau ähnelte ihm darin, daß ſie eine große Sprichwörter-Freundin war und, neben ihrer Hauspoſtille, den Abraham a Santa Clara und Don Quixote, wohl auch

Agricola und Frank studirte: nur durfte sie im Beiseyn ihres Mannes wenig oder keine Sprichwörter anwenden, sondern mußte sich, ihm zu Liebe, dann mehr auf Redensarten verlegen.

Waller, abgesehen von dem ihm anklebenden Acten-Latinismus, ein offener Kopf und seinem jungen Herrn, der im naheliegenden Städtchen Lindenau seit kurzer Zeit eine recht hübsche juristische Praxis erworben, mit Leib und Seele ergeben, hatte versprochen, diesem die Erlaubniß zur Heirath mit der hübschen Tochter des französischen Sprachlehrers Belfort zu erringen, die ihm, dem Sohne, schon in optima forma mehrmals verweigert worden war. Wir haben gesehen wie der Versuch Wallers so eben abgeblitzt ist.

Nun, nun, brummte er, als er die Treppe hinunterstieg, es war Zeit, daß ich mich aus dem Staube machte, doch auf einen Hieb fällt kein Stamm. Festina lente, sagen wir Lateiner. Wir müssen eine Duplik und Triplik eingeben, am Ende geht es doch. Wenn ich dem Alten nur das Narrenschiff ausreden könnte. Daß aber auch das Mamsellchen ihr Mäulchen so weit spatziren gehen läßt.

Als es dämmerte, schlenderte er nach dem nahen Wäldchen. Dort hielt Edmund v. Schlieben auf einem triefenden Fuchs. Nun, Waller, rief er ihm von Weitem entgegen, hat es dir geglückt, hat er Ja gesagt?

Sie sind, um mit Ihrem Herrn Vater zu reden, auf dem Holzweg, Herr Doktor, wir haben ein schändliches Pech. Der Papa hat sich gewaltig auf die Hinterfüße gestellt — in pedes retrocedit — und meine heutige Apostrophe war ein Metzgersgang; indessen wir wollen noch nicht litem finire; quod differtur, non auffertur.

Wenn ich in dir nur nicht den Bock zum Gärtner geſetzt habe, meinte Edmund.

Sein Sie ruhig, junger Herr, ich werde es ſchon einfädeln. Der Herr Vater ſoll uns doch noch in's Garn gehen. Vor Allem müſſen wir widerlegen, daß Fräulein Marie ihn einen Narren und ihre Frau Mutter eine würdige Ehehälfte Sancho Panſa's genannt hat, und Sie dürfen Ihre ſchöne Braut ſchon ein wenig ins Gebet nehmen, daß ſie ſo wenig Federleſens macht mit ihren Schwieger-Eltern in spe. Ich habe da eben eine Idee, inveni non quod in faba pueri ....

Nun, und das wäre?

Aufs Bitten dürfen wir uns nicht mehr legen, damit richten wir ſchwerlich was aus. Hier heißt es frustra Herculi — nehmen wir zur Liſt unſere Zuflucht. Was meinen Sie, wenn wir ſuchten, Ihre Eltern und Ihre Braut an einem dritten Ort zuſammen zu bringen, damit ſie ſich kennen lernen. Was gilts, wenn ſie erſt das Fräulein geſprochen haben, ſie ziehen andere Saiten auf. Freilich müßte ſich ihre Marie verkappen, müßte ihr Franzöſiſch eine Zeitlang an den Nagel hängen und deutſche Redensarten ſtudiren, um dem Herrn Papa den Daumen aufs Auge halten zu können, denn damit wird er ihr gleich auf den Zahn fühlen. Auch Sprichwörter mag ſie immerhin einige Hundert auswendig lernen, je närriſcher deſto beſſer, damit ſie die Mama auch gehörig zu Paaren treiben kann.

Gut ausgeſonnen, Pater Lamormain, aber wo ſoll dies geſchehen?

Ich dächte beim Poſtmeiſter in Rellingen; Sie bereden Ihre Eltern für nächſten Sonntag zu einer Schlittenpartie

dahin, finden dort zufällig Fräulein Belfort mit ihrem Vater, die auch einen Ausflug gemacht haben, und da es Mittag ist, sind Sie gezwungen mit einander zu speisen. Der Herr Amtmann wird, vom Postmeister unterstützt, bald genug mit Herrn Belfort anbinden, und Fräulein Marie erhält dadurch Gelegenheit, den Ansichten Ihres Herrn Vaters zu huldigen. Dem Alten wird es zwar spanisch genug vorkommen, wenn ihn seine Tochter im Stiche läßt, indessen wird sie wissen, wie weit sie darin gehen darf, und hat hauptsächlich darauf hinzuarbeiten, daß sie Ihrem Herrn Vater imponirt mit ihren Kenntnissen des Deutschen und der Etymologie seiner Redensarten. Gelingt es ihr, ihn damit in die Enge zu treiben, nebenbei der Mama einige Kern-Sprichwörter zu applizieren, so will ich ein Bärenhäuter heißen, wenn wir nicht das Heft in die Hände bekommen, und die hochnäsige Baronesse ausstechen, die Sie so mir nichts dir nichts heirathen sollen.

Der Doktor hatte gegen diesen Operationsplan nichts einzuwenden, versprach seiner Marie ihre Rolle gehörig einzustudiren und trabte nach Hause.

Den Sontag darauf, er hatte sich vorher ankündigen lassen, kam er am frühen Morgen auf den Amtshof geritten. Sein Vater war heute sehr guter Laune. Die Gesellschaft für deutsche Alterthümer in Berlin hatte ihn zum korrespondirenden Mitglied ernannt, weil er eine, auf einem Hügel in der Nähe ausgegrabene Eisenklinge mit einer weitläufigen Abhandlung eingeschickt hatte, worin er schlagend bewies, daß man ein sassisches Opfermesser vor sich habe. Waller meinte freilich, es sei ein zerbrochenes abgewetztes Sensenblatt und

wollte selbst das bergische Fabrikzeichen, Sonne, Mond und Sterne noch darauf erkennen, allein der Amtmann deklarirte diese für Runen und dabei blieb's. Er hatte sich nun zwar vorgenommen, dem Edmund, dem lockeren Zeisig, den Text gehörig zu lesen, wie er schon dem Waller den Kopf gewaschen hatte für sein Unterfangen in Bezug auf Maria Belfort, der aber scherwenzelte so freundlich um ihn herum, daß es ihm rein unmöglich war, Krakehl anzufangen.

Glücklicher Weise war den Tag zuvor nochmal tüchtig Schnee gefallen und die schönste Schlittenbahn fertig. Der Amtmann schüttelte nichts destoweniger den Kopf, als Edmund sich ausbat, die Eltern heute ausfahren zu dürfen.

Warum einen solchen Abstecher machen, meinte er, wir können vergnügt sein hier bei uns und es bequem haben. Bin ohnedies ein wenig gespannt mit dem Posthalter, hab' einen kleinen Disput gehabt, muß da erst Gras darüber wachsen. Wer weiß was für Crethi und Plethi wir da anträfen. Nachmittag kommt vielleicht die Baronesse ein wenig herüber, da kannst du dich gleich an's Brett legen, man muß so was nicht auf die lange Bank schieben. Wer's Glück hat, führt die Braut heim, sagt deine Mutter.

Dem Doktor fiel alle Hoffnung in den Brunnen bei diesen Reden, aber Waller wußte Rath, er war, was man sagt, mit allen Hunden gehetzt.

Halten zu Gnaden, Herr Amtmann, warf er ein, wär beinah nothwendig, daß Sie nach Rellingen hinüber schauten. Ist morgen Termin in Sachen contra Diepeshofer wegen Forstfrevel, könnten dort mit dem Forstmeister konsultiren,

weil Beklagter dem Adjunkten Steiger litem denuncirt hat, wär doch ein ärgerliches Scandalum, wenn mans untersuchen müßte. Hm, brummte der Amtmann, hat nicht Unrecht Waller, muß den Steiger auf's Korn nehmen. Kann ja auch mit dem Forstmeister kannegießern, wenn der Posthalter etwa noch kurz angebunden wäre. Meinetwegen denn, und, er Waller soll mitfahren.

Wer war froher, als Edmund, wer fuhr mit seiner Last rascher die Chaussee dahin, als er, dessen Glück dieser Tag entscheiden sollte. Ihm hing der Himmel voller Geigen. Wenn die Finte gelang, die so bei den Haaren herbeigezogen war, ja dann war er Hahn im Korbe, er konnte sich ins Fäustchen lachen. Wenn aber nicht? Dann hatte er Hokuspokus gemacht, mit fremdem Kalbe gepflügt und — war doch der Kirche um's Kreuz gegangen. Wenn und ob! Zwei ominöse Wörtchen, leicht zu lesen für den ABC-Schützen, die aber einen in Verlegenheit setzen können, der sonst Haare auf den Zähnen hat.

Als sie in Rellingen ankamen, war die andere Parthei noch nicht da — um so besser. Man konnte sich ungenirt zum Dableiben einrichten, zumal da der Posthalter nicht nur keinen Groll gegen seinen alten Special hegte, sondern, weil er sichtlich was im Schilde führen mußte, vielmehr absonderlich freundlich that: die Frau Posthalterin aber mit der Amtmännin so viel zu verschneiden hatte, obschon sie nie bei der Stange blieben, daß eine gewaltige Zeit dazu gehörte, bis diese nur halbweg ausgepackt haben mochten.

Der Amtmann war unterdessen zum Forstmeister gegangen und Edmund spekulirte draußen herum, weil ihm seine

Leutchen doch nachgerade etwas zu lange ausblieben. Endlich ſah er ſie von Weitem kommen und ſprang ihnen entgegen.

Mit klopfender Bruſt hob er das holde Mädchen aus dem Schlitten, deren hochgeröthete Wangen auch nicht einzig der friſchen Schneeluft zuzuſchreiben waren, freute ſich gegen den Papa über das unvermuthete und deshalb um ſo angenehmere Zuſammentreffen und belobte ihn über den Scheelenkönig, daß er ſich mit dem lieben Töchterchen herausgewagt.

C'est bien joli, sein ser übſch, Sie ier su finden Monsieur le docteur; il paraît que ma fille, die kleine Spitzbübin haben gehabt ein Ahnung, elle m'a presque forcé ick, sein faſt geſwungen à quitter la maison.

Nun, nun, lieber Belfort, begütigte Edmund, Sie können Ihrer Marie zu Liebe ſchon einmal über die Schnur hauen, und wenn ſie zuweilen einen ſolchen gerechten Wunſch hat, dürfen Sie ihr keinen Korb geben.

Belfort ſprach trotz ſeines langen Aufenthalts in Deutſchland das Deutſche ſehr mangelhaft, es hatte ihm nie daran gelegen es zu erlernen. Er verballhornte die Wörter nicht ſelten abſichtlich, weil ihm nur das Franzöſiſche ſchön klang und würde den erſten beſten franzöſiſchen Gaſſenhauer unſeren ſchönſten Volksliedern vorangeſtellt haben, weil — er es eben nicht beſſer verſtand. Edmund kam ſeiner Zeit deshalb oft mit ihm in Streit und der Alte mußte dabei in der Regel Haare laſſen; aber es war ein Streit um des Kaiſers Bart, denn er konnte die Gründe ſeines Gegners nicht würdigen, weil er ſie nicht begriff. Wir werden ihn im Verfolg entweder nicht oder doch richtig ſpre-

chen laſſen, um es uns zu erſparen, die Böcke zu wiederholen, die es jeden Augenblick gegen den Genius der Sprache ſchoß.

Die Frau Amtmännin kam in nicht geringe Verlegenheit, als ſie die Neuankommenden eintreten ſah und gab ſehr geſchraubte Antworten auf die Höflichkeiten, die man ihr ſagte.

Marie ſetzte ſich indeſſen ganz unbefangen zu ihr und und horchte, emſig ſtrickend, recht aufmerkſam den Beſprechungen zu, die beide Damen noch eine Weile fortſetzten.

Die Gegenſtände der Unterhaltung waren eben nicht ſehr pikant. Man machte Gloſſen über dieſen und jenen: der hatte ſein Schäflein ſchön in's Trockene gebracht, während ein anderer allen guten Rath in den Wind geſchlagen und ein Lump geworden war, an dem Hopfen und Malz verloren ſei. Dann hatte die Frau Poſthalterin endlich einmal eine Köchin, die, was man in den Schlot ſchreiben muß, nichts auf den Schwanz ſchlug, wenn ſie zu Markte ging, und keine Maulaffen feil hatte, ſtatt ihre Gänge zu machen. Vom Waſchen und Plaudern war ſie eine abgeſagte Feindin und kochen konnte ſie, wie ein Daus. Auf dieſe Weiſe wurden nach und nach die Angelegenheiten des Städtchens raſch im Bauſch und Bogen verhandelt und die junge Dame ſchien ſich ſehr daran zu erbauen.

Aber, lieber Gott, meinte endlich doch die Amtmännin, das Fräulein wird ſich ſchlecht unterhalten bei unſerem hausbackenen Diskurs. Die junge Welt führt jetzt ganz andere Geſpräche, von Bällen und Aſſembleen, vom Theater, von Politik und von allerhand Schöngeiſterei. Ich kann freilich nur reden, wie

mir der Schnabel gewachsen ist und das neumodische Wesen paßt nicht in meinen Kram, dafür weiß ich aber im Hauswesen, wo Barthel den Most holt, mich kann keine Magd ins Bockshorn jagen, wenn sie's auch noch so sehr am Schnürlein hätte und es müßte Eine früh aufstehen, die mir ein X für ein U machen wollte. Das Ei will jetzt leider Gottes immer klüger sein, als die Henne, aber: Altklug nie Frucht trug, sagt das Sprichwort. Wir sind auch nicht von heut und gestern, nicht war Frau Posthalterin?

Erlauben Sie, wertheste Frau Amtmännin, entgegnete bescheidentlich das Fräulein Belfort, ich bin der Meinung, daß es einem jungen Mädchen recht wohl anstehe Lehren anzunehmen von so erfahrnen Frauen, wie Sie meine Theuren. Ich gehöre wahrlich nicht zu denen, die da sagen: Viel Wissen macht Kopfweh; oder: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; sondern bei mir heißt es: Lerne was, so kannst du was, — Wer nicht hören will, muß fühlen, — Durch anderer Leute Schaden klug werden ist besser, denn durch seinen eigenen, und: Übermuth thut selten gut.....

Hilf Himmel, schrie die Amtmännin, bei Ihnen regnet es ja die Sprichwörter nur so, ich habe geglaubt, Sie hielten nichts auf diese Bocksbeuteleien, wie Sie sie nennen und — zögerte sie, hätten sich sogar über mich.....

Wie können sie denken, fiel Marie ein, ich, eine Verächterin der Sprichwörter, dieser kräftigen Sentenzen, welche in ihrer Einfachheit besser wirken, als ganze Moralpredigten. Ist nicht der Don Quixote meine Lieblingslektüre geworden, seit ich gehört, daß Sie Ihren schönen Schatz zum Theil seinem Sancho Pansa verdanken? Doch bin ich nicht so eitel und prahle

mit dem Erkannten vor einer Kennerin, vor der ich freilich den Kürzern ziehen muß, weil aller Anfang ſchwer iſt und kein Meiſter geboren wird und ich ſollte in dieſer Beziehung über Sie ..... Lariſari! Das ſind Flauſen oder faule Fiſche, Verehrteſte! Balmund lebt jetzund — Böſe Zungen ſchneiden ſchärfer denn Schwerter, — Der Verleumder hat den Teufel auf der Zunge und wer ihm zuhört hat ihn in den Ohren, aber

Wenn böſe Zungen ſtechen,
Mir Glimpf und Namen brechen,
So will ich zähmen mich;
Das Unrecht will ich dulden
Und meines Nächſten Schulden
Verzeihen gern und williglich.

In dieſer Weiſe ging es noch eine Zeitlang fort; die Amtmännin wurde zuſehends freundlicher und bat dem lieben Mädchen, das nicht verſäumte ihr mit Schmeichelrede um den Bart zu gehen, bald im Herzen das Unrecht ab, welches ſie ihr angethan hatte. Das war ja ein leibhaftes Sprichwörterlexikon, und ganz neue Kernreden brachte ſie aufs Tapet, die die Amtmännin niemals gehört noch geleſen hatte, mußte alſo Quellen entdeckt haben, die ihr unbekannt waren, und da galt es, ſich auf einen vertrauten Fuß mit ihr zu ſetzen, damit ſie klaren Wein einſchenke über ihre Fundgruben.

Edmund, der mit dem alten Belfort dazu trat, machte endlich dem Geſpräch ein Ende; die Poſthalterin ſah nach der Küche und gleich darauf kam auch der Amtmann von ſeinem Beſuch zurück.

Daß dich der Teufel reiten mußte uns hieher zu bringen, raunte er ſeinem auf ihn zueilenden Sohne zu, du Tuckmäuſer! Ich hätte nicht übel Luſt, Perſengeld

zu geben und dich zu Hause ins Loch zu ſtecken für deine Faxen.

Sie werden ſich doch nicht lächerlich machen, Papa, ſchmeichelte Edmund, dem das Herz im Leibe lachte, was haben Sie gegen Belfort und ſeine Tochter? Lernen Sie ſie doch zuerſt kennen, unverſucht ſchmeckt nicht, ſagt die Mutter, vielleicht ändern Sie Ihren ſtarren Sinn.

Du denkſt wohl gar, ich ſoll für dich der Katze die Schellen anhängen, knirſchte der Amtmann faſt ernſtlich böſe, niemals, aber ich kann grob ſein wie Bohnenſtroh — und ging nach einem ſteifen Bückling gegen Marie an ſeinen Platz zur Tafel.

Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo wurde er doch aufmerkſam auf das Mädchen. Ihre Lieblichkeit, ihre Reden voll Geiſt und Gemüth nahmen ihn unwillkührlich für ſie ein. Dazu kam, daß ſie zu ſeiner großen Verwunderung ihm, was Redensarten anlangte, gehörig Stich hilt und ihm damit, indem ſie ihn bei ſeiner ſchwachen Seite faßte, ein Hälmchen durch den Mund zog das ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Der alte Belfort nahm bald Anlaß, vielleicht auf Anſtiften des Poſthalters gegen die deutſche Sprache loszuziehen und ihr namentlich die vielen Wörter vorzuwerfen, welche ſie aufgenommen habe. Dazu machte der Amtmann ein bitterböſes Geſicht. Na, na, platzte er nach kurzem Zuhören heraus, ich denke Ihre Sprache hat in dieſer Hinſicht auch Dreck am Stecken mit salva venia zu reden, ſie hat auch allen Sprachen abgeborgt und ſelbſt der von ihr verachteten Deutſchen. Wo haben Sie denn Ihr havresac, haubert, salle, hâlte, guerre etc. her, als aus dem Deutſchen! Iſt Ihr lansquenet

nicht „Landsknecht,“ boulevard nicht „Bollwerk,“ trinquer nicht „trinken,“ auberge nicht „Herberge,“ taper nicht „tappen,“ guimple nicht „Wimpel?!“ Unſer Campe hat aber bewieſen, daß wir alle Fremdwörter entbehren können, wenn wir nur wollen, und in der Regel viel beſſere deutſche dafür haben. Der Sprachmeiſter ſtarrte ihn an, wie aus den Wolken gefallen, er wußte freilich nicht, daß ſein Gegner nur mit fremden Federn ſich geſchmückt, daß er unterwegs dieſen Gegenſtand eifrig mit Edmund beſprochen und ſeine Lektion gut gemerkt hatte.

Das Gaſterzach drehte ſich bald auf die damals zu befürchten geweſene franzöſiſche Invaſion. Wetter! rief der Amtmann aus, wir werden ihnen das Bad geſegnen, ſtatt daß wir ſonſt immer das Bad ausgießen mußten. Dieſe Sansculotten werden ein Haar darin finden, wenn ſie über den Rhein gehen. Ich ſelbſt würde mit Körner anſtimmen:

Friſch, mit Gott wir wollens wagen
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen,

und helfen, ſie in die Pfanne zu hauen. Alle müßten ſie in's Gras beißen.

Ich bitte, entgegnete Marie lächelnd, daß Sie wenigſtens nur die über die Klinge ſpringen laſſen, die da kommen; meinem Vater aber, der ſchon da iſt, nichts zu Leide thun. Wir wollen auch lieber im Voraus ſchon zum Kreuz kriegen, Schamade ſchlagen und um ſchön Wetter bitten. Um übrigens Ihren Gedanken eine weniger blutdürſtige Richtung zu geben, erlaube ich mir, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſo eben zwei Redensarten gebraucht haben, die die Deutſchen den Franzoſen verdanken, und als

gute Tochter muß ich diese Blöße benützen, um meinem Vater unter die Arme zu greifen und ihn wieder in Etwas herauszubeißen.

Das wäre der Teufel, polterte der Amtmann ziemlich verdutzt, wie beweisen Sie das? Ich habe Sie für meine Alliirte gehalten, weil ich merke, daß Sie den Brandt und den Fischart mit Nutzen gelesen haben, und nun wollen Sie mich aufs Glatteis führen? Lassen Sie sehen, was Sie zu Markte bringen wollen, nur heraus mit der Farbe!

Das Wort „Schanze" in der Redensart in die Schanze schlagen, perorirte Marie wie ein kleiner Professor, würde keinen Sinn haben, wenn nicht bewiesen wäre, daß es nichts anderes ist, als das französische Wort chance: Wurf im Brettspiel, also so viel als „aufs Spiel setzen;" ebenso würde „in's Gras beißen" dem Wortsinn nach ein lächerlicher Ausdruck genannt werden müssen, wenn es nicht das französische Wort baisser wäre, das nichts weiter heißt als „herabsteigen," wie es in alten Schriften oft gebraucht wird, z. B. im Heldenbuch:

Da beißt Wolf Dieteriche
Wohl nieder in das Gras,

Später erst wurde damit der Sinn verknüpft: unterliegen, sterben."

Seht mir einer an, was für ein Wettermädchen! Ich stehe da, wie ein Ölgötze, erwiderte der Amtmann mit freundlichem Lächeln. Wenn Sie so aus dem Stegreif mir meine Floskeln wegdociren, so habe ich keine Schneide, mich weiter mit Ihnen einzulassen. Da, versuchen Sie es mit meinem Edmund, der wird Ihnen schon Bastand thun.

Herr Amtmann, Herr Amtmann! drohte Marie ſchalkhaft; ſchon wieder was Undeutſches. Ich kann Ihnen nicht helfen; Baſtard kömmt vom italieniſchen bastare: genügen.

Gut, gut, ich ſtreiche die Segel, lachte dieſer. Edmund hatte ihn ſchon beim Kopf genommen und bat ſo dringend ..... Das kommt auf deine Mutter an, ich waſche meine Hände in Unſchuld, war des Vaters Beſcheid, indem er ſeine Frau beinahe furchtſam von der Seite anſah. Dieſe winkte aber freundlich ihrem Sohne zu, denn eben kramte Marie wieder ganz herrliche Sprichwörter aus im Geſpräch mit der Poſthalterin.

Nun, ſo ſoll auch nicht lange gefackelt werden, denn den dummen Witz, den ſie über mich gemacht haben ſoll, glaube ich nun und nimmermehr, brummte der Alte, und zu Belfort ſich wendend ſprach er: Alter Herr, die beiden jungen Leute lieben einander, wie ich ſehr viel Grund habe zu glauben, wollen wir unſern Segen dazu geben, damit ſie an die rechte Schmiede gehen können, nämlich zum Pfarrer? Der überraſchte Papa murmelte etwas von beaucoup d'honneur, qui lui vient très-inopinément, aber der Amtmann brauchte keine weitere Antwort, und ſein Glas ergreifend, proklamirte er stantepede das Liebespaar mit einer Stentorſtimme als Verlobte.

Der kleine Zirkel war nun glücklich, „ſo glücklich als es Menſchen ſind“ wie Seume ſagt, und als man nach wenigen ſchnell verfloſſenen frohen Stunden aufbrechen mußte, war es dem Amtmann leicht anzumerken, daß er einen guten Stiefel getrunken hatte, denn er konnte weder im wirklichen noch im figürlichen Sinne mehr vor dem Riß ſtehen; doch hier krähte kein Hahn darnach, er war

unter lauter guten Freunden, die gerne ein Auge zudrückten, als sie ihn wackeln sahen.

Nach vier Wochen gab es Hochzeit, obwohl der Amtmann sich mit dem Bemerken dagegen gesträubt hatte: man müsse so was nicht über's Knie abbrechen, und die Mutter der Meinung war: Ehstand, Wehstand; spat Ehe, spat Wehe. Der Rädelsführer aber in der ganzen Sache, Waller, bekam seinen Ehrentanz mit der schönen Braut und wurde von diesen Leutchen hinfort auf den Händen getragen.

Somit endigt meine Geschichte, nicht wie das Hornberger Schießen, sondern gut, nämlich mit einer Heirath, und wenn ich auch ein ziemliches Quantum von besonderen Sprachweisen glücklich angebracht habe, obwohl manche ziemlich bon-gré mal-gré, so habe ich doch nolens volens noch viele auslassen müssen. Ich will es Ihnen überlassen, mir nachzuweisen, welche und wie viele ich unbenützt gelassen habe. Die Zahl der verwendeten Redensarten beläuft sich auf hundert und achtzig.

V.

Die von Markgraf Georg Wilhelm im Jahre 1717 bei Nürnberg angeſtellte Jagd.

Von

Dr. M. M. Mayer.

Daß unſere Vorfahren, die Bürger der vormaligen freien Reichsſtadt Nürnberg, mit den Burggrafen zu Nürnberg, den nachmaligen Markgrafen zu Brandenburg, 444 Jahre hindurch, nämlich vom Jahre 1362 bis zum Jahre 1806, viele und mitunter harte und blutige Kämpfe, wodurch auf beiden Seiten viele Familien in Unglück und Jammer geſtürzt wurden, zu beſtehen hatten, iſt zwar eine allbekannte Sache, dennoch aber glaube ich ſind die kleineren Handſtreiche, welche die Herrn Markgrafen gegen die Nürnberger Bürger unternahmen, noch viel zu wenig bekannt, als daß ich fürchten müßte, in dem Nachfolgenden etwas Bekanntes und für die Sittengeſchichte Unintereſſantes mitzutheilen. Eine Haupturſache zu Streitigkeiten zwiſchen den Markgrafen und den Nürnbergern war die Jagd, bekanntlich eine Lieblingsbeſchäftigung der Herren Markgrafen. Die Herren Markgrafen behaupteten nämlich, das Recht zu haben, bis vor die Thore der Stadt jagen zu dürfen. Der Rath zu Nürnberg wider-

ſprach aber dieſes Recht, wogegen die Herren Markgrafen nichts beſſeres thun zu können glaubten, als eben bis vor die Thore der Stadt zu jagen, und den Nürnbergern, wenn ſie ſich mit einer Flinte vor den Thoren ſehen ließen, dieſelbe wegnehmen zu laſſen. So hielten es die Herren Markgrafen faſt drei Jahrhunderte, bis endlich Herr Markgraf Georg Wilhelm eine größere Jagd vor Nürnberg zu halten beſchloß. Er ließ nämlich mehrere Haſen lebendig einfangen und in Säcke ſtecken, ſeine beſten Jagdhunde auf Wägen bringen, zog dann in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli 1717 400 Soldaten aller Waffengattungen bei Erlangen zuſammen, ließ alle Jäger und viele Bauern aufbieten, die Soldaten mit Pulver und Granaden, die Bauern aber mit Hacken verſehen, und zog ſo, von ſeinem ganzen Hofſtaate begleitet, nicht aber etwa auf der Landſtraße, ſondern quer über die angebauten Felder hin, von Erlangen gegen Nürnberg heran. Als er mit dem anbrechenden Tage vor den Schanzen zwiſchen Groß- und Kleinreut angekommen war, commandirte er in eigener Perſon ſeine Garden, Musquetire und Huſaren, die Schanzen, die nur von weniger Mannſchaft bewacht waren, mit aufgeſtecktem Bajonette und dem Säbel in der Fauſt anzugreifen. Nachdem dieſelben muthig überſtiegen waren, befahl er die in Säcken mitgebrachten Haſen herauszulaſſen und dieſelben mit den in Wägen durch Poſtknechte mitgeführten Hunden zu verfolgen, worauf alſobald das Schießen, Rennen und Jagen über die im ſchönſten Flor ſtehenden Felder losging, wodurch dieſe zwar auf eine ſündliche Art ruinirt wurden, Herr Markgraf Georg Wilhelm aber den Nürnbergern durch die That bewies, daß er, wenn auch vielleicht nicht das Recht, doch auf ächt ritterliche, den Zeiten des

Faustrechts gewiß nicht unwürdige Weise den Muth habe, vor den Thoren Nürnbergs zu jagen.

Die Nürnberger klagten hierauf bei dem Kaiser, welcher nachfolgendes Poenal-Mandat ergehen ließ:

Kaiserlich-Allerhöchstes POENAL-MANDAT die am 26. Juli Anno 1717 sich ereignete gewaltthätige Violirung der Reichs-Stadt Nürnbergischen Linien und Außenwerke betreffend. d. d. Wien, den 17. May, Anno 1718.

Wir Carl der Sechste — entbiethen dem Durchleuchtigen Hochgebohrnen Georg Wilhelm, Marggrafen zu Brandenburg, in Preußen, — Unsere Kayserl. Gnad und alles Guthes. Durchleuchtig-Hochgebohrner lieber Oheimb und Fürst: Sodann Sr. Lbden geheimbden Rath, und Ober-Marchallen Christoph Ernst von Bassewitz und Ober-Jägermeistern von Benckendorff, auch dero übrigen, bey der unterm Sechß und Zwantzigsten Julii vorigen Jahrs, Fruhe angestellten Bejagung, zugegen gewesenen Hoff-Kriegs- und Jagdt-Bedienten aber, fügen hiemit zu wissen: Daß Uns die Edle, Unsere und des Reichs liebe getreüe, Burgermeister, und Rath, Unser und des Reichs Statt Nürnberg, allerunterthänigst Klagend angebracht, waßmaßen — Dr. Lbden. — im letzt verwichenen Sommer, vom 25. bis 26. Julii in der nacht, dero vermuthlich in sothaner Absicht, vorhero bey Erlang, zusammen gezogenen Trouppen, in einer mercklichen anzahl an Garde, Grenadier, Fuhß-Volck, und Hußarn, sambt denen dazu aufgebothenen vielen Jägern und bauren, dem vernehmen nach in vier hundert Mann starck bestehende, denen Dr. Lbden. sich in eigener Perſohn, nebst Dero Hofstatt und bedienten bey

geſellet, und die regulirte Miliz, mit außgetheilter munition, granaden, die bauren aber mit Hacken verſehen, gerade gegen Nürnberg zu, mitten durch die daſelbſt mit ſchöner Frucht, und allerhand Garten-Gewächs angefüllte Bau-Felder, ammarchiren, und als Sie mit dem anbrechenden Tag, zwiſchen Groß- und Klein-Reuth, ex opposito Unſerer Burg und Veſte, bey denen umb die Statt gezogenen Außenwerkern und Fortificationen angelanget, ſolche, durch die, unter Dr. Lbden ſelbſt eigenen Commando angeruckte Grenadiers, Muſquetiers und Huſſaren, feindlich anfallen, Gelbige mit aufgeſteckten Bajonetten, und bloßen Säbeln in der Hand, gleich, als ob man es mit einem declarirten Reichs Feind zu thuen hätte, überſtiegen, — darauff die in ſäcken mitgeführte Haßen heraus gelaßen, einige darvon, ſogar zwiſchen den Pallißaden hindurch geſteckt, und darauff mit denen, durch die Poſt Knecht mitgeführte Hunde, über quehr und nach der länge geſetzet, und folglich auf eine, im Reich, mitten in Friedens-Zeiten unerhörte-höchſt Schimpfliche arth und weiße, ſowohl die Nürnberg. Vorpoſten, und defensions wercke, feindlich angefallen, und violirt, als auch den armen Landmann, eben zu der Zeit, da Er die früchte ſeines angewendeten ſauren ſchweißes, mühe und arbeyth einzuſamlen verhoffet, der, in dem ſchönſten ſtande befindlich-geweeſte Segen Gottes, auf ganz unverantworthlich- und ſündliche Art vorſetzlich ruiniret- und zu nicht gemacht worden ꝛc. — Wann nun aber die Zuſammen-Ziehung, ſo vieler regulirter Miliz, und anderer bewaffneten Mannſchafft, deren bey dieſer nachtzeit, & quasi ex insidiis verfügte aufführung gegen die Stadt Nürnberg, und dero, von niemand anderen, als von Uns und dem Heil. Reich dependirenden, Dr. Lbden. Fürſtl. Haus Brandenburg aber,

mit einiger territorial-Subjection, nullo modo afficirtes territorium, und darauff erfolgter gewaltthätigen invasion und feindliche überziehung eines, obwohl geringeren, doch Uns und dem Heyl. Reich getreuen mit Reichs- und Creyßes-Standes, welcher vor die, dem Reich und Fränckischen Creyß, zu Kriegs- und Friedens-Zeiten, über Vermögen, (wie solches Dr. Lbden. genugsam kundig), geleistete treue Dienste, vor allen andern sich von Dr. Lbden, als Löbl. bestellten Creyß-Obristen, zu Zeit der Noth, alles Reichs- und Creyß-Satzungsmäßigen Beystandes, Schutz und Rettung, billig zu versehen gehabt hätte: Sodann ferner die, mit bewaffneter Hand, und entblößten Gewehr unternommene gewaltthätige überfall- und Besetzung der, zu der Statt, und Vorstädte, auch derer inwohner sicherheit errichteter außenwerckern, die Violirung derthiger Posten, betrohliche abhaltung der zu deren Versicherung Commandirten Mannschaft, die zu Außführung einer bluthigen Action, gemachte Vorbereythung, mit aufgesteckten Bajonetten, und entblößten Säbeln, tentirte Verführung der Nürnbergischen Officiers, aus Ihrer Herrschaft Diensten zu tretten, und in Dr. Lbden Diensten zu gehen, auch mittelst comminirter einhauung des schlag-Baums, erfolgte Foreirung der, durch die Schanzen, gegen der Stadt zu gehenden straßen, und dann endlich auch, die widerrechtliche aufstell- und anhefftung der Jagd-Garn, auf mehr gedachte außenwercke, und deren Extendirung durch die mit getreyd und gartenfrüchten angebaute Felder, nicht weniger auch die, durch selbige, und mit deren gänzlicher Zernichtung, auf unerhörte weiße, mittelst der mitgeführten Hunde, aus bloßen übermuth angestellte Hetze, der, zu dem Ende in Gätken herbeygeschleppten, zum theil so gar zwischen

den Pallisaden durchgeſchobene Haßen, unwiedertreiblich ſolche facta wären, welche der natürlichen Ehrbarkeit, auch allen Göttlichen und weltlichen Rechten, des Heil. Röm. Reichs-Abſchieden und Creyßſchlüßen, dem eingangs gedachten Unſerem Kayſerl. Land Frieden, inſonderheit aber dem nexui legali, mit welchen Dr. Ebden, als Creiß Obriſter dem Löbl. Fränckiſchen Creyße, und deßen geſambten mitgliedern, zu erhaltung Ruhe, Friedens, und gemeiner Sicherheit verbunden ſeyen, ſchnur ſtracks zu entgegen lauffen, und zu nichts, alß zu ſtöhrung der gemeinen ruhe, und anſtiftung gefährlicher motuum, feindſeligkeiten, und bluthvergießens abzichlten, geſtalten man es, an ſeithen Dr. Ebden in ſolche Wege und Veranſtaltung geſezt gehabt, daß der geringſte Zufall, dergleichen Extremitäten, und mithin Empörung, mord und todtſchlag, gar leicht verurſachen können, mithin die, in offt angezogenen Unſerem Kayſerl. Land-Frieden, auf dergleichen Vergewalthigungen geſetzte ſtraffen, und ſo mehr ſtatt finden müſten, alß dieße facta mittelſt ordentlicher militariſcher, bey nächtlicher weil gemachter veranſtaltungen, und Zuſammenführung einer auf etliche Hundert ſich belaufenden groſen menge bewaffneter und zum Anfall mit munition, granaten, und andern Zugehör verſehener, und gerüſteter ſoldaten zu Roß und Fuß, Grenadiers, Huſſarn, Jäger und Bauern, und alſo nur mehr alß zu viel, conclamatis hominibus, vi armata & publica, vorgenommen und nicht anderſt, alß ob man es wieder einen declarirten Reichs Feind zu thun hätte, mit gröſter furie ausgeführt worden, Sodann auch, daß dieſes alles, mit gutem Vorbedacht, und gefährlich vorgeſezten Willen geſchehen, ſowohl aus denen erzehlten und beſcheinigten umbſtänden, als auch daraus klar und evident

seye, weilen man alle dieße thätlichkeiten nicht nur in der, dem Notario ertheilten erklärung, sondern auch in der, von Dr. Ebden Fürstl. Regierung, sowohl schrifftlich eingeloffen, als auch dem Nürnbergischen Syndico mündlich gegebenen antworth; in welcher man den Verlauff Guth zu heißen, und zu rechtfertigen sich kein Bedenken gemacht, und also hierdurch genugsamb gezeiget hätte, daß dieser gantze insultus, in dem geflißentlichen Willen, gemüth, und fürsatz geschehen, klagende Statt Nürnberg, an ihrem wohlhergebrachten gerechtsahmen, zu kräncken, Sie deren zu entsezen, das per meram usurpationem & modum Seruitutis, auf denen Nürnbergischen Reichs wäldern, utpote in alieno, Suo modo hergebrachte Jus venandi, wider alle vernünfftige Billigkeit, und notorische Rechts-Observanz, biß in die Nürnbergische Gärten, außen wercke, ja gar, wie man in dem antworth schreiben zu jactiren, keine Scheu getragen, biß an die Nürnbergische Statt Mauren, mithin an orth und Enden, wo kein Wildpräth zu hören, und zu sehen, folglich, umb nur den muth zu kühlen, Haaßen und Hunde in säcken und auf den Wägen herbeygeführt werden müßen, ärgerlich zu extendiren, dadurch der klagenden Statt, dero Innwohnern, unterthanen und armen Leuten auf dem lande, ruhe und sicherheit zu stöhren, ihnen alle unbild, und schäden zuzufügen, — auch sonst, auf die unerträglichste Arth, zu beeinträchtigen, folglich, wann dießen Gewaltthätigen zunöthigungen, nicht in Zeiten nachdrücklich gesteuret werden solte, in das künfftige, nichts gewißers, als allerhand Extremitäten, innerliche Unruhen, Mord und Todtschläge erfolgen würden, zu mahlen, da man Jenseits dieße feindliche facta, alß wohl befugte, Dr. Ebden Fürstl. Hauße Brandenburg zustehende berechtigun-

gen, vor allerdings erlaubt zu achten, sich weder bedencken, noch gewissen machte, welchen doch, in ermanglung nachdrücklicher rechts Hülffe, mittels aller in rechten erlaubten defensions mitteln entgegen zu gehen, klagenden Burgermeister und Rath in keine weege zu verdencken, vielweniger aber im stande seyn würden, den gemeinen Mann weder in der Statt noch auf dem Lande abzuhalten, daß derselbe nicht ex justo dolore, in aufstand gerathen, und sich und Ihrer Mitburger und genossen, so gut sie immer konten, zu verthätigen, und das Ihnen zugefügte Unrecht zu vindiciren trachten sollte ꝛc. —

Inmaßen auch erlangt, daß nach reifer der Sachen erwegung, Mandatum restitutorium & inhibitorium S. C. Sub pœna quinquaginta Marcarum auri, una cum citatione solita, & termino duorum mensium, heut dato zu recht erkannt worden. Gebieten demnach Dr. Lhden und Euch mitbeklagten, Hoff- und Kriegs-Officiren, milit., Jägern, und bedienten, von Röm. Kayserl. Macht bey Pön fünffzig Mark löthigen Goldes, halb in Unßere Kayserl. Cammer, und den andern halben Theil, klagenden Burgermeister und Rath zu Nürnberg, unnachläßig zu bezahlen, hiemit Ernstlich, und wollen, daß Sie also gleich, nach insinuir- und Verkündigung Unsers Kayserl. Gebotts, die durch sothane, unbefugte, und gewaltthätige Bejagung der Nürnbergischen Feldern, denen Ihrigen zugefügten schaden, vollkommentlich ersetzen, restituiren, und guth machen, sich auch in Zukunft dergleichen turbationen, feindseligkeiten, und offentlicher Gewaltsahmen überziehung, gänzlichen enthalten, äußeren und entschlagen, dann Klägere, dero angehörige, und unterthanen in keine weege mehr beschädigen, beleidigen, noch beunruhigen, sondern sich in allen, der wohlhergebrachten observanz,

und Billigkeit, gemäß halten, richten, und daran begnügen, dießem allem alſo, und zu wider nicht thuen, noch hierinnen ſäumig oder ungehorſamb ſeyn, als lieb Dr. Lden und Euch iſt, obbeſtimmte pöen, und Unſere Kayſerl. Ungnade zu Vermeiden, das meynen wir Ernſtlich.

Geben in Unßerer Statt Wienn, den Siebenzehenden Maii, Anno Siebenzehen Hundert und achtzehen: Unſerer Reiche des Römiſchen, im Siebenden, des Hiſpaniſchen im Funffzehenden, des Hungariſchen, und Böhemiſchen aber, im achten.

Carl (L. S.)

Vt. Frid. Carl g. v. Schönborn B. W.

Ad Mandatum Sac.ae Caesar.ae
Majestatis proprium.
Franz Wildrich v. Menßhengen.

Gedichte.

I.

Wunsch.

Auf Höhen und in Tiefen weilt mein Fuß
Wie festgebannt vom Zauber neuer Welten;
Bald winkt mit Blumenufern mir der Fluß,
Bald lockt der Wald mit seinen Laubgezelten:
Doch mit dem Seh'n ist's nicht allein gethan,
Mich fechten andre, kühn're Wünsche an.

Heißt das am Busen der Natur sich laben,
Daß man mit der Lorgnette sie fixire?
Gibt es kein and'res Kosten dieser Gaben,
Als daß man sie mit schaalem Lob traktire?
Hinein mit Leib und Seel in die Natur,
An ihrer Brust genießest du sie nur!

Wär ich ein Reh! Ich tauchte in das Dunkel
Des kühlen Waldes meine heißen Glieder.
Könnt' leuchten ich mit Feuerswurms Gefunkel!
Ich kröche alle Sträucher auf und nieder.
Wär ich ein Fisch doch! Tanzend in der Fluth,
Wie sonnt' ich mich an dieser Mittagsglut!

Wär ich ein Vogel! Hüpfend auf den Zweigen
Säng' ich dem Schöpfer hell mein Morgenlied.
Ein Bienchen nur! Wie wollt' ich trunken neigen
Von Kelch zu Kelch mich und von Blüth' zu Blüth'.
Beneid ich doch des Eichhorns Possenspiel,
Mir wär sein Sprung nicht minder schönes Ziel.

Und wenn ich so mich vollgesogen hätte
Vom Duft der Flur und aus der Quelle stiege,
Dann wär ein Veilchen ich am stillen Bette
Des Baches, wo im Schatten ich mich wiege.
Dann käme sinnend, wie ein Zephirstrich,
Ein holdes Kind vorbei und pflückte mich.

An ihrem Busen wollt ich fröhlich enden;
Doch eh ich stürbe lispelte ich leise
Von all dem Glück was ich mit gier'gen Händen
Gesammelt und genoß nach meiner Weise.
Sie küßte mich dann wohl und lächelt' hold
Und an dem Kusse ich vergehen wollt!

Georg Arnold.

II.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Oft roll ich auf die Blätter der Geschichte,
Der Zeit gedenk ich, wie sie ist und war,
Dann reiht sich Wort an Wort, und zum Gedichte
Wird der Gedanken unstät wirre Schaar,
Und wie die Bilder mir vorüberziehen,
So taugen sie empor in meinem Liede,
Vor schönen Thaten muß der Zorn entfliehen,
Der mich bei trüben Bildern oft durchglühte! —

Von solcher That will ich euch hier erzählen,
Gedenk' ich ihrer, faßt mich hohe Lust.
Schreibt sie mit Flammenschrift in eure Seelen,
Und kündet wieder sie mit voller Brust.
Ein Zeugniß hoch, von Liebe und Vertrauen
Erschalle sie bis zu den fernsten Marken.
Sie wiederhalle laut in Deutschlands Gauen,
Daß alle Herzen sich daran erstarken!

Verstummt ihr Neider und ihr giftgen Tadler,
Die Edles zum gemeinen Staube ziehn,
Zur Sonne steigt der königliche Adler,
Das stolze Haupt erhebt er frei und kühn.
Hinauf zum Licht du deutsche That so prächtig,
Hinauf auf Adlerschwingen deutscher Lieder.
Wie eine Sonne strahle hoch und mächtig,
Begeisterung in alle Herzen nieder!

Den König, der mit Menschenleben spielet,
Dem Götzen Stolz nur blut'ge Opfer bringt,
Dem Ehrgeiz wild im heißen Busen wühlet,
Dem keine Palme grünt, das Schwert nur blinkt,
Den mögen Knechte groß und herrlich preisen,
Und Schmeichler vor ihm auf die Kniee fallen,
Doch wird kein Lied in freien, schönen Weisen
Aus eines wahren Sängers Mund ihm schallen.

Doch wenn ein Held, vor dem sich Fürsten bücken,
Berufen wird auf einen Kaiserthron,
Der fühlt, ich kann und will mein Volk beglücken,
Sein Wohl mein Streben, und sein Dank mein Lohn,
Der darf des Herzens Flammenwunsch nicht dämpfen,
Er muß hinan zum schönen goldnen Ziele,
Muß stark und muthig um die Krone kämpfen,
Und wenn ein Heer im blut'gen Kampfe fiele.

Verwaist war Deutschlands Thron, und die Partheien
Bekämpften sich mit ungestümer Wuth,
Das Vaterland muß blut'ger Haß entzweien,
Und deutsche Schwerter röthet deutsches Blut.
Für Habsburg hoch! so rufen tausend Zungen,
Da klopft das Bayerherz in raschern Schlägen,
Und tausend Schwerter sind zum Kampf geschwungen,
Hoch Wittelsbach! ruft's donnernd ihm entgegen! —

Des Herzens Stimme, sanfte Regung schweige,
Ich denke nicht an's holde Knabenpaar,
Daß, eines Baumes dichtverschlung'ne Zweige,
Einst Friedrich alles seinem Ludwig war,
Dort winkt ein Thron, und tausend Schwerter blinken,
Den Fürsten schützend, dem der Arm sich weihte,
Mag Mühldorfs Erde Ströme Blutes trinken,
Froh stirbt ein Held an seines Fürsten Seite.

Entgegen drohend standen sich die Heere,
Zum Angriff schmettert's und der Kampf wird heiß,
Zwei Fürsten ringen um des Tages Ehre,
Die Kaiserkrone ist des Sieges Preis;
Wohl waren beide würdig sie zu tragen
Das stolze Herz fühlt sich zum Thron berufen,
Doch ach! manch' edles Herz hat ausgeschlagen,
Eh Ludwig aufstieg an den Purpurstufen.

Sein war der Sieg, und in des Siegers Hände
Fiel Herzog Friedrich, wohl ein edles Pfand; —
Doch ach! der Sieg war nicht des Kampfes Ende,
Noch blinkt das Schwert in Leupolds tapf'rer Hand,
Entschlossen kämpft er für des Bruders Krone,
Der einsam seine Tage muß vertrauern,
Denn statt des Purpurs an dem Kaiserthrone
Umschließt ihn Trausnitz eng mit seinen Mauern.

Einſt tritt ihn Ludwig an mit ſanfter Rede,
Und bietet zur Verſöhnung ihm die Hand:
Willſt du, ſo enden wir die blut'ge Fehde,
Und Friede ſey im ſchönen deutſchen Land.
Genug des Heldenblutes iſt gefloſſen,
So ſpricht er ſanft, der edelſte der Sieger,
Drum zieh hinaus zu deinen Kampfgenoſſen,
Und führe heim die Schaaren deiner Krieger.

Wohlan, ſprach Friedrich, dämpf' ich nicht das Feuer,
Bring' ich dir nicht des Friedens goldnes Glück,
Bei meinem Fürſtenworte hoch und theuer,
Ich ſchwör' es laut, ich kehre dir zurück.
Und Ludwig ſpricht hochſinnig dieſe Worte:
Zieh' hin, ich baue feſt auf deutſche Treue!
Er winkt, da öffnet ſich des Schloſſes Pforte,
Und der Gefangne tritt hinaus ins Freie.

Umſonſt ſein Mühn; die Krone Habsburgs Stamme,
So ſprach des Bruders kühn entſchloſſ'ner Muth.
Aufs Neue loderte des Krieges Flamme, —
Da warf er hin der Freiheit edles Gut! —
Vor deutſchem Sinn muß gift'ge Argliſt fliehen,
So prallt ein Pfeil zurück vom guten Erze,
Die Kinder liegen weinend auf den Knieen,
Er ſieht ſein Weib in ihrem wilden Schmerze!

Er küßt das Aug', dem Thränen ohne Ende
Um ihn geweint, das Tageslicht geraubt,
Mit ſtillem Beten legt er ſeine Hände
Noch einmal ſegnend auf der Kinder Haupt,
Noch einen Blick — Gott ſey mit euch ihr Lieben,
Mir gab er Kraft, mich ſelbſt zu überwinden,
Treu bin ich meinem Ritterwort geblieben,
Treu ſoll mich Ludwig bis zum Tode finden.

Ich glaubte dir, sprach dieser, o der Wonne,
Nie wirst du frei, auf ewig bist du mein,
Kein Bund der Herzen unter Gottes Sonne
Soll stärker noch als unsre Freundschaft seyn.
O Augenblick so herrlich, sonder gleichen,
Der bis zum Tod zwei Heldenherzen einte; —
Seht wie die Fürsten sich die Hände reichen,
Und in die Arme stürzt der Feind dem Feinde.

Hinauf zum Licht, ihr Lieder deutscher Dichter,
Hinauf auf Adlerschwingen froh und frei;
Durchwühlt den Staub, ihr armen Splitterrichter,
Ob Friedrich größer noch, als Ludwig sey.
Stolz wird auf beide stets die Nachwelt schauen,
Sich freu'n an dieser Namen hohem Glanze,
Zwei schöne Blumen: Liebe und Vertrauen
Blüh'n unverwelkt in ihrem Lorbeerkranze. —

Zeigt sich die Gegenwart in trüben Bildern,
Faßt mich der Schmerz um eine kranke Zeit,
Dann muß ein Blick den finstern Unmuth mildern,
In Deutschlands herrliche Vergangenheit;
Dann denk' ich dein, du deutsche That so prächtig,
Der schönen Zeit so edel, treu und bieder,
Und wie ein Strahl der Sonne, mild und mächtig,
Füllt Ruh' und Hoffnung meine Seele wieder.

L. Marx.

III.

Zu eines Helden Gedächtniß *).

Mächtig wogend, tief beweget, ist die Zeit in der wir leben,
Kämpfer stark für Licht und Wahrheit, seh'n wir kühn das Haupt erheben,
Was die finsteren Genossen wähnten tief in arger Nacht,
Wird von jenen stolz und freudig, neu hervor ans Licht gebracht.

Deutsches Volk, auch du hast muthig manchen harten Kampf errungen,
Manchen Feind, der furchtbar drohte, tapfer streitend kühn bezwungen,
Will dein Arm im Kampf ermatten, wende rückwärts deinen Blick,
Sieh auf deine große Vorzeit, deiner Helden Schaar zurück.

*) Eine größere Versammlung des literarischen Vereins wurde in diesem Jahre gerade an dem Tage abgehalten, bis zu welchem 219 Jahre verflossen waren, seit Mannsfeld sein vielbewegtes Leben schloß; diese Gelegenheit benützte der Verfasser, um durch eine kurze biographische Notiz und obiges Gedicht an den Helden zu erinnern.

Vor zweihundert neunzehn Jahren iſt ein Streiter gut geſtorben,
Denn er hat des Ruhmes Kränze, die Unſterblichkeit erworben,
Deutſche ehret ſeine Manen, denket ſtill an jenen Tag,
Da er ſein Geſchick erfüllet, da im Tod ſein Auge brach.

Als die Schlacht am weißen Berge, nieder ſchlug die Proteſtanten,
Wer iſt, wie ein Fels im Meere, muthig noch allein geſtanden?
Wer hat ſich der Macht des Kaiſers furchtbar in den Weg geſtellt?
Sprecht es aus mit freud'gem Muthe, Mannsfeld wars, der tapf're Held.

Doch es iſt das Loos des Tapfern, roher Kraft zu unterliegen;
Finſt'rer Friedland, keine Früchte reiften dir aus deinen Siegen,
Wer den Lorbeer will verdienen, um die Stirne hoch und frei,
Muß für Licht und Freiheit kämpfen, nicht für Haß und Tyrannei.

Die an ihrem dunklen Himmel lichtſcheu keinen Stern ertragen,
Ließen dich durch feige Mörder, meuchlings in der Nacht erſchlagen,
Unter Gottes freiem Himmel, ſtark noch in der höchſten Noth,
Starb, geſtützt auf ſeine Treuen, Mannsfeld einen ſchönen Tod.

Wenn wir jener Zeit gedenken, wo in dreißig Kriegesjahren
Deutschland unter blut'gen Kämpfen manches bitt're Loos erfahren,
Aber auch viel Heldennamen dankbar nennt das Vaterland,
Dann wird unter seinen ersten, auch der deine mitgenannt.

Ja es ziemt und ehrt den Dichter, daß er seine Helden feiert,
Daß er ihres Ruhms Gedächtniß seinem Volke stets erneuert,
Und kann er, ein schlichter Sänger, selbst nicht groß und herrlich seyn,
Soll er seine besten Lieder, seines Volkes Besten weihn!

L. Marx.

IV.

Dein Auge.

Ich häng' mit Luſt an deinem Aug',
An deinem milden Blick,
Und fühle hochbeſeeligt mich,
Strahlt heiter es zurück;

Und fühle mit dir deinen Schmerz,
Und fühle mit dein Weh,
Als ob der Schmerz mein eigner ſey,
Wenn feucht dein Aug ich ſeh;

Doch Eines, das ertrag ich nicht,
Das, — wenn es ruhig ſcheint,
Und ich dabei vermuthen muß,
Daß es — nach Innen weint.

Julius Merz.

V.

Der Wanderſtab.

Bei meinem ernſten Scheiden
Vom theuern Vaterland,
Da gab mein Freund, mein beſter,
Den Stab mir in die Hand.

Drauf zog ich langsam weiter
Und kam gedankenvoll,
Und nur zu bald, zur Grenze
Die ich verlassen soll.

Wohin den Schritt nun wenden?! —
Zeig, Stab, die Scholle an
Die mir in alten Tagen
Zur Heimath werden kann;

Zur Heimath, die ein Streben
Nach Freiheit, Recht und Licht
Zugleich nicht mit dem Leben
Durch die Verbannung bricht!

Gib, Führer, gib mir Kunde,
Wo ist solch' Vaterland? —
Zeig mir, o Stab, das Eden,
Das mir noch unbekannt!

Du schweigst, doch, ich verstehe:
Dein einer Pol, geneigt,
Hinab zur kühlen Erde,
Dein andrer aufwärts zeigt.

Das Grab, das ist die Heimath,
Und Vaterland und Welt,
Die neue, und mein Eden
Ist über'm Sternenzelt.

Julius Mosen.

VI.

Zwei Roſen.

Die Sonne ſtieg empor aus kurzer Nacht;
Die Mancher hat mit Weinen zugebracht.
Viel' ſah ich in des Tages erſten Stunden
Mit Kränzen von der Liebe Hand gewunden
Die Schritte nach dem Friedhof lenken
Um dort der Todten zu gedenken.

Legt eure Gaben nieder auf den Stein
Es muß fürwahr ein ſüßes Geben ſeyn.

Schön iſt's, wenn noch nach hundert Jahren
Ein ehrendes Gedächtniß man bewahren
Und einem großen und verdienten Mann
Das Grab mit einem Lorbeer krönen kann;
Doch ſüßer noch iſt wohl das Geben dann,
Wenn Lieb und Freundſchaft, unter Herzensſchlägen,
Mit warmer Hand, das Auge thränenſchwer,
Die Blumen nieder auf die Gräber legen.

Da, als die Sonne glühender ſchon brannte
Kam's, daß auch ich hin meine Schritte wandte
Wo in den Schoos der Erde eingeſenkt
Uns eine tiefe, lange Nacht umfängt.
Und ſinnend trat ich hin an manches Grab,
Verweilend, wo ein hoffnungsreiches Leben
In dem verlornen ich betrauert hab.

Doch eins der Gräber bannte meinen Blick;
Auf frohe Jahre ſah ich da zurück.
Vier Kränze, die die Ecken ſchmückten,
Sie mochten von Geſchwiſtern kommen,

Zwei Röslein, roth, die abgeknickten,
In ihnen waren aufgenommen.
Und mitten auf des Steines Platte
Ein reicher Kranz von Immergrün
Der stolzen Schmucks umfangen hatte
Zwei Rosen, roth, und im Verglühn.

Ihr Rosen, sterbend an der Glut
Der Sonne, sprecht so einfach aus,
Wer unter diesem Steine ruht!

Zwei Rosen hat der Tod begehret,
Er nahm, was ihm verfallen war.
Die Todten, die der Stein beschweret:
Es war ein liebich Schwesternpaar.

Am Johannistage 1845. Julius Mosen.

VII.

Zum Andenken Klopstocks.

(d. 2. Juli 1845.)

Es waren einst wackere Brüder
Beisammen, froh gesinnnt,
Und jeder hat ein Liebchen,
Herzinnig treu geminnt.

Und frohe Becher klangen,
Und drinnen goldner Wein:
Es konnten nicht bessre Brüder
Auf Erden beisammen seyn.

Und Spiel und Laute klangen,
Und Jubel stieg empor,
Sie sangen hell mit einander
Manch' fröhlichen Zecherchor.

Doch mischte sich mitunter
Wohl auch ein ernstes Wort;
Denn deutsche Brüder waren's,
Die sich gefunden dort.

Und unter frohen Liedern
Scholl auch der Freiheit Lied,
Und alter deutscher Treue,
Die ihre Brust durchglüht.

Sie stießen drauf zusammen
Der Becher lust'gen Klang,
Und schieden so mit Klingen
Das ernste Wort vom Sang.

Und Einer sprach mit Wehmuth:
„Hoch! meiner Väter Land,
„Gott schenke ihm die Freiheit,
„Die er von ihm gewandt!" — —

Und Einer sprach mit Freuden:
„Hoch! freie deutsche Luft,
„Die können sie nicht bannen
„In ihre Sclavengruft!"

Und Einem rannen Zähren
Ins flüss'ge Gold hinein:
„Der rechten Braut geweihet
„Soll dieser Trunk mir seyn!"

Und einer glüh'nden Blickes,
Mit blondem Haar und Bart,
Die Klinge an der Seite;
Das Wort von deutſcher Art.

Es floß ihm von dem Munde,
Als wie ein Silberquell,
Der, rieſelnd nur beginnend,
In Schaum gelangt zur Stell';

Die alten Ahnenhelden
Zog er in ſeinen Spruch,
Er ſprach ſo viel und herrlich,
Und ſprach doch nicht genug.

Zuerſt von allen Sängern
Sang er dem Vaterland,
Zuerſt mit Laub umſchlungen
Hat er der Harfe Band, —

Mit Eichenlaub ſo herrlich;
Er ſelber war der Aar,
Der über deutſche Weiſen
Zur Wacht geſtellet war. — —

Und aller Augen glänzten
Von Thränen wunderbar,
Sie ſeh'n ihn aufwärts ſchweben
Den heil'gen Sänger-Aar,

Und ſpringen von den Sitzen,
Die Becher in der Hand:
„Hoch gute, deutſche Zunge,
„Hoch freies Wort und Land!“ —

Wohl wißt ihr, wen ich meine,
Und wer der Sänger sey.
Deß' Grabschrift der Messias,
Deß' Wort so fromm, so frei.

Der Sänger ist gestorben,
Und grüner Linde Saum,
Deckt über seinem Grabe
Den blauen Himmelsraum;

Doch lebt in unsern Herzen
Ein fromm und freudig Bild,
Das woll'n wir treu behalten
Im Leben rauh und wild.

Und wie wir heute singen,
Und redeten so kühn,
Und letzten unsre Herzen,
An deutschem Bruderſinn, —

So gehts durch alle Gauen
An diesem hehren Tag,
Es rauscht von unsern Sängen
Wohl manch' ein Echo nach:

„Herein du Geist der Freiheit,
„Herein du Engelskind,
„Herein du deutscher Sänger,
„So fromm und frei gesinnt:

„Du bist der Stamm, — die Äste,
„Die Äste, die sind wir:
„Wir grünen und wir blühen
„Dem Vaterland und dir."

H. Sondermann.

VIII.

Zuruf.

Halt' aus, du treu Gemüthe,
Das warme Liebe trägt
Und unter stummen Herzen
Umsonst nach Liebe frägt.

O wolle nicht erkalten,
Geh hin; in der Natur,
Drauß unter Gottes Himmel
Antwortet Liebe nur.

Mit tausend mächt'gen Ketten
Dort Eins am Andern hält,
Ein selig Geben, Nehmen
Zieht durch die ganze Welt.

Die Rebe um die Ulme
Die grünen Arme schlingt,
Am alternden Gemäuer
Sich auf der Epheu ringt;

Das Moos mit zarten Fasern
Am harten Felsen hängt,
In dessen graue Spalten
Den Fuß die Fichte drängt;

Mit sammtnem Kleid die Matte
Die Berge sorgend deckt;
Zum Himmel auf die Eiche
Die mächt'gen Arme streckt;

Die Weide ihre Aeste
Zum Bache flüsternd senkt,
Der seine durst'gen Wiesen
Mit klarer Welle tränkt;

Es spiegelt sich das Ufer
Im See, der sanft bewegt
Um sonnenhelle Inseln
Die weichen Arme legt;

Mit Blüthendüften koset
Der Abendhauch und wiegt,
In Schlaf die Blumenhäupter,
Die froh die Biene umfliegt;

Die stolzen Wolken lagern
Sich um der Berge Firn',
Mit kühlem Naß zu laben
Die sonnendurchglühte Stirn;

Im Perlenschmuck die Erde
Die Sonne jauchzend grüßt,
Und sie die Welt im Scheiden
Mit Purpurlippen küßt. —

So weht durch's All die Liebe,
Die Eins zum Andern hält,
Ein selig Geben, Nehmen
Zieht durch die ganze Welt.

Drum pflege, treu Gemüthe,
Auch warme Liebe nur,
Und fühlst du Schmerz, so flüchte
Hinaus in Hain und Flur.

Halt' aus, wenn unverstanden
Du nicht Ein Herz bewegst,
Bis du erlöst dich nieder
Im Schoos der Mutter legst.

Fr. Wagner.

IX.

Auf dem Dampfschiffe von Neapel nach Genua.

1.

Ich lag in stiller Mitternacht
Alleine auf dem Verdecke,
Hoch über mir des Himmels Pracht,
Rings des Meeres endlose Strecke.

Schon hatte Alles ich geseh'n
Sich in die Cajüten entfernen,
Am Steuer nur blieb Einer steh'n,
Still lenkend die Fahrt nach den Sternen.

Und lebend rings sich nichts bewegt
Als die Well' von den Rädern durchbrochen,
Und was im innern Schiff sich regt
Mit gleichförm'gen Athmen und Pochen.

Und dieſer Ton ließ unbewußt
In mir den Gedanken tagen,
Als hörte ich in tiefer Bruſt
Ein Menſchenherz pochen und ſchlagen.

Wie dieſes Schiff ſo ruhig ſtrebt
— Dacht' ich — die Fahrt zu vollenden,
Und Niemand ſieht, wie's innen lebt
Von den feindlichen Elementen,

Und wie von ſeinem Zug erreicht
Kaum ſchäumet die nächſte Welle,
Doch hinter ihm das Meer ſich gleicht
Spurlos wieder glatt und helle:

So ſcheint wohl auch manch Menſchenherz
Zu pochen mit ruhigem Schlage,
Dieweil es kämpft in ſtillem Schmerz —
Nur kommt es niemals zu Tage.

Und hat auch Einer je Gefühl,
Solch heimlich Leid zu ermeſſen,
Wie bald iſt wieder im Gewühl,
So Leid wie Thräne vergeſſen.

Und jene leichten Wolken dort,
Die auf in die Nachtluft ſteigen
Vom innern Schiffe und wehen fort,
Den Wünſchen und Träumen ſie gleichen.

So ſinnend lag ich lange ſchon
Halb im Wachen und halb im Traume,
Da hört' ich mit ſtets ſchwächern Ton
Es athmen im inneren Raume.

Nun ward es ſtille! Sieh, da lag
Das Schiff auch ſchon glücklich im Hafen,
Und eben erſtand der junge Tag,
Deſſ' gold'ne Strahlen mich trafen.

Auf ſpring' ich, vom Morgen angeweht,
Ihn grüßend mit leuchtenden Blicken —
Mög' auch das Herz, das ſtille ſteht,
Solch' ein frohes Erwachen beglücken!

2.

Wie am kriſtallnen Himmel
Der Mond ſo leuchtend zieht,
Dünkt jener mir ein andrer,
Den meine Heimath ſieht.

Dort ſcheint mit mildem Lichte
Er in das Wieſenthal,
Die dunkeln Fichtenhöhen
Erhellt ſein ſanfter Strahl.

Er weilt im ſtillen Dörfchen
Hoch über'm Kirchendach,
Umglänzt die grünen Hügel
Und hält die Liebe wach.

Er drängt ſich durch die Giebel
Des Städtchens eng und traut,
Nach ihm vom dunkeln Erker,
Manch ſchönes Auge ſchaut.

Und als ein ſtummer Zeuge
Von Liebesſchwur und Kuß,
Bringt er, ein treuer Bote,
Der fernen Liebe Gruß.

Hier aber eine Göttin
Am blauen Himmelszelt,
Die Silberroſe lenkend,
Die nächt'gen Fahrten hält.

Um ihre hohe Stirne
Ein goldner Reif ſich ſchlingt,
Doch in den ſtolzen Buſen
Kein liebend Sehnen dringt.

Im kalten Meeresſpiegel
Sie nur ihr Antlitz ſieht,
Das einſam ſie begleitend
Die feuchte Bahn durchzieht.

Wie aber ich nun länger
So denkend aufwärts blick',
Kehrt nach und nach Erinnrung
An frühe Zeit zurück.

Und längſt entſchwundne Bilder
Im Dämmerlichte weh'n,
Ich fühl' ein heimlich Regen,
Wie's lange nicht geſcheh'n.

Ja, du biſt doch derſelbe,
Den ich daheim gewohnt,
Du biſt der ſtille Träumer,
Du biſt der alte Mond.

Und biſt du nun der Alte,
So zeig' auch treuen Sinn,
Und bringe meine Grüße
Den fernen Lieben hin.

3.

Glücklich iſt die Fahrt vollendet
Und vor Anker liegt das Schiff,
Güt'ge Sterne haben freundlich
Es bewahrt vor Sturm und Riff.
Lange Reihen Maſten ragen
Durch des Hafens weiten Raum,
Aber noch herrſcht tiefe Stille,
Denn es graut der Morgen kaum.

Hie und da, wie noch im Schlafe,
Leiſe ſich ein Wimpel regt,
Fern der Leuchtthurm ſeine Strahlen
Matter durch die Dämmrung trägt:
Luna neiget ſchon erbleichend
Nieder ſich zum ſtillen Meer,
Doch in ihrem Silberlichte
Schimmert es vom Ufer her.

Dorten aus den dunkeln Fluthen
Genua, das ſtolze, taucht,
Auf der Berge tiefem Grunde
Wie ein Lichtbild hingehaucht:
Hinter Maſten, Marmorbauten
Spiegeln ſich in glatter Well',
Oder ſteigen an den Bergen
Aufwärts, geiſterähnlich hell.

Ach, was mahnt in dieſem Lande
Nicht an eine größre Zeit,
Ganz Italien nur eine
Stätte der Vergänglichkeit!
Träumſt du Stadt von jenen Tagen,
Wo in ungehemmtem Zug
Deine Flagge durch die Meere
Der Levante Schätze trug?

Wo nach hundertjähr'gem Kampfe
Du das Siegesfeſt begingſt,
Und du Piſa's Hafenkette
Auf als Siegeszeichen hingſt?
Wo du mit Venedigs Größe
Führteſt Kriege lang und ſchwer,
Wo Byzanz Tribut dir zollte,
Dir gehorcht das ſchwarze Meer?

Träume nur, wenn du erwacheſt,
Bleibt dir nur Erinnerung,
Und mit Thränen wirſt du blicken
Nach dem Meer, das ewig jung
Deinem Ufer grüßend ſendet
Mit dem alten ſtolzen Klang
Heute noch dieſelbe Welle,
Die Fiesco einſt verſchlang.

Goldbeſäumte Wölkchen künden
Nun des Tages Königin,
Wie mit friſchem Morgengruße
Flüſtert's auf den Wogen hin;
Und von Genua's hohen Zinnen
Hallt der vierten Stunde Schlag,
Donnernd wird auch von den Schiffen
Froh begrüßt der junge Tag.

Schnell erwacht ein reges Leben,
An den Masten klettern auf
Die Matrosen, schwere Boote
Bringen Früchte ein zum Kauf,
Leichte Fischerbarken ziehen
Singend aus zum frühen Fang,
Rings im Strahl der Morgensonne
Leben, Lust und Licht und Klang.

Lärmend ist von bunten Nachen
Unser Schiff auch schon umringt,
Eh' ich aber ihn besteige,
Der mich an das Ufer bringt,
Blick' ich noch vom Schiffesrande
Rückwärts nach der blauen Fluth,
Sag' ihr in der Scheidestunde
Lebewohl mit schwerem Muth.

Göttlich Meer! Wie warst dem Knaben
Du einst schon der Wünsche Ziel,
Wenn ihn nach entfernten Reichen
Trug der Träume buntes Spiel;
Zu dir, Sturm und Klippen trotzend,
Dacht' er sich vom heim'schen Herd —
Was dem Knaben nicht geworden,
Hat die Zeit dem Mann beschеert.

Zwar nicht Stürme und Gefahren
Brachst du mir zum guten Glück,
Aus der Künste ew'ger Heimat
Trugst du spielend mich zurück.
Wonne wehte von den Ufern,
Friede schwebte über dir,
Aber auch in deiner Ruhe
Sprachst du groß und hehr zu mir.

Und im Land, das du umwogeſt,
Wo im Laub die goldne Frucht,
Wo der Himmel blau und leuchtend,
Fand ich reich, was ich geſucht.
Wenn die Kunſt dort mir das Höchſte
Am geweihten Ort gezeigt,
Hat Natur die ſchönſten Kränze
D'rauß dem Glücklichen gereicht.

Nun vorüber iſt gezogen
Dieſe kurze Herrlichkeit,
Wie Gewöhnliches verſunken
Iſt ſie in dem Strom der Zeit!
Von dem Lande, von dem Meere,
Von dem Leben froh bewegt,
Iſt der Nachen nur geblieben,
Der mich an das Ufer trägt.

Fr. Wagner.

X.

Wanderbilder.

(Aus einem größern Gedichtcyclus).

1.

Dunkel wurd' es, und ich ging
Noch in düſt'rer Waldesmitte,
Da erbat bei einem Mann
Herberg' ich in armer Hütte.

Abends ſaßen traulich wir
Bei der Lampe trübem Scheine.
„Guter Mann, gefällt es dir
Hier im Walde ſo alleine?“

Und er pries mir laut ſein Glück,
Wie er hier zufrieden lebe,
Wie für eine ganze Stadt
Er nicht ſeine Hütte gäbe.

„Hab' ſeit Jahren,“ fuhr er fort,
„Nimmer meinen Wald verlaſſen;
Weiß nicht, wie es draußen geht,
Ob ſich Menſchen lieben, haſſen.

Hier leb' ich ſo froh, ſo frei,
Wie die Vögel auf den Bäumen,
Darum kann ich glücklicher
Mich wie die, die draußen, träumen.“

Damals dacht' ich: lieber Mann,
Möcht' mit dir das Glück nicht theilen,
Schöner iſt es, wenn man wohnt,
Wo recht viele Menſchen weilen;

Doch jetzt ſeh' ich, was es iſt,
Im Gedränge ſtets zu leben. —
Was der Menſch ſich ſelbſt nicht gibt,
Kann ihm auch die Welt nicht geben. —

2.

Nur ſpärlich war der ſchnee'ge Pfad
Erhellt vom blaſſen Mondenlicht
Und Flocken wehte mir der Nord,
Der rauhe, in's Geſicht,

Als über jenes Feld ich ging,
Wo man einſt ſchlug die Völkerſchlacht,
In der das Volk der Opfer viel
Den Fürſten hat gebracht.

Obwohl ich müd' und leidend war
Und nur gleich einem Schatten ſchlich,
Vergaß ich dort doch Froſt und Schnee,
Zuletzt wohl ſelber mich.

Ich dachte nur, wie Tauſenden
Das Herz hier brach um einen Sieg,
Wie mancher Seufzer, mancher Fluch,
Hier auf zum Himmel ſtieg,

Und ſtarrte auf den weiten Plan,
Geſtützt auf meinen Wanderſtab;
Denn hier hatt' ich zu ſuchen auch
Des theuern Vaters Grab;

Doch der Gedanke trieb mich fort. —
Die Bruſt durchzuckt ein herbes Weh,
Und heiße Thränen bebten mir
Hernieder in den Schnee.

3.

Bin fröhlich eingewandert
Zur Stadt durch's alte Thor;
Wie ich's verließ, ſo traulich
Kam mir's auch jetzt noch vor.

Sah Manchen auf der Straße,
Der eh'mals mich gekannt;
Doch bald wird man vergeſſen,
Wird man nicht mehr genannt.

Fühlt' deßhalb doch kein Grämen;
Ich ſuchte nur ein Haus, —
Von dem ich einſt ſo fröhlich
Zog in die Welt hinaus.

Und wie ich kam zur Stelle
Und in die Stube trat,
Hat liebend, wie vor Jahren,
Die Mutter ſich genaht.

„Ach Gott!“ ſprach ſie und ſchaute
Mir ſchweigend in's Geſicht,
Als hätt' ſie viel zu fragen,
Doch fand ſie Worte nicht.

Drauf ging ſie in die Kammer,
Froh, daß wir nun vereint,
Und hat, ich glaub' vor Freude,
Im Stillen dort geweint.

E. Weiß.

XI.

Im Vorübergehen.

Sah jüngſt ein holdes Knäblein
Auf üpp'gem Wieſenplan,
Das ſchaute voll Verwund'rung
Die bunten Blumen an.

Nicht dacht' es mehr an's Spielzeug,
Wie's ihm auch Freud' gemacht;
Bezaubernd ſchien zu wirken
Der Blumen ſtille Pracht.

Die Mutter hatt' ein Sträußchen
Der schönsten ihm gepflückt,
Und in die duft'gen Kelche
Hat es voll Lust geblickt.

Sanft fing es an zu lächeln,
Wie länger es geschaut,
Als hätten Wundermärchen
Die Blumen ihm vertraut.

War mir's doch bei dem Schauen,
Das ich mit angeseh'n, —
Als könnten nur die Kinder
Die Blumen recht versteh'n.

C. Weiss.

XII.

Stilles Glück.

Wenn ich durch's Gefilde geh',
Und ſeh' rings im bunten Kleide
All' die zarten Blumen an,
Da empfind' ich ſtille Freude;

Denn wie ſie, ſo lächelt mir
Auch mein Mägdlein ſanft entgegen,
Daß ich fühle in der Bruſt
Oft ein wunderſames Regen.

Und wenn es vom Schlaf erwacht,
Und voll Unſchuld dann die blauen
Äuglein, wie vom Ährenfeld
Auf zu mir die Blümchen ſchauen:

Da vergeß' ich alles das,
Was mich heißt die Welt verhöhnen;
Fühl', ein einz'ger Kindesblick
Kann ein Herz voll Gram verſöhnen.

E. Weiß.

XIII.

Des Mädchens Wünsche *).

Wär' ich dein Helm, mein Liebster,
Dann dürft' ich mit dir zieh'n,
Von deinem Haupte säh' ich
Stolz auf die Feinde hin!
Ich kühlte dir im Sonnenbrand
Die Stirne mit der Federn Rand!
Wär' ich der Helm, der gold'ne,
Dann dürft' ich mit dir zieh'n!

Wär' ich dein Schild, mein Liebster,
Wie strahlt' ich hell vor Lust;
Wie treu wollt' ich bedecken
Das Herz in deiner Brust;
Und drohte dir ein Lanzenstich,
So dräng' er tödtend erst durch mich!
Wär' ich der Schild, der blanke,
Wie strahlt' ich hell vor Lust.

Wär' ich dein Engel, Liebster,
Dann würd' ich bei dir stehn;
Die Feinde wollt' ich blenden
Und auseinander wehn!
Auf meinen Schwingen, meinem Arm,
Trüg' ich dich selbst durch ihren Schwarm;
O dürft' an deiner Seite
Ich als dein Engel stehn.

*) Zu einem Bilde, auf welchem der Abschied eines Mädchens von ihrem Geliebten, dem einem Kreuzzuge sich anschließenden Ritter, dargestellt ist.

So bin ich nur ein Mägdlein,
Und ſchwach iſt dieſe Hand;
Doch unausſprechlich Seufzen
Hab ich zu Gott geſandt,
Der iſt ja doch der beſte Hort,
Dein Helm, dein Schild im Kampfe dort!
So ſey denn im Gebete,
Stark, dieſe ſchwache Hand.

TAYLOR INST. OXFORD

XIV.

Der Blüthenbaum im Spätherbſt.

(An Göthe. 1832.)

Herbſtlich flüſterts durch den Garten,
Auf den Feyerabend warten
Wald und Fluren, Blumen neigen
Ihre Kronen, Vöglein ſchweigen
Und es fällt wie goldner Regen
Schwer herab der Bäume Segen.
Bald entlaubt, ſchmuckberaubt,
Steht der Baum, durch ſeine Äſte
Jagen dann die rauhen Weſte.

Aus der Winde leiſem Stöhnen
Hör' ich Abſchiedslieder tönen,
Leicht gewobner Silberſchleier
Schmückt die Flur zur letzten Feyer;

Einmal kehrt ich noch im Scheiden
Nach dem Wohnplatz welker Freuden;
Und zurück fliegt der Blick.
Boten aus erstorbnen Lenzen
Seh ich jugendlich erglänzen!

Durch die gelben Blätter leuchtet,
Tief im Kelch vom Thau befeuchtet,
Frisch, — als ob noch Frühling glühte,
Eine rosig zarte Blüthe.
Seltner Baum! Hast uns kaum
Deine süße Frucht gegeben,
Da entsprießt dir neues Leben.

Nimmer müde zu erfreuen,
Blüthenschnee um dich zu streuen,
Hat er Schatten uns gespendet,
Da die Sonne Glut versendet;
Hat, die Arme tiefgeneiget,
Würz'ges Mahl uns dargereichet.
Arbeitssatt, lebensmatt,
Welken rings um ihn die Brüder,
Er nur sproßt und blühet wieder.

Hoher Sänger, dem die weißen
Locken längst die Stirn umkreißen,
Aus des Gartens enger Schranke
Schwingt zu dir sich der Gedanke;
Meines Baumes herbstlich Blühen
Und sein jugendlich Erglühen
Mahnet mich, laut an dich!
Gönne mir, daß ich die Zweige,
Ewig Blühender, dir reiche.

Schon in deinem frühſten Lenze,
Wand'ſt du dir des Ruhmes Kränze;
Goldne Frucht der Heſperiden
Hat dein Sommer uns beſchieden;
Unter deinen ſchatt'gen Kronen
Durften frohe Gäſte wohnen;
Nie gebeugt, unerreicht,
Blüthenſchmuck im Silberhaare,
Trotzt der Greis dem Sturm der Jahre.

Deiner Jugend Nachbarſproſſen,
Deiner Mannheit Kampfgenoſſen,
Die mit dir geglüht, geſungen,
Nach dem gleichen Ziel gerungen,
Deines Volkes ſchönſte Blüthen,
Sanken hin und ruh'n in Frieden.
Dir allein, ſtrahlt der Schein,
Geiſtig friſcher, heit'rer Lenze
An des Lebens letzter Grenze.

* *

XV.

Das Vogelbauer.

Knabe.

Vöglein, was hängst du das Köpfchen so schwer?
's ist weder Futter- noch Tranknäpfchen leer;
Läßt mich da locken und vor dir steh'n,
Hänschen, mein Hänschen, das ist nicht schön!

Vogel.

Fritzchen, ich habe gar schlimme Zeit,
Möcht' sterben vor Jammer und Herzeleid.

Knabe.

Ei, wie du schwätzest, du — schlimme Zeit,
Hier mitten in Glück und Behaglichkeit;
Lebst in dem herrlichsten, prächtigsten Haus,
Guckst stolz zwischen goldenen Stäben heraus!
Mach' mich nicht böse, du kleiner Wicht:
Sag' offen, was fehlt dir? — ich weiß es nicht.

Vogel.

Ich will es dir sagen, du lieber Freund,
Hast's stets doch recht treulich mit mir gemeint;
So wisse: 's ist eben das goldene Haus,
Das mich quälet und enget — ich muß hinaus.
Ach! gestern im goldenen Mittagsschein,
Da pickte an's Fenster hold Schwesterlein
Und sang mit rührendem Klageton:
O komm', mein Brüderlein, fliege davon!

Wir wollen fliegen zum grünen Wald,
In der Freiheit herrlichen Aufenthalt,
In der Bäume frisches und duft'ges Gemach,
In die Heimath der Lust! O Brüderchen, sag',
Wie kannst du nur leben im engen Haus?
O komm' doch zur Freiheit, fliege heraus!
So lockend und bittend das Schwesterlein sang,
Daß bitteres Wehe in's Herze mir drang.
Nur leise zwitschernd antwortet' ich ihr:
Ich bin ja gefangen: — was lockst du mir?
Da flog sie wehmüthig klagend davon: —
Mir aber blieb der verlockende Ton;
O komm' doch zur Freiheit, zur Heimath der Lust,
So klopft es im Herzen, so tönt's in der Brust.
Verstummt sind die Lieder, kann singen nicht,
O Freiheit, komm', eh' das Auge mir bricht!

Knabe.

Ei Hänschen, höre zu klagen mir auf,
Will eilen zur Mutter im schnellsten Lauf,
Und billigt sie gütig meinen Sinn,
So fliegst du noch heute zu Waldes-Grün.
Wohl ahn' ich, wie herrlich die Freiheit ist,
Wie sie nur Jugend und Leben versüßt.
Ich laufe, ich rufe die Mutter herbei,
Und will sie, mein Hänschen, dann bist du frei.

R. R.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1847.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1847.

Wir wollen fliegen zum grünen Wald,
In der Freiheit herrlichen Aufenthalt,
In der Bäume frisches und duft'ges Gemach,
In die Heimath der Lust! O Brüderchen, sag',
Wie kannst du nur leben im engen Haus?
O komm' doch zur Freiheit, fliege heraus!
So lockend und bittend das Schwesterlein sang,
Daß bitteres Wehe in's Herze mir drang.
Nur leise zwitschernd antwortet' ich ihr:
Ich bin ja gefangen: — was lockst du mir?
Da flog sie wehmüthig klagend davon: —
Mir aber blieb der verlockende Ton;
O komm' doch zur Freiheit, zur Heimath der Lust,
So klopft es im Herzen, so tönt's in der Brust.
Verstummt sind die Lieder, kann singen nicht,
O Freiheit, komm', eh' das Auge mir bricht!

Knabe.

Ei Häuschen, höre zu klagen mir auf,
Will eilen zur Mutter im schnellsten Lauf,
Und billigt sie gütig meinen Sinn,
So fliegst du noch heute zu Waldes-Grün.
Wohl ahn' ich, wie herrlich die Freiheit ist,
Wie sie nur Jugend und Leben versüßt.
Ich laufe, ich rufe die Mutter herbei,
Und will sie, mein Häuschen, dann bist du frei.

R. R.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1847.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1847.

Vorwort.

Indem wir hiemit den vierten Jahrgang von dem Album des literarischen Vereins dem größern Publikum durch den Druck übergeben, dürfte es zweckmäßig erscheinen, den Weg zu bezeichnen, auf welchem diese Arbeiten hervorgerufen worden sind, und zugleich dadurch dem Leser den Maaßstab für eine gerechte und billige Beurtheilung derselben zu geben. Es ist nicht unbekannt, daß in Nürnberg das merkantile und Kunst-Leben alle anderen Interessen bei weitem überwiegt. Durch die Gründung des literarischen Vereins im Jahre 1840, sollte den bis dahin einzeln Stehenden, die sich entweder selbst literarisch beschäftigten oder auch für die literarischen Erscheinungen überhaupt Theilnahme zeigten, Gelegenheit gegeben werden, durch Näherführung ihrer Persönlichkeit sich gegenseitig anzuregen und dieses Interesse unter sich lebendig zu erhalten. — Es findet zu dem Zwecke, außer einer wöchentlichen Zusammenkunft, in der besonders die neueren Erscheinungen der Literatur zum Gegenstand der Besprechung und Unterhaltung gemacht werden, allmonatlich eine größere Versammlung statt, zu welcher auch Frauen gezogen sind, und in denen von einzelnen

Mitgliedern Vorträge in prosaischer und poetischer Form gegeben werden.

Der Wunsch, den einen oder anderen derselben gedruckt zu besitzen, hat dieses, anfänglich nur für die Mitglieder bestimmte Album hervorgerufen; da jedoch manche darin enthaltene Arbeit auch in einem entfernten Kreise nicht unwillkommen geheißen werden möchte, so wurde kein Anstand genommen, diese anspruchlose Erscheinung auch Entfernteren auf dem Wege des Buchhandels bekannt und zugänglich zu machen.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

		Seite
1.	Ueber die Mutter Göthe's und Schiller's. Von Dr. Löfch.	1
2.	Ueber die neue Comödie der alten Griechen. Von J. L. Hoffmann	61
3.	Ueber die deutsche Thiersage. Von demselben	57
4.	Einige überraschende Zahlenverhältnisse. Von L. Marr	85
5.	Ueber Charakterbildung. Von Julius Merz	97
6.	Variationen über die Wörter „machen" und „thun". Von G. Arnold	105
7.	Der Ring. Reiseerinnerung aus 1843. Von P. C. Geißler.	114
8.	Episode aus einer Autobiographie. Von Fr. Müller	135

II.

Gedichte.

1.	Auf das Begräbniß des General Moore. Von G. Arnold.	151
2.	Das zurückgesetzte Kind. Von demselben	152
3.	Der Guckguck. Von Hermann	154
4.	Einleitungsgedicht zu Wallensteins Lager. Von Jul. Merz.	156
5.	Eine unverbürgte Geschichte. Von demselben	158

Seite

6. Der Halbpoet. Von Sigm. v. Braun 159
7. Mitleid. Von demſelben 160
8. Am Bache. Von demſelben 161
9. Blüthentraum. Von demſelben 162
10. Der Ring. Von J. Priem 163
11. Taub und blind. Von H. Sondermann 163
12. Neapel. Von Fr. Wagner 166
13. Liebeswunſch. Von Weis 170
14. Schau mir nur ins Geſicht. Von demſelben 171
15. An die Entfernte. Von demſelben 172
16. An eine Roſe. Von demſelben 172
17. Nachtleben der Natur. Mitgetheilt von J. L. Hoffmann 173
18. Luthers Becher. Von L. Lang 175

I.

Ueber die Mutter Göthe's und Schillers.

Von

Dr. Löſch.

Hochgeehrte!

Wir haben vor einigen Monaten die Zeitungsnachricht geleſen, daß im Muſeum zu N. N. mehrere allgemein-wiſſenſchaftliche Vorträge gehalten worden ſind, bei welchen beſonders Damen als Zuhörer erſchienen. Man hat uns weiter berichtet, daß eben dieſer Umſtand einige gelehrte Herrn veranlaßte, zunächſt für den ſchönern Theil ihrer Zuhörer zu arbeiten, daß daher der eine einen Vortrag über die Rechte der Frauen, der andere über die Herrſchaft der Frauen hielt und der dritte einen über die Liebenswürdigkeit derſelben ankündigte, daß aber die beiden erſten ſo ſchlechtes Glück mit ihren Elaboraten bei dem ſchönen Geſchlecht gemacht haben, daß der dritte gar nicht mehr wagte, mit ſeinem angekündigten Vortrag heraus zu treten.

Es iſt mir daher ein ſehr ſchlimmes Prognoſtikon geſtellt, wenn ich heute auf denſelben gefährlichen und glatten Boden mich wage, und ich habe die größte Urſache, alle mythologiſchen Göttinnen, welche ſich das Herz der Damen zu ihrem Schutz und ihrer Leitung auserſehen haben, um ihren Beiſtand anzurufen, damit es nicht auch mir ſo ſchlimm

ergehe. Zum Glück habe ich zwei der freundlichsten Göttinnen um diese Gunst anzuflehen, Ilithia, die Beschützerin der Mütter, und Levana, die Beschützerin der Erziehung, und ich darf daher schon mit etwas mehr Muth an die Arbeit gehen.

Den Einfluß der Mutter Göthes und Schillers auf die Entwicklung ihrer großen Söhne

habe ich mir nämlich zum Gegenstand gewählt.

So verschieden nun die geistige Kraft und Richtung dieser beiden Männer, eben so verschieden war das Aelternhaus, aus welchem sie hervorgingen.

Göthe, das glückliche Kind der Natur, welchen, mit Schiller zu reden, vor der Geburt schon Venus im Arme gewiegt, welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt, — Göthe stammte aus einem angesehenen und wohlbegüterten Patrizierhause in Frankfurt. Sein Vater Johann Caspar Göthe war kaiserlicher Rath daselbst. Seine Mutter Catharina Elisabetha, eine geb. Textor, war die Tochter des Stadtschultheißen, jener 38, diese 17 Jahre alt, als sie sich die Hände zum ehelichen Bunde reichten. Der Vater war ernst, ordnungsliebend, thätig, von Pedanterie nicht frei, aber für zeichnende und bildende Kunst besonders empfänglich. Der Mutter war zur leichtern und heitern Fröhlichkeit der Jugend, ein träumerischer und schwärmerischer Sinn verliehen, der sie bestimmte, sich von ihren Geschwisterten abzusondern, sich mehr in sich zurückzuziehen und ihr den Scherznamen „Schwester Prinzessin“ erwarb. Diese träumerische Schwärmerei jedoch hat ihr ferneres, in viel bewegter und behaglicher Thätigkeit mannichfach geübtes Leben völlig abgestreift. Sie

war die tüchtigste Hausfrau, die gewandteste, geistvolle Wirthin, die heiterste Gesellschafterin und die verständige Gattin, die überall zu vermitteln und auszugleichen wußte und ohne im mindesten zu herrschen, dennoch nach ihrem Sinn anzuordnen und auszuführen verstand. Es geht nichts über die Weiber von der Art wie Göthes Mutter, — sagt Wieland, sie ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben. Sie war enthusiastische Verehrerin der Poesie und keine bedeutende Erscheinung der poetischen Literatur durfte ihr entgehen. In ihrem Greisenalter war es in Frankfurt fast sprichwörtlich geworden, sie als die erste Gönnerin und Beschützerin des Theaters zu bezeichnen. Vor allen gewaltsamen Eindrücken hatte sie einen, wir dürfen sagen, ästhetischen oder classisch griechischen Abscheu. Keine Trauerbotschaft, kein Unglück durfte ihr in lauter, leidenschaftlicher Heftigkeit gemeldet werden; Mägde und Bedienten hatten so gemessene Befehle, daß sie kaum wagten, von einer in der Nähe ausgebrochenen Feuersbrunst Anzeige zu erstatten, und sie selber nahm das Unglück mit jener würdigen und schweigsamen Ruhe hin, welche Jean Paul so schön in den Worten bezeichnet: „Die weibliche Psyche dürfe auch unter den heftigsten Schmerzen nie krampfhaft mit den Flügeln schlagen.“ Sie war 18½ Jahr alt, als sie ihren Sohn Johann Wolfgang gebar, am 28. August 1749. Da sie nur noch eine einzige Tochter gewann, so hing ihr ganzes Herz an dem Sohne und ihr ganzes Leben, Dichten, Denken und Handeln wuchs gleichsam mit dem seinigen in Eines zusammen. Man hielt das Kind anfangs für todt. Als ihr aber die Bothschaft gebracht wurde: „Er ist gerettet, da — so sagt sie selber in ihrem höheren Alter — da erwachte mein mütterliches Herz,

und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde." Schon aus dem Wenigen, was wir bisher gesagt haben, erhellt zur Genüge, daß unser Dichter die schönsten Eigenthümlichkeiten seiner Natur schon von Geburt aus der Mutter verdankt. Diese schöne Harmonie der geistigen Kräfte, diese jugendliche Frische des Denkens, Dichtens und Strebens, diese klare Lebensanschauung und diesen heitern Lebensgenuß, diese Herrschaft über die Gegenwart und diese freie Erhebung über die Schranken des Gemeinen und Niedrigen, dieses weise Maas und dieser feine Tact fürs Schickliche, dieses Abwehren gegen die verletzenden Gewalten der Außenwelt und dieses sich Waffnen gegen den Lebensschmerz, — alles dies kann schon als mütterliches Erbgut fürs Leben betrachtet werden. Hiezu trug nun aber auch im vollen Maaße die mütterliche Erziehung und Bildung mit bei. Jugendlich heiter, wie sie war, wußte die Mutter ganz zu dem Knaben sich herab zu stimmen und war Kind mit dem Kinde. Ihr großes Geschick die Gegenwart aufzufassen und in sich zum heitern Genuß zu verarbeiten, theilte sie ihm mit, ihr lebhafter Sinn und ihr beredter Mund wußte Märchen und Geschichten nicht blos zu erzählen, sondern auch zu erfinnen, und der kleine Wolfgang hing mit dürstender Seele an ihren schöpferischen Lippen. Blos aus mütterlicher Zärtlichkeit übte sie einen Kunstgriff, der von ungemein bildendem Einfluß auf die poetische Gabe des Kindes war. Sie brach ihre Erzählungen und Märchen in der Mitte ab und überließ es dem Kinde, sich den Schluß nach eigenem Sinne auszudenken. Dieses hatte nichts eiligeres zu thun, als zu der gleichfalls im Hause wohnenden Großmutter zu gehen, ihr das Bruchstück zu erzählen und ihr seine Vermuthungen über den etwaigen Ausgang mitzutheilen. Nach-

dem nun zwiſchen der Mutter und Großmutter die erforderlichen Beſprechungen ſtatt gefunden hatten, ſo wurde am andern Tage von der Mutter das Ende vorgetragen und das Kind ſtrahlte von Siegesfreude, wenn jene mit verhätſchelnder Zärtlichkeit nach ſeinen Muthmaſſungen und Vorausſetzungen das Ende gab. Eine der Mutter wohl verzeihliche, aber an ſich nicht lobenswerthe Pflege der Eitelkeit hatte hier die wohlthätige Folge, die poetiſche Kraft zu erwecken und zu bilden; und nicht nur ſeine Biographen leiteten davon ſeine gewaltige Gabe ſcharfer Auffaſſung, ſchneller Erfindung und heiterer und kräftiger Darſtellung ab, ſondern er ſelber ſagte in einer ſcherzhaften Xenie darüber:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.

Später als der Knabe mehr reifte, wirkte ſie in derſelben Weiſe wohlthätig auf ſeinen Kunſtſinn und künſtleriſchen Geſchmack fort. Ihre Empfänglichkeit für alles Schöne, ihr Intreſſe an den neueren, zum Theil ſchon die Morgenröthe eines beſſern Tages verkündigenden Erzeugniſſen der Literatur theilte ſich dem Sohne mit; ſie laſen und beſprachen manches mit einander, mußten wohl auch vor dem erſteren und ſtrengeren Vater, der über ſeinen Ideenkreis ungern hinausging, manches ins Geheim leſen. So geſchah es z. B. mit Klopſtocks Meſſias, welcher vor jenem keine Gnade fand. In gleicher Weiſe verſtand ſie mit weiblicher Gewandtheit des Vaters Abneigung vor dem Theater zu umgehen. Er wollte nicht, daß der unmündige Jüngling Luſt zu einem Vergnügen gewinne, deſſen ſittlicher Einfluß ſehr prekär und zweideutig iſt, weil es eben ſo viel geheimes Gift, als ſittliche Nahrung bie-

tet und jedenfalls den jugendlichen Sinn zerstreut. Der Sohn sollte das Theater nicht besuchen. Die Mutter, selbst enthusiastische Verehrerin desselben, hätte es ihm gar zu gerne gegönnt. Da mußte das französische Theater aushelfen. Bildung und Uebung in der fremden Sprache diente zum Vorwand, und der Großvater von mütterlicher Seite mußte täglich ein Freibillet dahin ins Haus senden. So war auch hier die väterliche Strenge gebrochen; und bestätigte sich wieder das Wort von Carl Gustav Jakob, welcher in Raumers historischem Taschenbuch 1844 eine Monographie von Göthes Mutter lieferte, aus welcher wir größtentheils geschöpft haben: „Die Kinder hatten bei ihr zwar niemals offenen Widerstand gegen des Vaters Willen, aber wohl heimliche Begünstigung ihrer Lieblingsneigungen gefunden.“ So wenig das im Allgemeinen zur Nachahmung empfohlen werden darf, so wichtig und segensreich war es bei einem von der Natur so glücklich organisirten und mit so reichen poetischen Gaben ausgestatteten Geiste. Denn wie unläugbar gewiß es auch immer bleibt, daß das Genie auch gegen die beengendsten Schranken hindurch sich Bahn bricht, so entfaltet doch auch der Blüthenbaum der Dichtkunst seinen reichsten Schmuck unter dem heitern Himmel der Freiheit und unter der sorgsamen Pflege der Liebe. Daß auch Göthes erste Versuche von allem Exzentrischen frei waren, verdankt er dieser milden Pflege der Freiheit und der Liebe. Jene Begünstigung der Lieblingsneigungen von Seiten der Mutter erstreckte sich selbst auch auf das sittliche Gebiet. Dem Sohne war jede erlaubte Freiheit gestattet; die günstigen Resultate der Constellation, welche vom Sterndeuter bei seiner Geburt erforscht waren, blieben ihm nicht unbekannt, und wurden als Sporn für seine Thätigkeit benützt; die körperliche

Gewandtheit desselben in den Leibesübungen sahe sie mit mütterlichem Wohlbehagen; sie wußte, wie ihr Biograph Jakob sagt, das glückliche Selbstgefühl des Sohnes, seinen unbedingten Freisinn und seine heitere Offenherzigkeit zum Guten zu lenken.

Auch bei ernsteren Verirrungen, wie die Liebeshändel mit Gretchen, welche der Vater nach seiner pedantischen Weise mit einer gewissen richterlichen Förmlichkeit behandelte, war sie die milde Vermittlerin. Dasselbe war mehrfach erforderlich, als er von der Universität Straßburg zurückkehrte, und des Sohnes Exzentrizitäten öftere Collisionen mit des Vaters strengem Ordnungssinn herbeiführten; auch da kam es ihr und ihm zu statten, als späterhin mehr denn ein Heirathsprojekt, um das sich Göthes Mutter — sie war ja Mutter und Weib — mehr und lebendiger interessirte, als der Sohn selbst, ich sage, als diese Heirathsprojekte am Wankelmuthe und Leichtsinn des letztern scheiterten. Mit allem Rechte konnte sie sich rühmen: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammen gehalten, das macht, weil wir beide jung und nit gar so weit, als der Wolfgang und sein Vater aus einander gewesen sind.“ Gewiß war auch die große Gastlichkeit, mit welcher Schriftsteller und Staatsmänner, Hohe und Niedere, insbesondere des Wolfgangs Gönner, Freunde und Universitätsgenossen im göthischen Aelternhause Aufnahme und Bewirthung fanden, nicht ohne vielfachen und bildenden Einfluß und auch hieraus wuchs ihm ein reicher Strom des Segens. So verdankte er auch der Freundschaft seiner Mutter zu Fräulein von Klettberg, bekanntlich der Heldin in den, dem Wilhelm Meister beigefügten, Bekenntnissen einer schönen Seele, die Richtung seines Gemüthes aufs Mystische, auf das religiöse Gefühlsleben

und ſogar auf die alchymiſtiſchen Träumereien, eine Richtung, welche in vielen ſeiner Werke der durchſichtigen Klarheit jene wunderbare Tiefe und jenes magiſche Halbdunkel beifügte, welche am zauberiſchſten wirken, weil den klarſten und hellſten Vordergrund ein in Duft verſchwimmender Hintergrund begrenzen und heben muß, ſoll das Gemälde ein vollendetes ſein.

Weiter dürfen wir nicht gehen. Mit Göthes Eintritt in die Dienſte des Herzogs in Weimar, ein Schritt, den gleichfalls der Vater mißbilligte, aber die klarere verſtändigere Mutter gut hieß, datiren wir billig die männliche Periode unſeres Dichters. Sein inniges Verhältniß zur Mutter bis zu ihrem erſt 1808 erfolgten Tode war nicht mehr Bildung gebend für ihn, ſondern eine fortdauernde Erndte des Genuſſes und der Freude für ſie. Wie es denn für ſie kein ſtolzeres Wort gab, als das, welches ſie einſt vor Madam Staël ausgeſprochen hat: je suis la mère de Goethe. So viel aber iſt gewiß, dieſe Univerſalität der Bildung, dieſe heitere Naturauffaſſung, dieſe an die claſſiſche Vollendung der Alten grenzende Klarheit ſeiner Werke hätte er nicht errungen ohne eine andere Erziehung und Jugend. Der vollendete Dichter der Wahrheit und der Natur mußte eine ſolche glückliche Jugend haben. Von der Noth gedrückt, wäre er ohne Zweifel ein mittelmäßiger und leichtſinniger Vielſchreiber geworden, oder von harten Feſſeln eingeengt würde der breite, ſegensvolle Strom ſeiner Dichterkraft zum wilden und tobenden Bergſtrom geworden ſein, der mehr zerſtörte, als ſegnete. Darum laſſen Sie uns heute im Geiſte in dem Tempel ſeines Ruhmes neben dem vollen Lorbeerkranz ſeines Verdienſtes den heitern Blumenkranz des mütterlichen Segens aufhängen.

Ganz anders war Schillers Geiſt und eine ganz andere

die Geschichte seiner Erziehung und Bildung. Wenn Göthes Geist ein universeller war, so ist Schiller durch und durch ein Deutscher, der Zögling seines Jahrhunderts und seines Volkes. Wenn dem Göthe die Natur und das Leben den Stoff seiner Dichtung überall mit freigebiger Hand und ungesucht darbot, so mußte Schiller darnach ringen mit gigantischer Kraft und nur im heißen Kampfe und nach mehrfachen mißglückten Bestrebungen gelang es ihm, den Kranz der Vollendung sich aufs Haupt zu setzen; wenn jenem das Schicksal selbst den Weg zu jeglicher Größe bahnte, so mußte diesen das Unglück, der Mangel und die Noth erst läutern und verklären. Man kann, wenn ein Bild aus der Mythologie gestattet sein will, Göthen einen im Olymp selbst Gebornen nennen, während Schiller als ein Heros vor uns stehet, der erst durch herkulische Arbeiten und Mühen sich zum Olymp aufgeschwungen und seine Versetzung unter die Götter durch Anstrengung und Verdienste errungen hat. Bekanntlich ist er in beschränkten Verhältnissen geboren. Sein Vater war Feldscheer, dann Fähnrich, Lieutenant, Hauptmann, und wurde zuletzt von Herzog Carl von Württemberg zum Gartenintendant auf dem bei Stuttgart gelegenen Lustschloß der Solitude gemacht und mit dem Majors Titel belegt. Schiller war durch des Herzogs Gnade in die Carls Academie zu Stuttgart aufgenommen, woselbst man die Zöglinge mit militärischer Pedanterie zu dressiren pflegte, und eben so oft den aufstrebenden jugendlichen Geist darniederhielt, als ihm aufhalf. Er sollte Mediziner werden und trat auch wirklich in Stuttgart als Militär Arzt ein. Seine Beschäftigung mit den Musen mußte erstohlen und ins Geheim betrieben werden und als die ersten Früchte derselben ans Licht traten und wilden revolutionären Freiheitssinn athme-

ten, ward ihm von seinem Herzog gerade zu alle Schriftstellerei mit einziger Ausnahme der medizinischen untersagt, ja seine heimliche Reise nach Mannheim zur Aufführung seiner Räuber wurde mit Hausarrest bestraft, so daß der jugendliche Trotz ihn zur Flucht aus dem Vaterlande nöthigte. Wie er Jahrzehnte sich in Mannheim, Leipzig und Dresden umhergetrieben und sein Leben als Literat kümmerlich gefristet hat, bis ihm in Weimar und Jena ein Asyl eröffnet und an der Seite einer liebevollen und geistreichen Gattin ein heiteres und frohes Leben bereitet war, wie im vertrauten Umgang mit Göthe sein exzentrischer Geist in die geebneteren Bahnen einer ruhigeren Thätigkeit einlenkte und von ihm das Höchste und klassisch Vollendete geleistet wurde, das Alles gehört nicht mehr hieher. Wir haben es hier mit seiner Jugendgeschichte und dem zu thun, was er seiner Mutter verdankte. Dieser mütterliche Einfluß war jedoch auch bei ihm viel früher zu Ende, da er mit seinem Eintritt in die Carls Academie dem Aelternhause schon mehr entzogen war und später als unbehauster Flüchtling, der des Herzogs Zorn fürchten, und das Vaterland meiden mußte, ohnehin keine weiteren Bande, als die der Correspondenz ihn mit den Seinigen verbinden konnten. Die Nachrichten über seine Mutter verdanken wir seinem geistvollen Biographen Gustaph Schwab. Er sagt von ihr:

„Schillers Mutter, Elisabetha Dorothea geb. Kodweiß, Bäckerstochter aus Marbach, war schlank, ohne eben groß zu sein, in der Jugend hochblond, das Gesicht durch Sommerflecken gezeichnet, die Augen etwas kränklich, die Züge von sanftem Wohlwollen und Empfindung beseelt, die Stirne breit. Mit gewöhnlichem Verstande verband sie Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Musik und

selbst zur Poesie, daher sie im Kreise ihrer Gespielinnen als Mädchen wohl für eine Schwärmerin galt. Das Spiel der Harfe soll sie leidenschaftlich geliebt haben und den Gatten, der ihre erste Liebe war, begrüßte sie im achten Jahre ihrer damals noch kinderlosen Ehe am ersten Tage des Jahres 1757 mit den einfachen Strophen, die als von Schillers Mutter gedichtet, wohl im Gedächtnisse seiner Verehrer aufbewahrt werden dürfen:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich Dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne traun, daß jetzt der kalte Nord regiret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch Eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.

So anspruchlos diese Verse sind, so zeugen sie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinn für den Rhytmus welche nicht zweifeln lassen, daß die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie bei Schiller ein Erbstück der Mutter war, zu deren Lieblingsbüchern Klopstocks damals kaum erschienenen Messiade, Uz und Gellert gehörten. Sonst unterrichtete sie sich gerne in der Naturgeschichte, und sie, die bestimmt war, die Mutter eines berühmten Mannes zu werden, vertiefte sich auch am liebsten in die Lebensbeschreibungen berühmter Männer. „So weit Gustav Schwab.

Bis ins vierte Jahr hatte sie den Knaben allein zu erziehen, weil der Vater im Felde stand, von da an theilten beide die Aufsicht über ihn. Der Vater praktisch und streng, wachte über den Verstand desselben und leitete seine classischen Studien:

Er gewöhnte ihn an Ehrfurcht und Gehorsam, beschränkte den Muthwillen, duldete die Hingebung an weichliche Eindrücke des Gemüthes nicht und formte seinen Charakter frühzeitig in sittlichen Grenzen. Erziehung zur Religion galt beiden Aeltern als Hauptsache, und schon das fünfjährige Kind eilte gerne von seinen liebsten Spielen zu Bibelandacht und Gebet herbei, und war mit den blauen, zum Himmel gerichteten Augen und den blonden Locken um die helle Stirn wie ein Engelskopf anzusehen. Die Mutter lehrte ihm und der ein Jahr nachher gebornen Schwester die schönsten religiösen Lieder von Gellert, Luther und Paul Gerhard, legte ihnen auf Spaziergängen an den Sonntagen Nachmittag das kirchliche Evangelium aus und rührte einst am Ostermontage durch die Erzählung von den nach Emmaus wandernden Jüngern beide Geschwisterte bis zu Thränen. Diese religiöse Grundlage war für ihn um so unschätzbarer, als seine späteren Lehrer, insbesondere Jahn, ihm Katechismus und Kirchenlehre unter der drohenden Peitsche eintrieben und verleideten zugleich, und später im Mannes Alter die damals geltende kritische Philosophie auch aus seinem Geiste den religiösen Glauben verscheuchte. Hätte er nicht Frömmigkeit mit der Muttermilch eingesogen, seine jugendlichen, wie seine philosophischen Verirrungen würden viel größer geworden sein. So aber bewahrte er sich, auch im Widerspruch gegen die Behauptungen des Kopfes das fromme nnd glaubige Herz, und durch sein ganzes späteres Leben, wie durch seine Dichtungen ziehet der Geist einer hohen Sittlichkeit. Als er am Tage vor der Konfirmation, wie es schien, leichtsinnig auf der Gasse herumschlenderte, machte ihm die fromme Mutter Vorwürfe; aber der Knabe zog sich gerührt zurück und überreichte ihr nach wenigen Stunden ein Gedicht, das

seine religiösen Empfindungen in Worte kleidete. Die strenge und sclavische Zucht in der Carls Academie hatte die gewöhnliche Folge, daß der losgelassene und frei gewordene Jüngling in Stuttgart mehr als billig der wilden Lust sich ergab. Aber die Nähe der älterlichen Familie auf der Solitude, an der er immer mit herzlicher Liebe hieng, der Wunsch, ihren Erwartungen zu entsprechen, und besonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaas wieder her. Wie hätte er vor dieser Mutter seinen Plan, aus Stuttgart und dem Vaterland zu flüchten, geheim halten dürfen? Sie war die Einzige, die seine Absicht kannte, die einzige, von welcher er Abschied genommen, „der Sohn, sagt sein Biograph, verließ bei seinem letzten Besuche auf der Solitude die Gesellschaft mit seiner Mutter und kehrte nach einer Stunde ohne sie mit rothen Augen zurück"; dafür war auch die Trennung von ihr sein heißester Schmerz. Als der Fliehende den letzten Blick auf seine Heimath zurückwarf, war sein Mund nur des einen Ausrufes fähig: „o meine Mutter!" An ihr Herz legte er auch aus der Ferne seine tiefsten Sorgen und als er Mannheim verließ, erbat er sich als den süßesten Trost eine Zusammenkunft mit Mutter und Schwester in Bretten. Mit allem Rechte dürfen wir daher sagen, daß das Edelste, was in seinem Herzen lebte, unter der pflegenden Hand der Mutter erwachsen und erstarkt war. Aber die religiöse und sittliche Pflege war nicht die einzige, die sie ihm gewährte. Man weiß, was in den Kinderjahren die leiseste Anregung von außen her vermag, wenn im kindlichen Geist und Herz nur irgend ein eminentes Talent schlummert. Ihre eigne Beschäftigung mit Poesie war gewiß der milden Frühlingsluft zu vergleichen,

welche im Herzen des Sohnes die Keime und Knospen hervortrieb; dazu kam, daß sie auch gefliessentlich dahin arbeitete, in ihm Sinn und Gefühl für Dichtkunst zu wecken. Sie unterhielt gerne ihre Kinder mit Zaubermärchen und Feengeschichten, und führte, als die Fassungskraft des Knaben es erlaubte, ihn in die Hallen der deutschen Dichtkunst ein, so weit ihr selbst dieselben zugänglich waren. Klopstocks Messiade, Opitzens Gedichte, Gerhards geistliche Lieder, Gellerts fromme Gesänge wurden gelesen; und an ihnen Sinn und Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne geweckt und genährt. Dafür ward ihr die Freude, den Sohn unter den eminentesten Geistern des Vaterlandes als einen der ersten strahlen zu sehen, und wenn schon die ganze Nation die ersten excentrischen, maaßlosen Schöpfungen desselben bewundernd anstaunte, so gönnte ihr ein günstiges Geschick, — sie starb nur 3 Jahre vor seinem Tode — Zeuge seiner Vollendung zu sein, und jene Dramen und lhrischen Gedichte anstaunen und bewundern zu dürfen, welche, so lange die deutsche Sprache dauert, ihren Glanz ausmachen werden. Für schwere Sorgen und manchen bittern Schmerz fürwahr ein herrlicher Lohn! —

Wir möchten fragen, was wäre Schiller unter andern Einflüssen seiner Jugend geworden? Der harte Druck und die eiserne Zucht seiner Jugend war Schuld, daß seine ersten Werke vom heiligen Zorn des freiheitathmenden und fesseldurchbrechenden Giganten durchglüht sind. Aber wenn der tobende Sturm der Leidenschaftlichkeit sich später in die volle Harmonie der Schönheit auflöste, wenn er am Ziele seiner Laufbahn als der würdige Priester der Sittlichkeit und des weisen Maafes sich darstellt, so deutet das auf einen tiefern Adel der

Gesinnung, zu welchem die mütterliche Hand den ersten Grund gelegt hat.

Darum Heil den Frauen und Segen ihrem stillen und oft verkannten Wirken!

II.

Ueber

die neue Comödie der alten Griechen.

Von

J. L. Hoffmann.

Das Weſen der dramatiſchen Kunſt bei den Griechen habe ich Ihnen, v. J., bereits in drei frühern Vorträgen zu erleutern verſucht, von denen zwei in Theorie und Beiſpiel die Tragödie, einer die alte Comödie behandelte, die in Ariſtophanes ihren einzigen noch vorhandenen Repräſentanten hat. Ich kann Ihnen nicht zumuthen, ſich noch an das zu erinnern, was ich vor mehr als einem Jahre geſprochen; ſolch ein Verlangen wäre um ſo unbilliger, da unſer Verein, indeß manche ſeiner alten Zweige abſterben, mit jedem Jahre wieder neue treibt. Wie ſollen nun dieſe wiſſen, was vor zwei Sommern ein Sperling auf dem Baume gepfiffen hat?

Daher erlauben Sie mir, einige ſchon früher angedeutete Gedanken zu wiederholen und weiter auszuführen, die für meinen heutigen Vortrag ein Anknüpfungspunkt werden ſollen. Was in dramatiſcher Kunſt das griechiſche Volk geſchaffen hat, vereinigte ſich mit wenigen Ausnahmen in der

einen Stadt Athen, dem Hauptsitze der Kunst und Wissenschaft, wie und weil es auch Hauptsitz der Freiheit war. Denn nur die Freiheit ist die Lebensluft, in welcher die Kunst eben so wie die Wissenschaft ein fröhliches schöpferisches Gedeihen findet. Kann man diesem im allgemeinen richtigen Satz allerdings so manche Ausnahme entgegenhalten und nachweisen, daß auch unter der Pflege selbst launenhafter Herrscher zuweilen die schönen Künste sich zur Blüthe entfalteten, so war doch diese Unterstützung meist eine rein materielle, welche dem Künstler Gelegenheit und Geld zu seiner Wirksamkeit gab, indeß sie den Flug seiner Ideen wieder in eigenwillig vorgezeichnete Bahnen schloß; und sicherlich läßt sich meine Behauptung wenigstens für die Comödie aufstellen, und nur in Beziehung auf sie will ich heute davon Gebrauch machen.

Wie? das Lustspiel bedürfte der Freiheit? Als ob nicht der ausgezeichnetste Dichter in dieser Gattung, Molière, gelebt hätte unter Ludwig XIV., der eine nur zu wohl bekannte Staatstheorie in aller Schärfe ausgeprägt hat. Aber wer sagt uns denn, ob nicht Molière weit Größeres geleistet haben würde, wenn er nicht als nächsten Lebensberuf die Aufgabe gehabt hätte, den eitelsten Mann zu amüsiren, der sich für den größten hielt? Wie ganz anders nehmen sich daneben Shakespeares in einem freieren Volke aufgewachsene Lustspiele aus! Und so mag es auch uns Deutschen nicht allein an leichtem Witz und munterer Laune fehlen, wie man gewöhnlich sagt, sondern eben so sehr an offenem Spielraum, auf dem sich das Lustspiel mit ergötzlicherem, wenn auch weniger harmlosem Scherze bewegen würde. Niemand mag Witze machen, wenn er sich vor jedem Worte sorgfältig umschauen muß, damit er ja bei Niemanden anstößt. Die Comödie hat zur Aufgabe,

das wirkliche Leben von seiner lächerlichen Seite darzustellen, es mag diese in Charakteren oder Handlungen liegen; und kann man es ihr sogar nicht verargen, wenn sie das Lächerliche in ihrer Art idealisirt, d. h. zur Carricatur verzerrt; so darf es für den Künstler auch kein anderes Maß seiner Laune geben als jenes, welches ihm selbst das Gesetz der Schönheit auferlegt. Muß er aber Rücksichten nehmen, ob das was er sagt, diesen und jenen beleidigen, ja ob nicht seinem Stück gar die Aufführung verboten werden könnte, so wird sich sein Humor geberden wie in seiner Gesellschaft ein jovialer Bruder, den von der Schule her noch die verkehrteste aller Lebensregeln im Zaume hält: daß der Weise nur lächle.

Je erregter nun das Leben ist, desto mehr bietet es Gelegenheit zum Lachen, indem die Leidenschaft überall das vernünftige Maß überschreitend, dem unbetheiligten Beobachter gegenüber sich jeden Augenblick eine Blöße gibt. Dieß zeigt sich schon im Privatleben, und diese Seite hat die Comödie genugsam ausgebeutet. Jede Leidenschaft in der Uebertreibung paßt für sie, wie jede extreme Gemüthsstimmung, jede übertriebene Neigung: der winselnde Verliebte, dem seine Donna der einzige Himmel voll Seligkeit ist; der hartnäckige Hagestolz, der vor jedem Frauengewande das Kreuz schlägt; der tolle Hitzkopf, den ein hingeworfenes Wort wie ein Pulverfaß auseinander sprengt; der Phlegmaticus, dessen geruhiges Pflanzenleben durch keinen Sturm von der Stelle gerückt wird; der Anecdotenjäger, der für das zehnmal erzählte Witzwort neues Lachen als schuldigen Tribut einfordert; der pedantische Stockgelehrte, dem Ciceros Feuer alle andern Gefühle eingetrocknet hat — kurz jede allzuscharf ausgeprägte Persönlichkeit, sie mag nun einen

Charakter, eine Stimmung oder einen Stand repräsentiren, ist dem Comiker ein willkommener Fund.

Doch wozu das? Was hat diese Bemerkung mit der Freiheit gemein? Folgendes! Schöpft die Comödie ihren Stoff aus der sie umgebenden Gesellschaft, und sucht sie dieser eine lächerliche Seite abzugewinnen, so wird sie um so Trefflicheres leisten können, je mehr sie Gelegenheit hat, was und wie sie will abzuconterfeien. Je individueller, desto besser für ihre Zwecke. Darum ist es fürs erste schlimm, wenn sie der persönlichen Satire völlig entsagen muß, und zweitens wenn ihr eine Sphäre des Lebens förmlich abgeschnitten ist, welche für manche Zeiten gerade die ansprechende wäre. Auch im Gebiete der Kunst gibt es eine Uebersättigung, und nicht jedes Thema paßt für alle Zeiten. Die kargen Onkels, welche unschuldige Nichten an herzlose Geldmenschen verhandeln wollen, sind uns so zuwider geworden, wie die Späße der Bedienten mit den naiven Kammerzofen. Und was wollen wir denn nun dafür? Oeffentliches Leben auch im Lustspiel! Die Zeit ist vorüber, wo der Bürger nur an Weib und Kind einerseits, an Steuern und Abgaben andrerseits dachte, und der Regierende um so ehrwürdiger schien, ein je gestrengerer Herr er war. Was man dagegen unternehmen mag: die Theorien der Freiheit haben unter uns Wurzel geschlagen, und gehen auf, wie das Unkraut, sagen die Einen; die Andern aber sagen, wie zarte Pflanzung eines Eichwaldes, den Nachkommen Labsal und schattige Kühlung.

So ist denn auch im Lustspiele der Sinn vom Privatleben weg auf das allgemeine gewandt, und manches Stück, das gar nicht sonderlichen Kunstwerth hat, erntet rauschenden Beifall als Tendenzstück. Auch hier also, wie so oft in andern

Gebieten, gibt der noch immer ziemlich ſichere Volksinſtinkt der Kunſt einen Fingerzeig. Die Comödie muß das Leben begleiten dürfen, ſonſt geht ſie unter; und wenn wir wirklich auf dem Wege ſind, nicht zu politiſiren und zu kannegießern, ſondern ein politiſches Volk zu werden, ſo müſſen auch für das Luſtſpiel die Schranken fallen, welche Cenſur und andre Mauthlinien fremdartiger Rückſichten bisher um dasſelbe herumzogen, die es in einen Raum eingeſperrt haben, ſo klein wie ein deutſches Fürſtenthum; hier iſt es ganz verſauert und kleinſtädtiſch geworden; denn es hat von nichts weiter gehört als den Klatſchereien und Heirathsprojecten der Vettern und Baſen. Nun will es aber ſein altes Recht reclamiren; denn es hat einen beſtaubten Freiheitsbrief unter alten Papieren gefunden, den einſt ſein Ahnherr Ariſtophanes beſeſſen; auf dieſen geſtützt meint es jetzt Gehör zu finden mit ſeinen Anſprüchen, weil ja die Theorie des hiſtoriſchen Rechts gelte, und verlangt eine ſolche Menge Freiheiten heraus, daß ich befürchte, man werde es wie bisher trotz ſeinem angeſtammten Adel in ſeinen Käfig zurücktreiben. Denn es verlangt die Befugniß: jeden, wer er auch ſei, mit perſönlichem Spott zu verfolgen, von allen ehrwürdigen Staats- und andern Actionen die Kehrſeite zeigen und den Narren Shakespeares durch und durch ſpielen zu dürfen; und wenn ihm dieſe Befugniſſe nicht eingeräumt würden, ſo droht es, ſich ſelbſt vor den Augen aller guten Geſellſchaft, ja aller hohen Herrſchaften zu entleiben, und die Geſchichte zur Zeugin anzurufen, wie man ihm ſein altes Recht verkümmert habe von der Zeit an, in der die 30 Tyrannen zu Athen herrſchten, bis auf unſre Tage, wo man eine Wöchnerin unbarmherzig gefangen nahm. Ich will nicht, daß unſer Luſtſpiel das ariſtophaniſche copire, wie z. B. eben Prutzens politiſche Wo-

chenſtube eine reine Copie der altattiſchen Comödie iſt; der Witz braucht ja nicht anſtößig, die Form nicht formlos zu ſein: nicht in Nachahmung des Barocken liegt das Heil; aber das ſoll ſie ihr nachahmen dürfen, daß ſie über die etwas fade gewordenen Liebesintriguen hinaus einen Griff ins öffentliche Leben wagt. Rückwärtsſchreiten iſt ja vielfach beliebt: wohlan, ſo ſchreite man von Plautus und Terenz zurück zu Ariſtophanes!

Denn unſer ganzes modernes Luſtſpiel iſt nichts als eine Nachahmung von Plautus und Terenz, die ihrerſeits wieder die Athener nachgeahmt oder vielmehr überſetzt haben, aber nicht der freien Marathonskämpfer begeiſterte Bewunderer, deren verſchrieene Zeit noch ſo viel Reſpect vor der Wahrheit und Sinn für das Gemeinweſen beſaß, daß ſie ohne kleinliche Rache und ohne lange Weile dem ſtrafenden Comiker folgen mochte. Mit der Freiheit Athens und dem Sturze ſeiner politiſchen Größe erloſch auch die Luſt am öffentlichen Weſen; die Verſammlung gähnte und plauderte, wann ihr Demoſthenes den nahen Sturz des Vaterlandes verkündigte; das Streben der Menſchen vereinzelte und zerſplitterte ſich, und an die Stelle der alten Lehre, nach welcher der Menſch nur als lebendiges Glied des Staates galt und von dieſem Organismus losgeriſſen vernichtet war, trat die Theorie der Selbſtſucht, wo jeder, als ſeines Lebens eigner Mittelpunkt, Andre betrachtet als Waare, die er je nach Bequemlichkeit benützen oder wegwerfen kann; dieſe alles gemeinſame Handeln hemmende Geſinnung der Gemeinheit, neben welcher ein großartiges Zuſammenwirken aufopfernder Vaterlandsliebe nimmermehr aufkommen kann. In der Zeit macedoniſcher Herrſchaft, in der das Griechenvolk anfing die treuloſe, ſelbſtſüchtige und heuchleriſche Maſſe zu werden,

welche ſchon die römiſchen Eroberer mit Recht verachteten, eingebildet auf die alten Thaten ſeiner Ahnen, verliebt in ſeine geſtorbenen Weiſen und Dichter, grübelnd in ſeinen unfruchtbaren, ſich im Streit der Parteien befehdenden Philoſophien, knechtiſch den jedesmaligen Herrn vergötternd, feig ſeine Vertheidiger opfernd, ſparſam für öffentliche Zwecke, luxuriös jeder für ſich — ich will nicht weiter ſchildern, damit man nicht meint, ich mache eine Satire auf uns Moderne —; in dieſer Zeit geſunkener Größe entwickelte ſich die neue Comödie, in welcher keine Spur der alten mehr zu finden iſt. Die alte Comödie ſchuf keine regelmäßigen Stücke, ſondern ſpielte mit der Welt, wie in taumelnder Begeiſterung. Ob ihre Erfindungen wahrſcheinlich waren, danach fragte ſie nicht; ſie umfaßte die Wahrheit eines Traumes, wo auch das Widerſprechendſte wirklich iſt; ſie überließ ſich bacchiſchem Taumel und carrikirte das Leben in ſeltſamen Sprüngen; wie ein junges Pferd tummelte ſie ſich in der Wildniß. Die neue dagegen iſt zahm geworden, ſteht nicht über der Welt und ſpottet, ſondern mitten in ihr und copirt die Ereigniſſe und Handlungen, die ihr lächerlich vorkommen. Darum müſſen ihre Erfindungen Wahrſcheinlichkeit an ſich tragen als des Lebens getreues Abbild, und ihre Handlungen müſſen wie Grund und Folge auseinander hervorgehen, und Ebenmaß muß in den Gliedern ſein. All der großartige Humor, all der freie, freche Spott, all die geniale Luſt, verbunden mit dem feierlichen Ernſt, wo es ernſter Sache galt, all dieſes tolle, carnevalähnliche Treiben war dahin; ſtatt perſönlichen Angriffs die mattere allgemeine Satire auf einzelne Arten der Geſellſchaft, ſtatt der grotesken Figuren, die ſich einſt in ſcheinbar planloſen Scenen herumgetrieben, die Trivialitäten eines ſpießbürgerlichen Weſens in wohlangelegten, dem Muſter

der Tragödie nachgebildeten Stücken; statt des öffentlichen Marktes einer weitgebietenden Republik die engen Interessen des Privatlebens erdichteter Personen.

Und doch zeugt auch die Erfindung dieser ganz neuen Kunstgattung zur Zeit des schon sinkenden Griechenlands abermals, von welch elastischem Geist und bewundernswürdiger Schöpferkraft dieses Volk im Gebiete der Kunst gewesen ist. Man weise mir noch ein zweites Beispiel nach, das diesem gleich käme! Wo hat sonst noch ein sinkendes Volk, das eben unterjocht ward, eine so nachhaltige Schöpfung hervorgebracht, als diese neue Comödie der Griechen ist? die selbst in den plumpern und schwächern Copieen, in welchen sie uns durch die Römer einzig erhalten ist, noch eine so ungemeine Wirkung geaüßert hat, daß wir Moderne in unserem Lustspiel, wenn wir von den Veränderungen durch veränderte Sitten absehen, darüber nicht haben hinauskommen können. Und wie respectabler würde sie uns noch erscheinen, wenn uns die Menander, Philemon, Philippides, Diphilus, Apollodorus und so mancher andere griechische Dichter aus dieser einst so reichen comischen Literatur erhalten wäre, deren zahllose Werke die Zeit bis auf spärliche Sentenzen dahingerafft hat, während wir jetzt genöthigt sind, ein Bild ihres feinen Geistes bei Plautus zu suchen, einem Römer um die Zeit des zweiten punischen Krieges, als die Sprache seines Volkes sich kaum erst angefangen zu einer Kunstsprache zu gestalten, und mit all den Härten zu kämpfen hatte, die sie kaum zur Zeit ihrer Blüthe zu überwinden vermocht, und obendrein einem armen Manne, welchen Dürftigkeit zwang, zum Erwerbe täglichen Unterhaltes bei einem Bäcker die Handmühle zu drehen; und bei Terentius, einem freigelassenen Sclaven aus Africa, den zwar der hoch-

gebildete Scipio und Lälius ihrer Freundschaft würdigten, der aber immerhin nur ein Nachbildner war, und selbst bei seinen Zeitgenossen sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen hatte, daß er durch Aenderungen, und Verknüpfungen mehrerer Fabeln in eine die Stücke der Griechen verderbe.

Und doch welch berühmte Dichter sind dieser Plautus und Terentius geworden! Jeder Gebildete kennt ihre Namen, und ein Molière, ja ein Shakespeare, Unbekannterer zu geschweigen, haben nicht verschmäht, sie hie und da zu Mustern zu nehmen! Ja selbst in diesem ärmlichen Gewande erkennen nahmhafte Critiker nicht selten den Alten vor den Modernen die Palme zu.

Aber wie ganz anders würden die oft platten plautinischen Späße, die er in redseliger Breite eingestreut, sich ausnehmen, wenn die eleganten griechischen Vorbilder in ihrer feinen, beweglichen Sprache vorhanden wären. Da würden wir erst wahrnehmen, daß wir im Reich der Comödie die Alten noch nicht so sehr überflügelt haben. Doch wir begnügen uns mit dem, was wir haben, und geben uns zufrieden, wenn uns die Copie die Vorzüge des Orginalgemäldes noch ahnen läßt.

Sechs und zwanzig Stücke sind uns aus der neuen Comödie übrig, 20 von Plautus, 6 von Terenz; eine genügende Anzahl, um die ganze Gattung kennen zu lernen und in bestimmten Umrissen zu zeichnen, um so mehr genügend, als schon aus dieser erhellt, daß hier ein ziemlich fest stehender Typus herrschte, sowol was den Gegenstand im Ganzen, als die dazu verwandten Personen im Einzelnen betrifft. Denn waren gleich die Rollen noch nicht so ganz stationär, als im italienischen Lustspiel, so gab es doch auch hier schon Cha-

rakterm asken, welche im Ausdruck des Gesichts wie in der ganzen Bildung gleich beim Eintritt der Person dem Zuschauer erkennen ließen, mit wem er es hier zu thun habe. Dieß war auch ganz zweckmäßig bei der ungeheuern Größe der antiken Theater, wo den Einzelnen der Zusammenhang recht leicht entgehen konnte, wenn sie nicht durch äußerliche Kennzeichen unt erstützt wurden. Hierdurch finden denn auch die Prologe, welche vor Beginn der Handlung zur Orientirung der Zuschauer den Verlauf des Stücks kurz auseinander zu setzen pflegen, so wie die nicht selten im Verlauf der Handlung eingestreuten Erklärungen und Andeutungen dessen, was nun geschehen würde, eine theilweise Entschuldigung. Hat doch im Amphitruo des Plautus Jupiter einen Wulst von Gold auf dem Kopfe, damit ihn die Zuschauer vom Amphitruo unterscheiden können, und Mercur, der sich in dessen Sclaven Sosia verwandelt hat, trägt zu eben diesem Zwecke Federn auf dem Hut. Schon die alte Comödie hatte in Masken gespielt die dort Porträtähnlichkeit hatten; was blieb nun der neuen, nachdem die persönliche Satire sich in Allgemeinheit verwässert, anderes übrig als die Charaktermaske? Und wie das Lustspiel das öffentliche Leben fallen ließ, das zu berühren theils gefährlich, theils unerquicklich und ohne Interesse war, so mußte natürlich auch in den Stoff eine gewisse Eintönigkeit einziehen, die wir bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden haben. Damals indeß war die Sache neu und deßhalb ansprechend, jetzt ist sie alt und abgenützt.

So wenig nämlich die alte Tragödie von dem Verhältniß der Geschlechter zu einander Gebrauch gemacht hat, weil sie nie ihren feierlichen gehobenen Ton und religiösen Charakter verleugnete, und die Liebe bei den Griechen mehr als

heiteres Spiel betrachtet ward, denn als pathetische, feierliche Leidenschaft, um so fester klammerte sich an dieses Thema das Lustspiel an, und behandelte es in seiner Weise, bald leichtfertig der freiern Sitte gemäß, bald gemüthlich oder affectvoll als Hauptziel des Strebens junger unverdorbener Herzen. Eine einzige Comödie ist vorhanden, in der gar nichts von Liebe, und deßhalb auch gar keine weibliche Rolle vorkommt, die Captivi, (Kriegsgefangenen) des Plautus, von welchen einst Lessing, allerdings noch in jungen Jahren, sagte: „Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf einen Schauplatz gekommen," und das man vor kurzem in Berlin zur Aufführung wählte, vermuthlich um den Leuten den Geschmack an der Liebe abzugewöhnen, deren dort immer zu viel ist.

Indeß liegt gerade in der Behandlung dieses Gegenstands ein wesentlicher Unterschied der griechischen von unserer Comödie. Ohne den Dichtern jener Zeit einen Vorwurf zu machen, können wir rühmen, daß wir hier weiter geschritten sind auf dem Wege feinerer Bildung und guter Sitten. Die Dichter kann kein Tadel treffen, denn sie nahmen das Leben, wie es eben vorlag. Ihnen ist es nicht anzumuthen, ein Ideal häuslichen Gemüthslebens zu schaffen, und den Umgang der Geschlechter auf die geistige Höhe zu führen, von der ihnen die Wirklichkeit keine Beispiele bot. Die innersten Räume des Hauses verschlossen dem atheniſchen Jüngling die sittsame Tochter des Bürgers, deren einziger Werth hinwiederum ihr moralischer blieb; ohne höhere Bildung, ohne Kenntniß zu bekommen von der Unterhaltung der Männerwelt, ohne eine veredelnde Rückwirkung auf die Sitten dieser zu üben, wuchs sie auf im Frauengemache, und der Bräutigam freite die Braut oft

ehe er sie gesehen hatte. Und doch war diese einseitige Erziehung der Mädchen, die bloß darauf berechnet war, einstige Hausfrauen zu bilden, noch weit vorzüglicher als das entgegengesetzte Extrem der spartanischen, die den Frauen ihre Weiblichkeit raubte, und als Beispiel ausgelassener Frechheit in ganz Griechenland sprichwörtlich war. Wie konnte nun aber von Liebe die Rede sein gegen Wesen, die man fast nicht zu Gesichte bekam? wie konnte dieses Gefühl, selbst wenn es vorhanden war, geadelt werden, wenn der Mann einerseits seine ganze Jugend auf Uebung des Körpers durch Gymnastik und Bildung der Seele durch Musik, Dichtkunst, Beredsamkeit und Philosophie verwandte, das Mädchen aber nichts, gar nichts lernte als den Körper pflegen und schmücken und den Mägden die Arbeit zutheilen? Was konnte diese Verbindung für den Jüngling reizendes haben? Man heirathete, um eben legitime Kinder zu bekommen, und betrachtete das Haus nicht als Zufluchtsort stillen Glückes im gegenseitigen Austausch von Gedanken und Gefühlen, so daß der bräutlichen Liebe die Weihe edler Begeisterung und seliger Schwärmerei eben so sehr, wie dem ehelichen Leben der immer frische Reiz im Umgang mit einer geistvollen, gebildeten Gattin abgehen mußte. Was blieb nun dem Lustspieldichter übrig, um dem schönsten Gefühl, der Liebe eine Freistätte zu bauen? Nichts anderes, als was das Leben ohne Schau und Schande darbot, der Verkehr mit Hetären. Das mahnende Wort des Vaters an den Sohn, zur Ehe zu schreiten und die Braut heimzuführen, die er ihm beim alten Freunde seit Jahren ausersehen, war diesem ein Schreckgespenst. Nun sollte er den Freuden entsagen, die geliebte Freundin verlassen, in deren Umgang er das Glück seines Lebens zu finden wähnte. Soll er der Kindes-

pflicht untreu werden? soll er die arme Geliebte verlassen? Dort das Gewissen, hier die Liebe, inmitten Verzweiflung. Aber das Herz zieht stärker als das Gewissen: man muß durch List die Vermählung hinausziehen; der kluge Diener, dem jungen Herrn immer gegen den alten beizustehen bereit, muß ein Complott machen, diesen zu überlisten; und ist das Glück günstig, so erweist sich am Ende die vermeintliche Sclavin oder arme Freigelassene noch als atheniſche Bürgerin, die einst von Seeräubern als Kind geraubt, oder nach grausamer Sitte, weil der Vater einen Knaben statt des Mädchens gewünscht hatte, ausgesetzt, oder in der Fremde von unbekannter Mutter geboren und nach deren Tod in Armuth und Kummer gelebt hat, bis sie den Geliebten ihres Herzens kennen gelernt; und der beglückte Jüngling erhält nun die selbsterkorene Bürgerin, da ihm die Fremde zu ehelichen das Gesetz des Staates verboten hat. Seeräuberei wurde an den griechiſchen Küsten stark getrieben; Aussetzungen waren gleichfalls nicht selten; und so blieben die Dichter mit ihrem Thema auf dem Gebiete nationaler Wahrscheinlichkeit. Das arme Mädchen hatte etwa einen Ring oder ein Kinderspielzeug aufbewahrt, und wurde daran am Ende als Tochter, Schwester, Nichte eines Bürgers anerkannt, zur Freude der Ihrigen und zum Jubel des Bräutigams, dem die als Gattin bestimmt war, die er bisher nur als armes verwaistes Mädchen geliebt hatte. Auf solchem Umwege muß das griechiſche Lustspiel zum Ziele kommen, wenn es dem modernen ähnlich das Ziel der Ehe anstrebt. So rächt sich die Natur, welche der Liebe allein die Vermählung folgen läßt, und nicht zugeben kann, daß kalt berechnende Sitte mit des Herzens stärksten Neigungen ein herzloses Spiel treibt. In dem Umgang mit Hetären

entwickelt die Comödie der Griechen nun allerdings eine weit größere Freiheit, als bei uns ſchicklich und zuläſſig iſt; aber man muß hiebei feſthalten, daß auch im Leben dieſes ganze Verhältniß ein weit öffentlicheres, durchaus nicht verpöntes war. Wollen wir billig ſein! Was ſollte ein junger Athener anfangen, der nie ein jugendliches Frauengeſicht vor Augen bekam? Sollte er weiblichen Umgang ganz miſſen, während es ihm nicht einmal der Vater verargte, bei gebildeten Freundinnen Entſchädigung zu ſuchen, wenn er nur übermäßigen Aufwand mied? Wenn nicht einmal unter uns, wo das Glück veredelnder und erheiternder Unterhaltung mit Frauen und Jungfrauen jedem Jüngling durch die humane Sitte ſich darbietet, ganz beſeitigt wird, was wir als Unſitte verwerfen, warum ſollten wir im Luſtſpiele der Alten nicht entſchuldigend ein Verhältniß hinnehmen, wovon Schuld und Vorwurf nur die durch Chriſtenthum und germaniſche Zucht noch nicht geläuterten allgemeinen Gewohnheiten eines ſonſt edlen Volkes traf.

Doch iſt das eben mitgetheilte Sujet bloß einem Theil der Comödien eigen. Denn bei vielen iſt die Liebe nur mitwirkendes Motiv, und während jene mit Anerkennung der Geliebten als geſetzmäßiger Braut des Jünglings ſich endigenden Stücke ziemlich allgemein der rührenden Gattung angehören, nehmen andre einen lächerlichen Ausgang, wenn etwa das Alter noch jugendlich thun will, und der verliebte Greis, eine der lächerlichſten Perſonen, von der zärtlichen Gattin beim Liebesabenteuer überraſcht, mit gebührenden Schmeicheleien nach Hauſe begleitet, oder von der eiferſüchtigen in irgend eine Falle gelockt und comiſcher Verzweiflung Preis gegeben wird. Dieſe Art Stücke niedriger Comik nähert ſich mehr der Poſſe, und die Freude des Zuſchauers beim Ausgang

des Stücks ist hier gerade die entgegengesetzte als beim rührenden Lustspiel. In beiden feiert er einen Triumph mit, aber in diesem durch freudige Theilnahme am glücklichen Erfolge des Liebenden, in jenem durch moralische Schadenfreude an der Blosstellung des geckenhaften alten Thoren. Auch an des Sünders Untergang knüpft sich ein frohes Gefühl, welches in der Sphäre des Lustspiels bleibt, wenn der Untergang kein absoluter, und die Sünde selbst mehr Schwäche als Schlechtigkeit des Charakters ist. Strafe und Züchtigung moralischer Verworfenheit, wie bei den nicht minder beliebten Anschlägen gegen das verhaßte, gewinnsüchtige, widerliche Geschlecht der Lenonen, macht dagegen auf den geläuterten Geschmack so wenig als auf das sittliche Gefühl mehr den reinen Eindruck des Comischen. Wenn daher auch bei diesem in der Comödie der Alten so gewöhnlichen Stoffe die poetische Gerechtigkeit allerdings geübt und der Dichter keineswegs zu tadeln ist, so könnte man nur deßhalb mit ihm rechten, daß er dergleichen Charaktere vorzuführen gewagt hat, wenn sie ihm nicht leider durch das Leben selbst als nothwendige wären gegeben gewesen, deren Umgehung ihm Zeiten und Sitten unmöglich machten. Denn der Stand der Frauen, welche der Dichter, wie gezeigt wurde, allein auf die Bühne bringen konnte, stand in zu naher Berührung mit der sittlichen Verworfenheit ihrer Unterdrücker, als daß der Dichter die Mädchen zu retten vermochte, ohne diese mit in den Kauf zu nehmen und nach Gebühr zu verderben. Und somit sehen wir, hat auch hier wieder der verbesserte Zustand unsres Privatlebens, welches die unnatürliche Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts aufhob, und die edle Jungfrau unmittelbar dem Jünglinge zuführte, unsre Comödie im Vergleich mit der der Alten unendlich verbessert.

Menschen in Verzweiflung stürzen zu sehen, welche um des schimpflichsten Gewinnes willen jeden zu übervortheilen fähig waren, war für die Zuschauer so sehr erheiternde Genugthuung, daß das Häßliche der Sache und das Unmoralische der Mittel gar nicht weiter in Betracht kam, und wie ein Betrug am Juden gar manchem guten Christen erlaubt scheint, weil gegen einen Menschen, der alle betrügen möchte, jeder ein geborener Rächer seiner Glaubensgenossen sei, so hielt die alte Comödie jedes Unrecht gegen Sykophanten und die neue gegen Lenonen und Geldwucherer für puren Act rechtmäßiger Volksjustiz.

Und somit bin ich vom Sujet der neuen Comödie unvermerkt auf die Personen gekommen, durch die es dargestellt wird. Das Leben der Griechen bot andere Gegensätze, die Gesellschaft andere Bestandtheile dar, als die der Modernen; und somit mußte auch die Comödie mittelst anderer Triebfedern in Bewegung kommen. Zwar strenge oder nachsichtige Väter, gut geartete oder durch Leichtsinn verdorbene Söhne treffen wir hier eben so; ingleichen eine Masse, zankender Frauen, welche besonders ihre alten Eheherren gar nicht glimpflich behandeln, ein Regiment, das eine gewisse Fußbekleidung im Wappen führt, so energisch als sichs nur immer eine Dame von Charakter wünschen mag. Daneben auch einige junge liebenswürdige Gattinnen, die in schuldiger Devotion und pflichttreuer Sanftmuth der verreisten Gatten harren, wie die zwei Frauen im Stichus; ja im Selbstquäler eine sanfte bejahrte Frau, die achtbare Sostrata (III. 5.); doch der guten Frauen immer nur wenige, sei es weil mit Mangel an Bildung sich leicht Eifersucht und Herrschsucht verbindet, oder weil diese beiden Tugenden wirklich in den meisten Fällen vorhanden sind und nur vor dem unbe-

fangenen Blick ſich hinter den Schleier der Demuth bergen, oder — denn ich will meine nachſichtigen Zuhörerinnen nicht weiter necken, und die Wahrheit ſagen — ſchöne weibliche Tugend, wie wir ſie an der Mehrzahl ihres Geſchlechtes verehren, paßt weniger für die Comödie. Dieſe Charaktere finden ſich alle wie bei uns, ſammt den wohlmeinenden oder verführenden Freunden und Freundinnen der Jungen und Alten. — Aber einen Gegenſatz in der Geſellſchaft hat, Dank ſei es dem Chriſtenthum und der fortſchreitenden Humanität, die moderne Welt aufgehoben, den Unterſchied von Sclaven und Freien.

Die Sclaven bilden ein ſo weſentliches Element im Luſtſpiele der Alten, daß ich bei ihnen einige Augenblicke verweilen muß. In dem unſrigen findet ſich zwar eine Andeutung dieſer Rolle in den Bedienten; aber der Stand der Bedienten iſt doch vom Sclavenſtande weſentlich verſchieden. Der Bediente, ein freier Menſch ſo gut als ſein Herr, den er, wenn er ihm nicht gefällt, ohne weiteres verlaſſen kann, ſoll nur ein comiſches Abbild des Herrn ſein, von deſſen Lebens- und Denkart durch Gewohnheit des Zuſammenſeins vieles auf ihn übergegangen iſt; in ſeiner Rolle liegt daher von Natur eher ein Zug rührender Anhänglichkeit, herzlicher Treue und treuherziger Ergebenheit, als verſteckter Falſchheit; und wenn er ja einmal im Luſtſpiel dazu gebraucht wird, den Herrn zu hintergehen, ſo muß das in ſehr unſchuldiger Sache und Weiſe geſchehen, wenn er nicht häßlich und widerlich werden ſoll. Wer einen Bedienten aber als Intriganten benützen wollte, würde eine Unnatur begehen. Der Sclave hingegen, ſein Leben lang durchs Geſetz zur willenloſen Sache verdammt, ohne Recht und Schutz gegen des Herrn tyranniſche Launen, ein Thier in Menſchengeſtalt und doch mit menſchlichen Trieben und Fäh-

igkeiten, hatte als einziges Mittel der Nothwehr seine Schlauheit. Je mehr er diese Waffe des Schwachen gegen brutale Gewalt schärfte, je mehr er durch pfiffigen Trug die gegen ihn gerichteten Streiche zu pariren verstand, je mehr er durch Belauschen der Schwächen seines Gebieters sich in seine Gunst einschlich, desto sicherer konnte er sich fühlen. Und so drückte barbarische Versündigung am Menschenrecht im Lauf der Jahrhunderte den Sclaven den Stempel der Verschmitztheit auf. Kein Mensch ist von Natur Heuchler oder Betrüger, der Russe so wenig, als der Jude; aber rohe Knechtung oder hochmüthige Verachtung entwürdigen Gottes Ebenbild in ganzen Geschlechtern zum schreienden Vorwurf und dauernden Fluch, den die Geschichte auf ihre Unterdrücker wirft. Daher ist denn der geborene Intrigant der Comödie der Sclave. Er weiß Mittel und Wege zu finden, wo der junge Herr rathlos steht, und ist dessen Vertrauter, wo es gilt, den Alten zu hintergehen, zu bestehlen und überhaupt einen Streich zu führen, der im Fall des Mißlingens Schläge, Qualen, ja den Tod durch den erzürnten Herrn bringen kann, bei glücklichem Erfolge aber des künftigen Gebieters dauernde Gunst verheißt. Verhärtet gegen unmenschliche Behandlung bleibt ihm als einzige Freude der Ruhm seiner Schalkheit; in dieser Fähigkeit alle seine Mitsclaven, ja alle Menschen zu überbieten, liegt sein schönster Triumph; um diese Palme zu erringen, achtet er die gewohnten Mißhandlungen seiner abgehärteten Haut gering; ja er spricht vom Tode mit einer Resignation, die nur sein geächtetes Dasein erklärlich macht. Ich weiß, sagt Sceledrus im prahlerischen Soldaten des Plautus (II. 4.), daß das Kreuz mein Grab sein wird; dort liegt mein Vater, mein Großvater und meine Ahnen. Die meisten Sclaven tragen das Gepräge sittlicher

Gemeinheit, und reden auch in so niedrigem Tone, wie das bei der unterſten Volksklaſſe natürlich iſt. Wenn ſie ſich begegnen, bewillkommen ſie ſich ſcherzend mit Schimpfreden, in welchen die Sprache eine ungemeine Erfindſamkeit entwickelt, und die ſich meiſtentheils auf die Strafen beziehen, welche ihr gegerbter Rücken aushalten muß. Und doch wie oft trug auch in dieſem Stand die gute Natur des Menſchen über die ſchmähliche Verachtuug eines irren Zeitbewußtſeins den glänzendſten Sieg davon! Wie viele Beiſpiele liebreichen Umgangs der Herren mit ihren Sclaven als mit Ihresgleichen, die ihnen doch als bloße Waare zugefallen; wie viel Belege von hingebender Treue, von aufopfernder Liebe bis an das Alter und den Tod beim Sclaven gegen den gütigen Herrn! ſo daß man in dieſem rührenden, faſt väterlichen Verhältniß die unermeßliche Kluft vergißt, welche Geſetz und Sitte zwiſchen beiden ausgebreitet hat. Auch das ſchroffſte, ja barbariſchſte Recht wird durch die Praxis gemildert, weil den Funken der Bruderliebe Mutter Natur jedem Säugling mit in die Welt gab. Wehe der Menſchheit wenn ſie nackt auf dem Granitfelſen des kahlen Rechtes ſtünde! So ſtellt auch die Comödie jenen ausgemachten Spitzbuben eine Menge edler Sclaven gegenüber, nicht blos ſolche, welche Pflichterfüllung für das ſicherſte Mittel der Ungeſtraftheit anſehen, ſondern wirklich ergebene Diener, durchdrungen von wahrem Pietätsgefühle und reiner Sittlichkeit. Als der treue Tyndarus in den Kriegsgefangenen des Plautus (III. 5) ſeinen gefangenen Herrn durch Liſt befreit hat, indem er ſich für den Herrn, jenen für den Sclaven ausgab, und freiwillig in der Gefangenſchaft zurückblieb, indeß der angebliche Sclave entlaſſen ward, um die Befreiung des gefangenen Sohnes des Mannes auszuwirken, der zu dieſem

Zwecke alle bedeutenden Kriegsgefangenen zusammengekauft: da wird der Betrug entdeckt. Der erzürnte Hegio will ihn den ärgsten Qualen aussetzen, aber begeistert im Bewußtsein seiner Edelthat ruft der Sclave aus:

Nun diese That wird mir im Tod noch Ruhm verleihn,
Daß meinen Herrn ich aus der Feinde Sclaverei
Ins Vaterland, zum Vaterhause rettete,
Und daß mein Haupt ich lieber der Gefahr geweiht,
Als seinen schnöden Untergang mit angesehn.

Es thut meiner Behauptung keinen Eintrag, daß sich dieser Tyndarus am Schluß denn doch, ihm selbst verborgen, als Freigeborener ausweist. Denn in der That blieb ja der Tugend und dem Verdienst auch unter Sclaven noch ein ziemlicher Spielraum. War es doch keine rohe Negerhorde, über welche insgesammt der Pflanzer wie über Pflugstiere die unmenschliche Geißel schwang. Gab es doch Stufen, zu denen der brauchbare sich erheben konnte, vom verworfenen Knecht in der Mühle und im Steinbruch bis zum geachteten Erzieher und warnenden Begleiter und Tugendwächter der Kinder seiner Herrschaft; und je nach Vertheilung leiblicher und geistiger Gaben konnte er vom gemeinen Feldarbeiter aufsteigen zum Aufseher und Verwalter weitläufiger Güter, oder vom Kettenhund an der Hausthüre zum Secretär, Vorleser, Hausverwalter und Kassier in der Stadt; er konnte mit selbst erworbenem Eigenthum sich die Freiheit erkaufen, oder als Lohn treuer Dienste sie aus der Hand des dankbaren Herrn zu erhalten hoffen. Im häufigen Verkehr mit diesem, den das Bedürfniß selbst in den wichtigsten Momenten des Privatlebens an ihn knüpfte, bildete sich denn jene Vertraulichkeit des Dieners mit dem Herrn, die wir auch in unsren Familien wahrnehmen,

wenn beide mit einander gealtert sind, oder wenn die Magd einst schon den jungen Herrn auf den Knieen geschaukelt; da hat die lange Zeit die Interessen so an einander geknüpft, daß der Dienende der Herrschaft Eigenthum wie das seinige ansieht und den alten Herrn wie seinen Vater, den jungen wie seinen Sohn. Was hat die alte Gideneme, einst die Amme seiner Töchter, für eine unbändige Freude, als sie Hanno, ihren alten Herrn, wieder sieht! (Poen. V. 3.) Obendrein war nun der Sclave oft schon im Hause geboren, mit dem jungen Herrn aufgewachsen, sein Spielcamerade gewesen, und blieb daher sein natürlicher Vertrauter. Daher die muthwillige Sprache, das vorlaute Wesen und die Neckereien, welche sich dieser ohne Gefahr gegen seinen höher gestellten Freund herausnehmen darf. Als die zwei Sclaven in der Asinaria des Plautus (III, 3.) dem liebenden jungen Herrn das Geld bringen, dessen er dringend bedarf, haben sie ihn zum besten. Die geliebte Philenium muß beide nach der Reihe herzen und küssen, muß die Schlingel ihr Aeuglein, ihr Seelchen, ihre Herzenslust, ihr Hühnchen, ihr Lämmchen, ihre Taube, kurz mit den zärtlichsten Schmeichelnamen nennen; ja der junge Herr muß auf allen Vieren laufen und den einen aufsitzen lassen als seinen Reiter, wie er weiland als Knabe gethan, und nun erst geben sie ihm die ersehnte Börse, welche die Liebenden rettet.

Wie in der Wirklichkeit, so erscheinen also die Sclaven in der Comödie in den verschiedensten Schattirungen der Beschäftigung wie des Charakters, und geben der Handlung Leben, Bewegung und Mannigfaltigkeit, welche ihr bei der übrigen Gleichheit der Stände leicht abgehen würde.

Denn während wir Neuen um den Intriganten ärmer sind, bieten unsre lächerlichen Standesunterschiede

dem Luſtſpiele eine ſo reiche Fundgrube komiſcher Beziehungen dar, daß uns Menander, wenn er von den Todten erſtünde, darum beneiden würde, wenn er nicht ſein Volk zu lieb hätte, um ihm ſeiner Kunſt zu Gefallen unſre Haarzöpfereien zu wünſchen. Welch eine herrliche Fülle von Unterſchieden in Stand, Rang und Titel thut ſich uns auf! man ſollte, indem man in dieſem göttlichen Reichthum ſchwelgt, meinen, bei uns wäre das Elyſium der Comödie, wenn nicht unglücklicher Weiſe die Meiſten mit im Narrentanz herumgeriſſen, oder, falls ſie als ruhige Zuſchauer unter der Thüre ſtehen, für unberufene Naſeweiße hinausgeworfen würden. Fürs erſte der Lehr-, Wehr- und Nährſtand, eine unvollkommene alte Eintheilung, wenn man nicht den Zehrſtand als vierten beifügen will; auch Adel, Bürger, Bauer bleibt eine Trias nur für den oberflächlichen Menſchenkenner; man muß das Gewimmel mikroſkopiſcher Menſchen mit ſchärferer Lupe beſchauen; es ſind zwar alle nur Infuſorien, aber eine reiche, wunderbare Mannigfaltigkeit, ja eine kleine Welt in einem einzigen Stückchen Käsrinde! Gehe nur ein Jeder mit ſich ſelbſt zu Rathe, ich ſcheue die Folgen der Satire; nicht daß ich's für auffallend hielte, daß der reiche Kauz ſich mehr einbildet als der arme Schlucker; denn das war auch in Athen nicht beſſer, wie wir z. B. aus des Plautus Aulularia ſehen, dem Originalſtück von Molières Geizigem; aber darin liegt ein ſtarker Contraſt zwiſchen Athen und uns, daß wir ſammt und ſonders nicht neben, ſondern über einander leben wollen, und ſollte nur ein Titelchen oder Bändchen die Auszeichnung ſein, die einen über ſeinen Nachbar ſtellt, oder Madame ſüßer ins Ohr klingen als Frau, wofern dieſe nicht einen vornehmen Titel ihres Mannes mit ins Schlepptau nehmen kann.

Von all diesem gothischen Schnikschnak und Thurmbau unsrer Gesellschaft, dessen Misere Jedem selbst hinlänglich bekannt ist, hatte der Athener keinen Begriff. War er nicht Sclave, so hieß es Freiheit und Gleichheit; nicht bloß Gleichheit vor dem Gesetz, sondern völlig gleiche Berechtigung zur Herrschaft; der gewöhnlichste Handwerker mochte sich durch Volksgunst an die Spitze des Staates schwingen; aber er war auch dann nicht mehr als ein Anderer, keine Herzogliche Hohheit, keine Excellenz, kein gnädiger Herr, sondern blieb der du und du des niedrigsten Lastträgers. Was hätten die Erfinder des Lustspiels für eine Freude, wenn sie in unsere wunderbar entwickelten und verwickelten Verhältnisse nun plötzlich hineingestellt würden! Eine Freude so groß, als sähe der Fährmann des ersten Nachens ein englisches Dampfschiff. Aber was wollte damals ein Lustspieldichter machen, wo es nur einfache Bürger gab, von denen einer so ziemlich aussah wie der andere? Wie mußten sie sich plagen und wiederholen, mit einigen wenigen spaßhaften Figuren! bei uns darf man nur in den Sack greifen, fünf Treffer auf eine Niete; denn Nieten sind nur die Leute, welche gar nichts sind, z. B. nicht einmal Fußfutteralfabrikanten, aber auch wieder nicht von abgeschnittenen Papierschnitzeln leben, was man Paticulier heißt. Ich wüßte im Ganzen nur zwei Figuren aus dem Stande der Freien, welche das Lustspiel der Griechen comisch ausgebeutet hat, nämlich den Parasiten und den Soldaten.

Diese beiden Charaktere verhalten sich nach dem Sprachgebrauche der Alten keineswegs wie Gattung und Species; sie haben gar nichts miteinander gemein, als daß beide das Lachen erregen sollten. Von den Parasiten scheint das nun an sich klar: es waren arme Leute, welche von ihrem Witz Profession

machten um den Preis eines vollen Magens, privilegirte Spaßmacher an der Tafel der Wohlhabenden, denen es aber keineswegs wie den Hofnarren verstattet war, den Gästen oder wohl gar dem Gastgeber die Wahrheit umsonst zu sagen, sondern deren Schuldigkeit es war, zu schmeicheln, den Launen Anderer zu fröhnen, des Wirthes Witze zu belachen und selbst nur lächerliche, keineswegs aber verletzende Dinge zu reden; ihr Witz besteht in Uebertreibungen der Wahrheit. Kehrt z. B. der Parasit von Vollziehung eines Auftrags zurück, so thut er, wie auch die komischen Sclaven, als wollte er alle Leute auf der Straße umrennen vor Eile, hält aber dabei über seine Eile einen so langen Sermon, daß er schweigend hätte in eben der Zeit ganz gemächlich nach Hause kommen können. Seine hauptsächlichsten Späße laufen dabei immer auf das Essen hinaus; man denkt, ein Wolf kommt über eine Schaafheerde, so will er über die Schinken, Würste, Hammelskeulen und Fische seines Patronen herfallen; der Koch soll sein Wunder sehen über die gräuliche Verwüstung, die er in der Speisekammer anrichten wird. Denn er hat einen bedeutenden Lohn verdient, weil er die freudige Nachricht von des Schiffes Ankunft seinem Wohlthäter zuerst vom Hafen überbracht hat. Oft läuft er ohnehin mit leerem Leibe in der Stadt herum, und findet, Niemanden, der ihn einladet, weil den Leuten seine schaalen Witze zuwider geworden sind (Capt. III. 1.); und wie einst Esau um ein Linsengericht seine Erstgeburt, so verkauft im Perser des Plautus der Parasit Saturius, der seinen Namen weil er ihm wie Hohn auf seinen Zustand klingt, gerne mit dem eines Esurio vertauschen möchte, um des Essens willen, wenn auch nur zum Schein, seine Tochter (III. 1.), so flehentlich ihn das Mädchen bittet, diese schmähliche und gefährliche

That zu unterlassen. Der Charakter des Parasiten ist von dem des betrügerischen Sclaven oft nicht sehr verschieden; doch ist er seltener der Hauptheld, der den Knoten schürzt, häufiger ein gutmüthiger Lustigmacher, welcher bei Schlechtigkeiten nur dann die Hand zu reichen fähig ist, wenn ihn der Hunger treibt. Nach unsrem Geschmack ist inzwischen an ihm sehr wenig Lächerliches vorhanden; wir bedauern eher den armen Schelm, der sich des leidigen Magens willen so jämmerlich herumtreiben muß; seine Witze gehören, gerade so wie die Prügel, welche an vorlaute Sclaven nicht eben gar zu selten verabreicht werden, für die Gallerie oder für ein Publicum im wiener Wurstelprater, wie denn der Parasit auch so ziemlich ein Vorbild ist vom deutschen Hanswurste.

Aber wie kommt der ehrenwerthe Stand der Krieger dazu, in der Comödie eine stehende lächerliche Person abzugeben? Nicht die alten Vertheidiger des Vaterlandes, nicht die heldenmüthigen Gefährten des Leonidas paßten für solch eine Rolle. Aber die Periode, in welcher der Grieche seinen freien Heerd gegen stolze Barbaren schützte, war längst vorüber, kein Erbfeind mehr drohte an der Gränze. Da verkaufte der entartete Enkel großer Vorfahren Leib und Leben dem Schweizer ähnlich in fremden Sold, wie die Geschichte Griechenlands mit der schweizerischen überhaupt gar manche Parallele bietet. Solche Abenteurer nun sind die Soldaten der Comödie, die sich in Menge durch Asiens Reichthum locken ließen, und je weniger sie ein gemüthliches Interesse an den Soldatenstand fesselte, ihr hohles Dasein mit scheinbarer Bravour und einem Nimbus angeblicher Großthaten gegen Spott und Verachtung sicher zu stellen suchten. Dieses Söldnervolk muß in der Wirklichkeit häufig so gewesen sein, sonst hätte die Comödie unmög-

lich darauf verfallen können, sie alle nach Einem Modell zu bilden: Prahlhänse mit Worten, zum Capituliren bereit, wenn es zur That kommt. In die Weite ist gut lügen, und wer im Kriege war, will gern den Leuten glaublich machen, daß er es hauptsächlich gewesen, der die Schlacht gewonnen. Man höre nur einen alten Wachtmeister auf der Ofenbank seine Heldenthaten erzählen. Schon die Namen der Soldaten traben in der Comödie auf wie schwere Cavallerie, Therapontigonus Platagidorus, Pyrgopolinices, Polymachäroplacides, und andere Namen, die im Griechischen in den einzelnen Wortbestandtheilen schon eine kriegerische Beziehung haben. Jener Therapontigonus Platagidorus in des Plautus Curculio (III.) trägt auf seinem Siegelring einen Krieger als Wappen, welcher mit dem Schwert einen Elephanten auseinander haut, und hat in zwanzig Tagen die Hälfte aller Nationen allein unterjocht; Anthemonides im Pönulus hat an einem Tage 60000 fliegende Menschen eigenhändig getödtet; der Soldat in Epidicus will dem Alten durchaus seine Thaten erzählen; dieser aber mag sie nicht hören, weil er sich erinnert, daß er in seiner Jugend eben so geprahlt hat (III, 4). Der Soldat im Eunuchen hält sich auch für witzig, macht aber keine neuen Witze, sondern erzählt seine alten. Den Parasiten fragt er: Habe ich das schon erzählt? Nie, ach erzähle doch! antwortete dieser, murmelt aber dabei in den Bart: Mehr als tausendmal habe ichs schon gehört! Die ergötzlichste dieser Figuren ist der mit äußerster Feinheit gezeichnete Soldat im Miles gloriosus, dem Urbild von Holbergs Bramarbas. Dieser Officier bildet sich nicht bloß ein, ein ungemeiner Held, sondern zugleich der schönste Mann zu sein, der bloß durch die Straße zu gehen braucht, um alle Frauen in sich vernarrt zu machen. Er ist

unwiderstehlich als Mars wie als Cupido, und kann sich schon herausnehmen, gegen die Schönen spröde zu thun, die es als seltenes Glück ansehen dürfe, von so einem Achilles und Paris in einer Person eines gnädigen Blickes gewürdigt zu werden. Und mit dieser hohen Meinung von seinen Vorzügen verbindet er eine solche Vornirtheit, daß selbst der Parasit es bei einem so abgeschmackten Menschen kaum auszuhalten vermag.

Ist nun also das antike Lustspiel hierin dem unsrigen unähnlich, daß es nicht so vielerlei Personen aus verschiedenen Ständen mit einander in Berührung bringen kann, so zeigt doch das Leben und die Handlung mit dem unsrigen wiederum manche überraschende, manche ergötzliche Aehnlichkeit. Ueber Mangel an Geld und den strengen, sparsamen Vater singt mancher Student ein so rührendes Klagelied, als die Söhne des Plautus, welche um hohe Zinsen beim Wechsler borgen, wie die unsrigen beim Juden. Die guten, schwachen Väter dürften unter uns freilich seltener sein, welche dem flotten jungen Mann, eingedenk ihrer eignen Jugendstreiche, sogar bei seiner Liebschaft behilflich sein wollen; von Männern wiederum, vor welchen die begüterte Frau die Casse unter Verschluß hält, möchten sich auch in unsrer Zeit noch Exemplare finden. Mancher hat wie Periplectomenes (Mil. glor.), um die theure Freiheit zu retten, die Freuden der Ehe ausgeschlagen, aber die wenigsten der Hagestolze haben seine muntere Lebendigkeit, seine redselige Heiterkeit, seine joviale Gefälligkeit noch mit 54 Jahren behalten, meist sind sie moros geworden, noch ehe sie 40 waren. Dem Megadorus in der Aulularia werden viele, aber leider zu spät, beistimmen, die nach Reichthum gefreit haben, wenn er von den Ansprüchen der Frauen redet, die große Mitgift eingebracht; denen aber, welche über weib-

lichen Luxus vergebliche Klage führen, gebe ich den guten Rath, die 5te Scene im III. Acte zu lesen, damit sie getröstet ausrufen: Nun Gott sei Dank! so vielerlei Ausgaben verursachen doch unsre Frauen nicht! Auch geben gewiß jetzt die Männer wenig mehr Anlaß zu Eifersucht, müssen sich aber gleichwol vor den Frauen geniren, wenn sie mit Mädchen reden, wie Damones im Rudens (IV. 1). Doch schelten jetzt die Frauen gebildeter und gefühlvoller, so daß in unsern Zeiten des Callicles gottloser Wunsch im Trinummus (I. 2) eine reine Unmöglichkeit wäre, den es verdrießt, daß seine theure Gemahlin schon hier auf Erden das ewige Leben hat.

Soll ich nun auch was von den Mädchen sagen, das meinen jungen Zuhörerinnen wohlgefällt? Die Mädchen waren ja gute Engel von jeher, fromm und duldsam, an die Ewigkeit der Liebe glaubend und ihre ganze Persönlichkeit dem Liebenden opfernd. Sie machen in der griechischen Comödie meist einen elegischen Eindruck, diese geduldigen Schlachtopfer herzloser Willkühr, mit ihren sanften Sitten, ihrer anspruchslosen Rede, ihrem einfach gebildeten Wesen; die doch nur Sclavinnen, arme Fremde oder Töchter freigelassener Mütter sind. Aber die Jünglinge lieben sie auch so herzlich, so innig, so schwärmerisch, ja theilweise mit so schüchterner Zurückhaltung, daß in dieser jugendlichen Liebe alle Unterschiede des Standes verschwinden, oder die rührendsten Empfindungen wecken, wie die ärmliche Umgebung Clärchens im Egmont. Als der wiedergekehrte Clinias im Selbstquäler den Sclaven ins Haus seiner Geliebten schickt, um ihr seine Ankunft wissen zu lassen, trifft dieser sie in ärmlichem Kleide im Stübchen, wie sie mit dem alten Mütterchen Wolle spinnt; als sie die Botschaft vernimmt, entfällt ihr der Faden, und

Freudenthränen fließen ihr die Wange herab. Können wir es dem Clinias verdenken, wenn ihn einst des Vaters Eifern gegen dieses Verhältniß in Verzweiflung forttrieb? Andre Liebhaber wollen sich morden, wenn sie von der Geliebten gerissen werden sollen, und halten sich für Götter und beneiden Könige nicht um ihre Kronen, wenn sie in glücklichem Besitze sind. Ihres Mädchens kluge Rede zu belauschen, wie sie so verständig oder bescheiden mit der Freundin spricht, oder gar mit der schlechten Pflegemutter sich um den Geliebten ereifert, ist ihnen der seligste Hochgenuß, indeß der mitgeschleppte prosaisch gestimmte Sclave den verliebten jungen Herrn höchst langweilig findet und daneben, ihn persiflirend, seine Späße macht.

Allerdings führen uns die Dichter auch häufig Bilder gemeiner Leichtfertigkeit, verschwenderischer Putzsucht und feiler Gewinnsucht vor, aber meist nur entweder im Contrast mit der Tugend, wie Gymnasium in der Cistellaria, oder doch fast immer als abschreckendes Beispiel moralischer Versunkenheit, welche sonst nur in ihren Müttern und Pflegemüttern, die neben dem Gelde nichts als den Wein lieben, repräsentirt ist. Bei weitem die meisten Mädchen sind gutgeartet, und ihr liebliches Dasein verdient es, daß sie nachher als Freigeborene oder Kinder edler Aeltern erkannt und unmenschlicher Gewalt vom liebenden Beschützer enthoben werden. Ob aber der Dichter ein feiner Menschenkenner war, wenn er auch den besten einen leisen Zug von Eitelkeit und Gefallsucht beimischte, oder wenn er ihnen insgesammt den Vorwurf machte, daß sie ein ganzes Jahr zu ihrem Anzug brauchen, oder wenn er von einzelnen, die in der Gesellschaft pomphaft herausgeputzt sind, sagt, daß sie lieber zu Haus in die Brühe von gestern schwarzes Brod brocken, als den Putz lassen (Eunuch V. 4), wage ich

nicht zu entscheiden, da ich Ihre Gunst, meine schönen jungen Zuhörerinnen, nicht gerne verscherzen möchte.

Es ist gewiß nicht uninteressant, wenn man so das Leben der Alten und Modernen bis in seine Trivialitäten neben einander zu verfolgen eine Gelegenheit hat. Diese aber bietet uns am reichsten die Comödie, als treues Abbild des häuslichen und Privatverkehrs, welcher in allen Zeiten eine wichtige, in denen des unentwickelten oder gedrückten Staatslebens aber die einzig mögliche Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft ausfüllt. So erst wird das Bild vergangener Zeiten klar, rein und ansprechend, und bewahrt vor einseitiger Ueberschätzung des Alten wie des Neuen in gleichem Maße. Tout comme chez nous bis zu den Stadtneuigkeiten der weiblichen und männlichen Frau Basen, welche wissen, was der König der Königin ins Ohr gesagt hat (Trinumm. 1, 2, 170), und zu den gemietheten Claqueurs im Theater (Prol. Amphitr.). Da bringt die Geschichte beschränkt sich ereifernden Unwillen zum Schweigen, wenn er über bestehende Unvollkommenheiten sich erbittern will, oder sie demüthigt den Hochmuth dessen, welcher vornehm auf das Alte herabblickt, weil er im neunzehnten Jahrhundert ist auf die Welt gekommen. Denn vor Alters war bei manchen Unvollkommenheiten gar vieles besser als jetzt, z. B. daß die Schauspieler, wenn sie schlecht gespielt hatten, Prügel, wenn sie gut gespielt hatten, Wein bekamen (Cist. Schluß.).

Ich habe bisher Ihre Blicke auf das Sujet des griechischen Lustspiels so wie auf seine Personen zu richten versucht. Es bleibt mir noch übrig, vom Plan seiner Entwicklung zu reden. Dieser Punkt bietet größere Schwierigkeiten dar, weil gerade hierin die hauptsächlichste Kunst des Dichters ruht und dem Genie bei jedem einzelnen Stück völlig

freier Spielraum für die Erfindung bleibt. Es gibt keine Anschauung, wenn ich sage, die Stücke des Plautus seien einfacher angelegt, die des Terenz verwickelter und kunstreicher; denn ersterer verfolge nur ein, dieser oft zwei sich kreuzende Interessen gedoppelter Liebespaare; wenn ich ferner bemerke, ersterer sei erfindsamer, dieser von geläuterterem Geschmack; ersterer gemeiner in seinen Späßen, letzterem merke man den Umgang der gebildeten Gesellschaft an und seine Charaktere seien feiner. Ich muß mich hier wirklich auf einzelne Beispiele einlassen, damit Sie aus diesen sich eine ungefähre Vorstellung über die Anlegung des Planes abnehmen mögen.

In des Plautus Amphitruo, welcher das bekannte Liebesverhältniß Jupiters und Alcmenens darstellt, (das einzige Stück, in welchem Götter mitspielen, daher es der Dichter eine Tragicocomödie nennt) beruht die Verwicklung darauf, daß Jupiter die Person des Amphitruo, Mercur aber die seines Sclaven Sosia angenommen hat. Nun kommt nach und nach der wirkliche Amphitruo und Sosia mit diesen vermeintlichen, alle vier aber mit Alcmenen zusammen, und es entspinnt sich eine Reihe seltsamer Verwirrungen. — Auf ähnlichen Irrthum durch Personenverwechslung gründen sich die Menächmen, eine ganz vortreffliche Comödie; welche Shakespeare nachahmte in der Comödie der Irrungen. Was im Amphitruo der Gott möglich machte, die völlige Gleichheit zweier Personen, hat hier die Natur gethan; denn die Menächmen sind Zwillingsbrüder, von denen einer dem andern ähnlich ist, wie ein Ei dem andern. Aber der eine ist in der Jugend verloren gegangen und hat sich später in Epidamnus niedergelassen. Der andere kommt in die Stadt, ohne vom Bruder etwas zu wissen, und wird nun von dem Koch, von der Geliebten, von

dem Parasiten, von der Frau des Bruders und deren Vater für den andern gehalten, und dann dieser wieder für ihn. Jeder wird gut oder schlecht behandelt, wie es die jedesmalige Lage mit sich bringt. Ja der Arzt soll den Fremden als Wahnsinnigen in Behandlung nehmen, weil er Frau und Schwiegervater nicht kennen will, und so geht es fort in der tollsten Weise, bis am Ende die beiden Brüder durch Zufall zusammen kommen. — Im Miles gloriosus ist die Verdopplung der Personen nur eine scheinbare, weil Philocomasium durch ein verborgenes Loch in der Wand, so oft es nöthig ist, hinüber ins Haus des einverstandenen Nachbars zu ihrem Geliebten schlüpft und vor den Augen des ihr verhaßten Soldaten und seines Dieners ihre eigene Zwillingsschwester spielt. — Dagegen beruht die Aulularia auf dem Gegensatz der Charaktere. Indeß der wohlhabende, schon etwas bejahrte Megadorus eine unbemittelte Frau nehmen will, weil er den Uebermuth der reichen fürchtet, meint Euclio, der ängstliche Hüter seines vergrabenen Topfes mit Gold, der vornehme Mann sei nur gekommen, weil er seinen Schatz wisse; und wenn die Verbindung dennoch zu Stande kommt, hält er diesen nicht für sicher weil Bediente und Köche, von Megadorus gesandt, um den Hochzeitschmaus zuzubereiten ins Haus gekommen sind; er versteckt ihn an einen andern Ort, und veranlaßt gerade durch seine gierige Aengstlichkeit dessen Entwendung. — In den Kriegsgefangenen tauschen die Gefangenen, Herr und Sclave, die Rollen, damit ersterer entkommen kann; aber dem treuen Sclaven wird eine arge Verlegenheit bereitet und dem Stücke Verwicklung durch die Person eines gefangenen Landsmanns, welcher beide von Jugend auf gekannt hat; die List des Sclaven, der diesen für wahnsinnig ausgibt, mißlingt, und der Knoten löst

sich durch die Zurückkunft des Herrn mit dem Sohne des Mannes, der die Gefangenen zusammenkaufte, den theuren Verlorenen durch etwaigen Tausch wieder zu gewinnen. — In der Mostellaria schmaust der Sohn und dessen Freund mit ihren Geliebten im Hause. Da kommt der Vater unvermuthet früh von der Reise zurück. Entdecken darf er sie nicht. Was ist zu thun? Der schlaue Sclave versperrt das Haus und macht dem Alten weiß, es sei unbewohnt; der Geist eines Erschlagenen, der einst hier seinen Tod gefunden, habe sie vertrieben. Da erscheint der Wechsler und will sein Geld. Neue Verlegenheit. Aber der immer zur Lüge fertige Tranio fordert den Alten auf, ihm nur das Geld zu bezahlen, 44 Minen; denn dieß habe der Sohn bei ihm aufgenommen als Kaufschilling für ein neues Haus, das er gekauft. Wo ist es? er will es sehen. Nun das Haus des Nachbars Simo; aber den hat der Verkauf schon zu reuen angefangen; darum soll er ihn, wenn er das Haus einsieht, schonen und vom Kauf nichts sagen. Dem Simo aber gibt er zu verstehen, sein Herr wolle im eignen Hause einen Bau vornehmen, und deßhalb das seinige als Muster beschauen. Freilich kommt am Ende die Wahrheit doch heraus, aber es ist ja eine Comödie, und alles erhält, wenn auch widerstrebend, Verzeihung. Intriguenstücke dieser Art, wo der Intrigant zuletzt im eignen Netze stecken bleibt, wenn er seinen braven Herrn betrogen, oder den Plan durchführt, wenn er gegen Personen wie prahlerische Soldaten, Kuppler, Wechsler, oder auch verliebte Alte geschmiedet war, waren außerordentlich beliebt. Aber kein Stück darf einen traurigen Ausgang nehmen, auch der ertappte Intrigant muß Gnade finden, zum Beweis, daß das menschliche Gefühl im Herrn stärker waltete als sein unbe-

ſchränktes Recht über Leben und Tod des kecken Spielers, der ſein Eigenthum war; der ſiegreiche aber darf nur einen ſolchen Preis erringen, der den andern nicht in wirkliches Verderben führt. Es darf kein höherer als etwa ein Geldverluſt ſein, ſonſt wäre der Ausgang ein tragiſcher. Die Intriguen ſelbſt ſind meiſt fein und gut berechnet, und nehmen nur in ſeltenen Fällen ein zufälliges Ende, welches in ſchlechten Tragödien mit ihrem deus ex machina mit Recht von jeher getadelt worden iſt. Sie ſcheitern oder gelingen je nach dem künſtleriſchen und moraliſchen Gewiſſen des Dichters.

Die Alten haben alle Gattungen des Luſtſpiels erfunden, die rohe Poſſe, wie der Stichus, die Caſina des Plautus, das Charakterſtück wie deſſen Aularia, das Intriguenſtück in doppelter Geſtalt, indem die Intrigue entweder vom neckiſchen Zufall oder aus menſchlicher Abſicht geſpielt wird, jenes z. B. in den Menächmen, dieſes u. a. im prahleriſchen Soldaten. Und wie denn das Luſtſpiel überhaupt ein Gemiſch von Scherz und Ernſt iſt, ſo entſtehen ganz verſchiedene Schattirungen, je nachdem das eine oder andere dieſer Elemente überwiegt, bis zu der Gattung, die man das rührende Luſtſpiel nennt; ja die Luſtigkeit kann faſt ganz verſchwinden, dann haben wir das Schauſpiel. — Im Rührenden haben die Alten indeß nie das Maß überſchritten; weinerliche Sentimentalität war den Griechen fremd; aber viele Stücke enthalten tiefergreifende Scenen von überraſchender Stärke des Gefühls. Die ganze Andria des Terenz, eines der ſchönſten Stücke, iſt mehr rührendes Drama denn Luſtſpiel zu nennen, obgleich der Sclave Davus darin ſeine Intriguen ſpinnt. Aber er thut es in ernſter Sache, ſeinen jungen Herrn, den weichfühlenden, edlen Pamphilus, aus wirklicher Verzweiflung zu

retten, in welche ihn die eigenwillig vom Vater angeordnete Verbindung mit der Tochter des reichen Chremes stürzen will. Denn er liebt sein armes Mädchen aus Andros, sein Glycerium, so treu, daß er sie um keinen Preis verlassen will; gerade von Natur, will er dieß dem Vater erklären, aber Davus, der es gut meint, und den scheinbar leichtern Weg der Vorstellung empfiehlt, hätte mit seinem Rath beinahe das Gegentheil unvermeidlich gemacht, und hat nun alle Mühe, durch eine List auszuwirren, was er eingewirrt hat. Obendrein wird des Chremes Tochter von Charinus geliebt, der seinerseits untröstlich der Falschheit des Pamphilus aufbürdet, was der Sclave verschuldet hat. Davus bringt es dahin, daß Chremes wegen des unläugbaren Verhältnisses zu Glycerium dem Pamphilus die Tochter verweigert. Kaum verträgt der geängstigte Sohn des zürnenden, sonst so gütigen Vaters Anblick. Aber durch die Ankunft des Crito, eines alten Freundes von Chremes, erkennt dieser in Glycerium eine zweite Tochter, und das Stück endigt zufrieden für alle Theile mit einer Doppelheirath. Dazu ist die Rolle des Pamphilus so exaltirt, die der Alten so edel, die des Davus so wohlmeinend, die der Frauen so unverdorben und alles so reingehalten von Spaß und gemeiner Lustigkeit, daß wir in diesem vortrefflichen Stücke ganz unser rührendes bürgerliches Schauspiel haben. Und wer könnte die ernste Scene des Selbstpeinigers (Heautontimorumenos) lesen, ohne erschüttert zu werden? Der alte Menedemus martert sich ab mit harter Feldarbeit vom frühen Morgen bis an den späten Abend. Alle Bequemlichkeit hat er abgethan, sein voriges Haus und seine Sclaven verkauft, außer die er zum Landbau nöthig hat. Denn er will das Unrecht an sich abbüßen, was er am

geliebten Sohn durch Härte beging, den er durch strenge Reden in fremden Kriegsdienst und bittere Entbehrungen getrieben. Wie mag nun er es im Hause gut haben wollen, während sein einziger Sohn vielleicht darben muß? Und was hat dieser gethan, dafür er ihn so sehr gescholten? Ein armes Mädchen hat er geliebt, welche mit ihrer alten Mutter aus Corinth hinübergezogen war. Der Trinummus des Plautus, welchem Lessing nach den Kriegsgefangenen den ersten Preis zuerkennt, ist ein rein bürgerliches Schauspiel, dem einige lustige Scenen eingewebt sind. Die Personen wetteifern mit einander an Edelmuth. So will Lysiteles die Schwester seines herübergekommenen Freundes Lesbonicus ohne Mitgift heirathen, um diesen einigermassen seinen Verlegenheiten zu entreißen; der aber will seinen letzten Acker der Schwester zum Heirathsgut geben, um ihr nicht den Schimpf aufzuladen, daß sie ganz vermögenslos gefreit worden sei; während der alte Callicles ihm nur deßhalb sein Haus abgekauft hat, damit der Schatz nicht in fremde Hände komme, welcher darin verborgen war.

Alle Arten des Lustspiels also bis dahin, wo es ins Trauerspiel übergeht, haben in den alten Griechen ein Vorbild. Die neuen Dichter könnten noch viel bei ihnen lernen wenn sie sich die Mühe geben wollten, in müssigen Stunden bei ihnen in die Schule zu gehen. Vor allem könnten sie bei ihnen Einfachheit studieren und psychologische Wahrheit, indeß nun die besseren von ihnen nach Pikantem haschen und nach Sceneneffect. Wie unendlich bequemer haben es unsre Poeten, was die Scenerie betrifft! wie waren da die Alten in ihren Darstellungen gehemmt! Die Decoration stand fest einmal für allemal; das Stück spielte auf der Straße, als

Hintergrund ein Haus, zur Seite links und rechts eine Nebenthüre; die Maschinerie in ihrer Kindheit, durch eine einzige Vorrichtung konnte das Innere des Hauses, ein Zimmer, sichtbar werden, wo man etwa die Schmausenden wahrnahm. Was wir nach rascher Veränderung der Decoration spielen lassen können, mußte erzählt werden. Dazu nun die ängstlich zu beobachtende Sitte, welche die Töchter der Bürger nie auf offener Straße erscheinen ließ, dazu noch der gleichfalls schon angedeutete Mangel verschiedener Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und die anstößigen Personen mit in den Kauf, welche als nothwendiger Umgang der Hetären nicht zu umgehen waren. Und dennoch haben die Erfinder des Lustspiels sich durch alle diese Klippen meist glücklich durchgearbeitet, wie wir selbst aus den wenigen Stücken ihrer jedenfalls etwas unbeholfenen Nachbildner noch sehen können.

Meine verehrten Zuhörer! Die altclassische Philologie befindet sich in unserer Zeit, welche allem Alten feindlich entgegentritt, im Stande der Nothwehr. Darum ist es Pflicht derer, welche diese Studien aus Lust und Beruf pflegen, immer wieder auf die Leistungen der Alten aufmerksam zu machen; und bin ich mir auch wohl bewußt, in meinem Vortage nichts Neues geleistet zu haben für die Wissenschaft, so habe ich gleichwol ein gutes Werk gethan. Die Wogen der Zeit schlagen zusammen über unsre stille Beschäftigung; nicht unrühmlich ist es, schwimmend das theure überlieferte Pfand emporzuhalten und ans Land zu retten. Ich bin kein blinder Verehrer der Alten. Ich habe einzelne Mängel ihrer Comödie angedeutet, und würde es noch in weiterer Ausdehnung gethan haben, wenn es in dieser Versammlung mit der Schicklichkeit und dem Zartgefühle verträglich wäre. Ich bin auch fest

überzeugt, daß wir von dem Luſtſpiele der Griechen ſo wenig wie von ihrem Trauerſpiele eine Regeneration für das unſrige zu erwarten haben und alle Berliner Bemühungen der Art verfehlt waren. Unſer Luſtſpiel kann, wenn es nicht untergehen ſoll, allein die Freiheit retten. Aber darum kann ich doch nicht ablaſſen, rühmend der Alten, der großen Erfinder zu gedenken, um in denen, die mich hören und die dieſen Studien vermöge ihres Berufs ferne ſtehen, das Gefühl der Pietät meinestheils nicht erlöſchen zu laſſen, das wir von unſern Vätern überkommen haben, und das der Undank unſrers Zeitalters theils aus Unverſtand theils aus falſcher Chriſtlichkeit theils aus übel angewandter Neuerungsſucht zu untergraben allenthalben in unſerem Vaterlande begonnen hat. Die Art iſt ſchon an die tauſendjährige Eiche gelegt, aber die Nachwelt wird uns anklagen, wenn wir ſie gefällt haben.

III.

Ueber die deutsche Thiersage.

Von

J. L. Hoffmann.

Wer mit dem Gang der Literaturgeschichte weniger vertraut ist, wird bei dem Namen Reineke Fuchs, wenn ihm nicht gar etwa der unächte glashrenner'sche einfällt, zunächst an Göthe erinnert, welcher im Jahre 1793 sein episches Gedicht, in Hexametern geschrieben und in 12 Bücher abgetheilt, unter diesem Namen herausgegeben hat; er weiß auch etwa, daß derselbe sein Werk nach dem niederdeutschen Reineke de Fos gearbeitet; und will, des schönen Genusses sich freuend, welchen ihm der Meister deutscher Dichtkunst geboten, nicht weiter darnach grübeln, wie viel diesem, und wie viel seinem alten Vorgänger davon eigen sein mag. Wenn er nun aber weiter vernimmt, daß dieser alte Reineke wieder nichts als eine matte Ueberarbeitung eines holländischen um die Mitte des 13. Jahrhunderts gedichteten Reinaert ist, und daß auch dessen Verfasser aus fremder Quelle geschöpft hat: so befällt ihn ein Schwindel, als hätte er keinen festen Boden mehr. Er überläßt es ungeduldig den Philologen, die alten Papiere zu durchstöbern; er liest ihnen zum Trotz, doppelt vergnügt, weil er der endlosen Untersuchung überhoben ist, des großen Dichters glatt hinfließende Hexameter, und seine Augen schweifen dabei mit Wohlgefallen neben hin auf Kaulbachs

heerliche Bilder; er fühlt sich heimisch beim freundlichen Wirthe; wozu sollte er nachforschen, wer das gastfreie Haus zuerst so wohnlich eingerichtet hat?

Ein schlimmer Eingang zu meinem heutigen Vortrage! Denn (ich will Sie nur nicht täuschen) ich werde heute fast gar nichts reden von Göthes Dichtung, desto mehr aber von seinen alten Vorgängern; und weil ich Sie nun einmal erschreckt habe, so mögen Ihnen gleich auch die Namen **Renart, Reinhart, Reinardus** und **Isengrimus** um die Ohren summen.

Die Bearbeitung des Isengrimus fällt etwa in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, und somit hat sich gegenwärtiger Stoff bis zur göthe'schen Bearbeitung nahe an 700 Jahre fortentwickelt, und ist in letzterer Gestalt unter Allen lebendig geblieben, welche von Göthe mehr als ein paar Trauerspiele kennen. Ja es weist die gewandte Behandlung und sicher ausgeprägte Gestalt der Thiere in eben jenem Isengrimus, nebst vielen andern Kennzeichen darauf hin, daß die Thiersage nicht jenes Verfassers oder seiner Zeitgenossen Erfindung, sondern damals schon längst ein Eigenthum des Volkes war; wir dürfen unbedenklich noch manche Jahrhunderte rückwärts und beinahe bis in die deutschen Wälder gehen, wenn wir auf Ursprüngliches stoßen wollen. Und wenn ich nun noch an die vielfach aufgelegte niederländische Prosa, an die zahlreichen Ausgaben, welche der niederdeutsche Reineke erlebt hat, und an dessen verschiedene Uebersetzungen erinnere, so ergibt sich unklugbar: der Reineke Fuchs ist ein Volksbuch, welches seit uralten Zeiten entstanden, alle Jahrhunderte überdauert, und zuletzt auch mir die erwünschte Gelegenheit gegeben hat, Sie ein kleines Stündchen zu unterhalten.

Hier wird sich nun gleich die Frage aufdrängen: Wie

kommt es, daß ſich ein Thierepos ſo andauernden allgemeinen Beifalles zu erfreuen gehabt, während die meiſten Heldengedichte der Menſchenwelt ſchon lange der Schleier der Vergeſſenheit deckt? Worin liegt der ſo ganz eigenthümliche Reiz der Thierſage? Vielleicht in den geſchichtlichen und ſatiriſchen Beziehungen, welche ſich daran anknüpfen laſſen? oder in den Lehren, welche fürs Menſchenleben daraus entſpringen? Es hat eine Zeit gegeben, in der man mit beiden Behauptungen ſein Glück machen konnte, eine Zeit exegetiſcher Geheimnißkrämerei und ſcheinbaren Tiefſinns, in welcher ein Kunſtwerk nicht in ſeiner Unmittelbarkeit genoſſen, ſondern erſt dadurch werthvoll geachtet zu werden pflegte, daß es voll verſteckter philoſophiſcher oder geſchichtlicher Anſpielungen ſchien. Noch heut zu Tage iſt das Geſchlecht kabbaliſtiſcher Gelehrter nicht ganz ausgeſtorben, welche alles voll verborgener Weisheit wittern, und den erſtaunten Leſern mit taſchenſpielleriſchen Künſten eine nie geahnte Welt zu eröffnen vermeinen; welche Sonne und Mond und alle Elemente beſchwören zur Erklärung Homers, und aus jeder Zeile eines griechiſchen Tragikers eine Beziehung auf das Staatsleben herausfinden. Da mußte Reinhard, der Fuchs, ein Herzog Reginarius werden; und Iſengrim, der Wolf, ein Graf Iſanricus oder der König Zwentibold von Lothringen, und der Eſel Balduin ein flandriſcher Graf, und der Bär Bruno ein mainzer Erzbiſchof, und die verlangte Wolfshaut ein zurückgefordertes Lehen, und was dergleichen Geheimniſſe mehr ſind, von denen uns glücklicherweiſe Jacob Grimm in ſeiner herrlichen Arbeit über Reinhart Fuchs endlich befreit hat. Von nun an werden wol Fuchs und Wolf, Bär und Eſel, Dachs und Kater ruhig ihre Straße wandeln, ohne von der Spürnaſe gelehrter

Polizeimänner als verkappte Menschen weiter angefochten zu werden. Allerdings bleiben historische Beziehungen genug vorhanden, aber das sind allgemeine, sich ungesucht darbietende Parallelen, wie man etwa die Geschichten zweier Völker vergleicht; allerdings findet hier namentlich die Satire einen üppigen Boden, weil es zu keiner Zeit weder an gleißnerischen Füchsen gefehlt hat, die unter dem Scheine der Unschuld, Aufopferung und Frömmigkeit ihre Mitmenschen betrogen, noch an Wölfen, Bären, Katern, Hähnen und Hasen, welche aus Gutmüthigkeit oder Leidenschaft sich von jenen in die Falle locken ließen. Aber das alles ist nicht die Hauptsache; gerade jene Bearbeitungen unsres Epos, in welchen die Satire zu deutlich hervortritt, sind die schwächern und unanziehendern, und wenn man die Gedichte aus den verschiedenen Jahrhunderten der Thiersage in dieser Rücksicht zusammenstellt, so sieht man deutlich, daß sich absichtliche Satire erst da mehr hineingebildet, als man für die einfache Fabel den Geschmack verloren hatte, und die Poesie überhaupt nur achtete um des Nutzens willen, der für das Leben daraus hervorgehen sollte. Wie mit der satirischen Tendenz verhält es sich auch mit der didactischen. Beide als verwandt müssen mit einander stehen und fallen. Freilich lassen sich aus dem Thierepos gar manche erfreuliche und unerfreuliche Lehren ziehen, und der letztern mehr, denn der erstern, gerade wie aus dem Treiben der Welt; das: Trau, schau, wem? läßt sich auf jeder Seite herauslesen, und daß Schlauheit den Sieg davon trägt über Kraft und Hoheit, aus jeder neuen Wendung der Fabel interpretiren; aber so wenig der Menschen buntwogendes Leben sich deßwegen vor deinen Augen entfaltet, damit du als Philosoph in der Ecke daraus Abstractionen ziehst, so wenig soll hier die

Thierwelt ein concretes Beispiel darstellen zu deinen Sittenlehren oder Klugheitsregeln. Wäre die Thierfage nichts als eine symbolische Darstellung der traurigen Lehre von Weltlauf, sie würde nimmermehr zu diesem innern Reichthum, zu dieser Naivität und Natürlichkeit gekommen sein; aus jeder Falte würde der Lehrmeister und Prediger hervorschauen, und längst hätte man das Buch bei Seite gelegt, gleich den übrigen Lehrgedichten des Mittelalters. Aber hier ist nicht Lehre, hier ist Leben; hier ist unmittelbare Poesie, die nie und nimmer veralten kann. Allerdings sagen uns die prosaischen Vorbemerkungen vor den einzelnen Büchern und das gereimte Schlußwort des niederdeutschen Reineke, was alles aus jedem Abschnitte gelernt werden solle, und daß das Ganze gedichtet sei, das Böse zu meiden und Tugend zu lehren; und der Verfasser dieser Bearbeitung hat es auch oft sichtlich darauf angelegt, Sittensprüche und Lehren der Vorsicht einzuweben; aber ihm war eben der lebendige Born schon versiegt, aus welchem diese ganze poetische Gattung entsprungen war. Wie kann man es auch in jener nüchternen Zeit gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem gelehrten herzoglichen Rathe von Mecklenburg oder einem Schulmeister und Zuchtlehrer eines Herzogs von Lothringen verargen, wenn er mit Bestien nur unter der Bedingung Umgang haben wollte, daß sie gute Sitten lehrten, da wir alle, durch die magern äsopischen und phädrischen Fabeln und die Nachahmungen neuer Dichter verdorben, kaum zwei Hunde eine oder können anbellen sehen, ohne zu fragen, was diese Fabel lehre? Die Lehre schleicht sich ein, wo das Interesse am Stoffe zu ersterben beginnt, und wird dann so sehr die Hauptsache, daß alles epische Colorit der Fabel aufgegeben und nur wie im Epigramm

auf die Spitze losgegangen wird. So ist's nicht in der ächten Thiersage; da ist Ausführung, Entwicklung, Schilderung, Wohlgefallen an der Sache, Charakterzeichnung durch Handeln, behagliche Breite, kurz alles, was zu einer Epopöe erforderlich ist. Also nicht durch Anspielung auf's Leben, oder durch didactische Anlage, nicht durch satirische Geißelhiebe oder lehrhafte Sentenzen ist sie herangewachsen und berühmt geblieben.

„Und wodurch denn also?" Ich will es wohl sagen; aber könnte ichs doch so lebendig schildern, wie es mir vorschwebt! denn wir civilisirte Menschen in unsern Ringmauern haben beinahe den Sinn dafür eingebüßt; und doch ists also: das eigenthümlich Fesselnde der Thiersage beruht auf dem sympathetischen Interesse, das den Menschen zu der Thierwelt hinzieht. Mit ihr verkehrt das Kind und der kindlich gebliebene Sohn der Natur wie mit seines Gleichen, der Forscher staunt sie an in ihrer innern Lebenstiefe wie in ihrer äußern Mannigfaltigkeit und tausendfachen Lebensregung, und wer auch die Thiere des Waldes und Feldes zu beobachten und lieb zu gewinnen keine Gelegenheit hat, der erzählt doch gern von seinem Pferd oder Hund, seinem Kätzchen oder Canarienvogel. Es tritt uns ein Leben entgegen, kräftig und voll munterer Lust, offen aufgeschlagen, und doch so räthselhaft; wir ahnen Seelen, uns unbegreiflich verschiedengestaltig, mit Nothwendigkeit in die Herrschaft eines mächtigen Triebes gebannt, ähnlich der unsern in äußerer Bewegung, aber in engerem Kreis gehalten; wir beneiden ihre Gewandtheit bei Verfolgung ihres Zieles, die Schärfe ihrer Sinne, die Schnelligkeit und Unermüdlichkeit ihrer Bewegungen, die Sicherheit ihrer Kunsttriebe, die Selbstgenüg-

ſamkeit ihres Lebens gegenüber menſchlicher Rathloſigkeit, Schwäche, Unbeholfenheit und Unzufriedenheit. Und wenn wir von der ſichern Höhe überlegener Geiſteskraft aus gleichwol die ſtarken beherrſchen, und mit der Allſeitigkeit unſres Blickes die kräftige Beſchränktheit in unſre Dienſte ziehen, die unbezähmbaren durch wirkſame Mittel langjähriger Kunſt von uns abhalten; ſo freuen wir uns im ſtolzen Gefühl höherer Würde, doch wieder bei unſern ſchlafwandelnden Brüdern auch manchen Funken lichten Geiſtes und eine gewiſſe Anlage zu freierem Seelenleben wahrzunehmen. Wenn der Fuchs mit aller Vorſicht ſeine Beute beſchleicht, und jeden verborgenen Pfad aufſpürt, der ihm bei drohender Gefahr den Rückzug möglich macht; wenn die Katze in ihrem Reviere bekannt iſt, wie in dem ſeinigen der Jäger; wenn das Pferd ſich für die Zwecke der Menſchen abrichten läßt: ſo ſchließen wir mit kindlicher Theilnahme auf Verſtand; wenn der Hund von ſeinem Herrn nicht weicht, obgleich er ihn geſtraft hat, wenn die Henne für ihre Küchlein beſorgt umherflattert, auf Gemüth der Thiere. Und dieſe Aehnlichkeit thieriſcher Seelenäußerungen mit den menſchlichen iſt es nebſt der Schönheit ihrer Körperformen, die uns die Thiere lieb macht, indeß ſie durch ihre kräftige Selbſtändigkeit und einzelnen hervorſtechenden Gaben unſre Aufmerkſamkeit erregen.

„Das Alles zugegeben," kann man ſagen, „müßte ja eine Naturgeſchichte der Thiere noch intereſſanter ſein, als die Thierſage, ſintemal dort alle Eigenſchaften derſelben der Wahrheit gemäß verzeichnet ſind, indeß ſie hier mit menſchlichen in bunter Miſchung erſcheinen". Allerdings wäre dieſer Einwand gegründet, wenn ich mit meiner Entwicklung ſchon fertig wäre. Ein Buch, welches, wie die Burdach'ſchen Blicke ins

Leben der Thierwelt mit wissenschaftlicher Treue die Ergebnisse aller Beobachtungen dieser geheimnißvollen Wesen wiedergibt, ist auch Manchem interessanter, aber das Interesse ist dann ein philosophisches, kein poetisches. Wer das Leben der Thiere schildert, wie es ist, liefert ein bloses Lehrgedicht, ein poetisches Werk aber muß den Zweck seines Daseins in sich selbst tragen, muß ein heiteres Gedankenspiel sein und kein Katechismus. Dazu kommt es aber nur durch innere Bewegung, zu dieser durch Handlung, zur Handlung durch Plan, Absicht, Ueberlegung, kurz durch lauter menschliche Eigenschaften. Also darin besteht nun die Hauptaufgabe des Thierepos, nur so viel Menschliches in das thierische Leben hineinzutragen, als zu einer zusammenhängenden Reihe von Handlungen erforderlich ist, und alle die thierischen Züge auf das sorgfältigste bei der Ausführung zu benützen. Die Thiersage ist in freier Natur unter einem Volk von Jägern Hirten und Landleuten entstanden, die mit der Thierwelt einen lebhaftern Verkehr haben, und einzelne Aehnlichkeiten derselben mit der Menschenwelt unwillkührlich vergrößern, sie gleichsam aus ihrem Sclavenstande emanzipiren und zu sich heranziehen. Der Fuhrmann spricht mit seinen Pferden, der Bauer mit seinen Rindern, der Jäger mit seinen Hunden, wie mit seines Gleichen. Die vielfach modulirten Töne der Freude und des Schmerzes, des Verlangens und der Befriedigung, welche die entwickeltern Thiere vernehmen lassen, sind schon dem Menschen verständlich; ihr gegenseitiges Zurufen und Antworten bis in weite Ferne verbunden mit einem unabweislichen Gefühl in uns von der Trostlosigkeit eines stummen Zustandes schuf den Glauben an eine Sprache der Thiere. Ein Schritt weiter, diese Sprache in eine menschliche übersetzt,

und wir stehen auf dem Boden, aus welchem das Thierepos erwachsen ist.

Da begrüßen sich die Thiere und berathen, vereinigen und trennen sich, kämpfen mit List oder Gewalt, und Schlauheit trägt meist über rohe Kraft den Sieg davon; die Aehnlichkeit der Gestalt und des Triebs schafft Verwandtschaftsverhältnisse; die jeder Gattung eigenthümliche Lust und Neigung eine Mannigfaltigkeit von Situationen. Der Bär läßt sich überlisten durch sein Verlangen nach Honig, der Kater nach Mäusen, den gierigen Wolf treibt Freßlust in jede Falle und des Fuchses Sündenmaß füllt die todtgebissene Henne. Der Dachs ist des Fuchses Vetter, der größere Wolf sein Oheim; aber der schelmische Neffe kümmert sich wenig um die Heiligkeit der Verwandtschaft, die er ihm ohnehin nur vorgelogen, und steht mit seiner Muhme in einem ziemlich zweideutigen Verhältniß. Damit aber ein Reich, voll von den entgegengesetztesten Bestrebungen und Leidenschaften, wenn auch nur so gut als das alte Deutsche, zusammenhalte, so herrscht über alle ein König, groß an Ehre, klein an Macht unter seinen Vasallen. Er hat den Landfrieden geboten, der doch nicht respectirt wird. Neben ihm erscheinen seine Dienstmannen zu Rath und Pflicht, aber die Verwandten stehen sich bei in bedenklicher Lage, verlassen auch wol trotzig den Hof, wenn einem der Ihrigen ein Leid geschieht, und der König muß sich in Acht nehmen vor einem großen Geschlechte. So zieht die ganze Reichsversammlung ein sammt der Kirche, mit allen ihren Gebräuchen, mit allen ihren Gebrechen, und es ergeben sich von selbst schelende Seitenblicke auf das Menschenleben, welche das Ganze vom Standpunkte des Lehrgedichts als Satire erscheinen lassen. Dabei schrumpfen die Gattun-

gen im Verlauf der Thiersage zu Individuen ein, oder zu Familien von Mann, Weib und Kindern, welche nunmehr alle bezeichnende Eigennamen und den besondern Charakter ihrer Gattung tragen.

Eigennamen sind dem Thierepos durchaus nothwendig; denn sie sind der Stempel der Persönlichkeit; werden ja auch im Leben diejenigen Thiere damit ausgestattet, welche zu dem Menschen in lebendigern Verkehr getreten sind, also eine Art von Persönlichkeit für ihn erhalten haben. Niemand wird seinen Hund blos Hund heißen. Namen stehen aber in wesentlicher Beziehung zu des Thieres Charakter, (einen faulen Mops nennt man nicht Chasseur) und sind in den verschiedenen Bearbeitungen der Thiersage selbst geändert worden, damit ihr Sinn dem Leser nicht entgehe. So heißt im altdeutschen Reinhart der Löwe Vrevel, der Kühne, im Reineke Nobel, dort der Hahn wie Schantecler, hier Henningk u. s. w. Der Bär hat seinen Namen Bruno oder Brun, der Braune, durch alle Bearbeitungen gerettet, und der Fuchs seinem Reinhart, von einem gothischen Wort, das schon sehr frühzeitig erloschen, der Rathgebende.*), weil seine listige Natur immer einen Rath bereit und ihn auch beim König häufig zum Rathgeber gemacht hat. Nun das niederdeutsche Gedicht hat ein Verkleinerungswort Reineke erfunden, welches bei uns den bessern Namen Reinhart, niederländisch Reinaert, französisch Renard, verdrängte; der Wolf endlich heißt von den ältesten Zeiten an Isengrim, der Eisengrimme, ein Wort, dessen Bedeutung von selbst einleuchtet. Näher auf die einzelnen Namen einzugehen, würde uns zu weit führen; bei diesen aber habe

*) S. Grimm. S. CXLII.

ich die richtige Erklärung kürzlich anführen müssen, weil sie früher, besonders der Reinhart, zu Irrwegen in der Erklärung am meisten Anlaß gegeben.

Aber nicht blos unter sich kommen die Thiere in freundliche oder feindliche Beziehung, sondern auch mit den Menschen; und in diesen Berührungen gerade hat sich die Fabel die meiste Freiheit erlaubt, indem sie nicht selten die natürlichen Schranken, welche Thier und Mensch scheiden, kühn übersprang und zwischen beiden einen freien Verkehr, wie zwischen Gleichgestellten, einleitete. Wenn der Fuchs sein Heilmittel von einem Arzte in Salerno haben will oder im Banne zu sein vorgibt, wenn der Affe in Geschäften zum Papste reist, wenn der Wolf in einem Kloster Mönch und das Kameel Aebtisin werden soll; so kontrastiren diese Scenen wunderbar mit andern, in welchen der Zimmermann sammt der Dorfbevölkerung auf den gefangenen Bären als auf ein wildes Thier losschlägt, oder der Jäger dem angefrorenen Wolfe den Schwanz abhaut. Aber gerade in diesem Schweben zwischen menschlichen und thierischen Zuständen liegt ein eigener Reiz der Fabel. Auch in den Handlungen und Zurüstungen der Thiere spielt das Menschliche und Thierische immer in einander. Indem der Fuchs als Pilger nach Jerusalem zu gehen verheißt, geberdet er sich ganz wie ein armer reuiger Sünder; er läßt sich von des Königs Kaplan eine Messe lesen, er erbittet sich Schuhe zur weiten Reise; und das ist doch wieder die Haut von den blutenden Füßen des Wolfs und der Wölfin. Wie der Löwe krank ist, soll er in der Wolfshaut schwitzen; der Wolf muß seinen Rock hergeben, und doch läuft ihm unter großen Schmerzen das Blut herab, er soll ihn wieder haben können, und doch birgt er sich bei Tag in kühlen Wäldern

und wälzt sich bei Nacht in feuchten Wiesen, bis die Haut wieder nachwächst. Aus solch kühner Verbindung von Unmöglichkeiten erwächst der Thiersage gerade ein märchenähnlicher Zauber.

Wie Ihnen aus der göthe'schen Bearbeitung bekannt ist, bildet der Fuchs die Hauptperson, die zweite Rolle spielt der Wolf, die dritte der Löwe als König; daran schließen sich Bär, Dachs, Kater, Biber, Hase, Widder, von Vögeln der Hahn; dazu kommen von Damen des Löwen Frau, welche durch Fürsprache einen ziemlichen Einfluß auf ihres Gemahls Entschließungen in Staatssachen übt und von Reinhart zum Schein sehr ritterliche Huldigungen empfängt; ferner die Wölfin und Füchsin, jene in etwas schlimmem Renommée, diese eine sorgsame Hausfrau und Mutter, endlich noch manche andere, die ich als unbedeutend übergehen kann. Die Hauptpersonen sind heimische Thiere des alten Deutschlands bis auf den Löwen, welchem sein imponirendes Wesen bei allen Völkern, die ihn zu sehen Gelegenheit hatten, den Königsthrone sicherte; es sind Thiere, welche dem Menschen gegenüber eine gewisse freie selbständige Stellung haben; es sind größere Thiere, bis auf die Ameise, die im altdeutschen Reinhart dem Löwen ins Ohr kriecht und dadurch seine Krankheit verursacht; es sind endlich an Lebensweise uns verwandte Thiere, weder Vögel noch Fische, unter jenen hauptsächlich nur das Hühnergeschlecht um des Fuchses willen, und weil es in der That etwas Gesetzteres hat, als die meisten andern Vögel, deren unstätes Herumflattern dem festen Gange des Epos widerstrebend ist, außer wenn sie etwa als Boten dienen.

Also deutsche Helden! deutsche Ritter von uraltem Adel und ächtem Geblüte, mehr werth als die meisten Helden unserer

mittelalterlichen Ritterromane! Unsere Thiersage ist deutschen Ursprungs, weder aus dem Orient herübergekommen, noch aus magern griechischen oder römischen Fabeln erweitert und zusammengesetzt. Nicht die Hitopadesa, nicht Aesop, nicht Phädrus sind die Quellen; denn alle diese Bücher in ihren mancherlei Umarbeitungen sind erst zu uns gekommen, als die Sage schon längst im Schwange war, und haben auch trotz mancher zufälligen Uebereinstimmung doch ganz charakteristische Verschiedenheiten; die natursinnige Beobachtungsgabe und mährchendichtende Phantasie unseres Volkes hat dieses Epos gebildet und entwickelt, so gut als seine Heldensagen von Dietrich von Bern und Kaiser Karl. Und wie in jenen auf wahrer Grundlage ein phantastisch mythischer Bau aufstieg, so verwebte sich in diesem das treue Wesen der Thierwelt und der Lauf des menschlichen Lebens in Jahrhunderte langer Tradition in einander, bis es Jemanden einfallen konnte, einige Theile davon in künstliche Form zu bringen.

Kein wahrhaftes Epos ist aus dem Kopfe eines einzigen Menschen entsprungen; vielmehr werden die Sagen und Mährchen allmählich durch Erzählen gebildet, in mündlicher Ueberlieferung von einem Geschlechte zum andern getragen, ausgeschmückt und erweitert, das Geringere daran ausgeschieden, das Bessere, dem Volksgeschmack Zusagende, erhalten und nach und nach zugerichtet, bis ein überlegener Kopf das Ansprechendste zusammenfaßt und durch seine Arbeit die der Vorgänger vergessen macht. So sind Homer, so das Nibelungenlied, so das Thierepos in ihrer jetzigen Form entstanden. Bei den meisten Epopöen sind alle Vorarbeiten durch das Hauptwerk verdrängt worden, und höchstens können durch mühsame Forschungen einzelne Theile davon in jenem noch nachgewiesen werden.

Beim Thierepos hat uns der Zufall mehr begünstigt; wir sind so glücklich, eine ganze Reihe auseinander folgender, oft Jahrhunderte auseinander liegender Arbeiten einsehen, und jenen Satz über die Entstehung des Epos durch die Erfahrung bestätigen zu können. Von jener langen mündlichen Tradition kann man freilich nichts Faktisches beibringen, aber sie mußte den ersten schriftlichen Arbeiten vorhergehen, sonst hätte sich eine so breite, durch einen großen Landstrich sich hinziehende Thiersage nicht gestalten können. Von welchem deutschen Stamme sie ihren Ursprung genommen? Wer weiß es? Wo sie uns aber zuerst geschichtlich entgegentritt, ist sie schon den örtlichen Beziehungen nach an Flandern und das nordöstliche Frankreich gebunden. Eine Menge nordfranzösischer und flandrischer Orte bilden den Schauplatz, und der niederdeutsche Bearbeiter hätte besser gethan, wenn er nicht bloß die Namen der Thiere, sondern auch die der Ortschaften mit solchen aus seiner Gegend vertauscht hätte, wodurch das Ganze für seine Landsleute einen noch weit größern Reiz hätte erhalten müssen.

Aus Flandern stammt sogleich die erste vorhandene Bearbeitung eines Theils der Thiersage, welche den Titel Isengrimus führt, und etwa in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ohne Zweifel von einem Geistlichen, in 688 lateinischen Versen (Distichen) mit vielem Witz und in gewandter Sprache verfaßt ist. Den größten Theil darin nimmt die Erzählung von der Krankheit des Löwen ein. Der kranke Löwe beruft alle Thiere und begehrt ihren Rath. Sie kommen, bis auf Renard. Isengrim verläumdet ihn; der König läßt ihn rufen. Er führt als Grund seines Ausbleibens an, daß er sich gescheut habe, unter so vielen vornehmen Herren

am Hofe zu erscheinen; vielmehr sei er aus Besorgniß für des Königs theures Leben nach Salerno, und habe (er zeigt eine Menge alter Schuhe vor) viele Schuhe auf dem Wege zerrissen, endlich aber von den dortigen Aerzten heilsame Kräuter für den König erhalten. Dabei müßte dieser jedoch auf der Haut eines vierthalbjährigen Wolfs schwitzen; dieß sei aber Isengrim, welcher sich bei jener Geschichte mit der Gemse im vorigen Jahre für dritthalbjährig ausgegeben. Er könne die Haut ja wieder haben, wenn der Löwe ausgeschwitzt. Der Wolf weigert sich natürlich; er sei ein Greis, man brauche aber die Haut eines jungen Wolfes. Aber Renard drängt; es thue auch die Haut eines alten gut; und der Löwe befiehlt nun dem Bären, ihm das Kleid geradezu auszuziehen. So verliert der blutende die Haut; nur an den Pfoten und über die Ohren hinaus darf er sie behalten. Warum, sagt Renard, hat er sich früher nie in seinem schönen rothen Glanze bei Hofe gezeigt, immer die häßliche Haut umgeworfen, die er dem Könige zu leihen so viele Umstände machte? Fürwahr er ist doppelt strafbar und um Verzeihung zu bitten schuldig. Und wie nun der arme sich vor dem Löwen niederstreckt, da rügt es Renard von neuem, daß ein Flehender mit bedecktem Haupt und mit Handschuhen wie herausfordernd vor dem König erscheine. Dieser will es ihm jedoch verzeihen; er will ihm seine Haut aufheben, wenn er zurückkommen wolle, oder er könne sie auch wieder haben, falls er drei Tage warten wolle. In stiller Wuth geht Isengrim ab, ohne zu grüßen, von der Zeit seine Heilung erwartend, indem er die Tage in Wäldern, die Nächte in feuchten Wiesen hinbringt. Der König wird gesund, und Renard zum Lohn als sein Rathgeber erkoren. Die Zeit zu kürzen, verlangt der Löwe dann die Erzählung

des Abenteuers mit der Gemse, das er ihm vorher angedeutet. — Dieß ist denn der zweite Bestandtheil des Gedichtes. Bertiliana, die Gemse, erzählt denn Renard, begab sich auf eine Betfahrt (Wallfahrt), erst allein, dann in Gesellschaft Anderer, welche ihr auf dem Wege begegneten. Ein alter Wolf hatte sie belauscht und näherte sich jener Waldherberge, in welcher sie eingekehrt waren. Renard ersann eine List. An einem Baum fand er einen alten Wolf aufgehangen und schnitt ihm das Haupt ab. Wie es Nacht wird, tritt Isengrim mit Friedensgruß in ihre Hütte. Die Thiere erschrecken; doch fassen sie sich und heißen ihn sitzen. Was sollen wir unserm Gast vorsetzen? Nichts ist da, als greise Wolfshäupter, sagt Joseph, der Widder. Hole eines, fällt Renard ein. Joseph bringt es. Isengrim zieht den Schwanz ein. Dieß taugt nichts; ein größeres! Joseph bringt dasselbe wieder. Auch das taugt nichts. In der andern Ecke von den sieben großen bringe zwei; oder warte, das große bringe, das mit der Haselruthe gesperrt ist; das ist zum Essen das beste. Er bringt das nämliche mit einem Knittel im Maul. Der Gast zittert. Ich bin krank, sprach Isengrim; wer sah je Wallfahrer die Häupter so viel unglücklicher Wölfe mit sich führen? Nur feindlichen Wölfen nehmen wir sie ab, nicht lieben Gästen; versetzt Renard. Ich habe mein Haus verfehlt, antwortet Isengrim, Frau und Kinder harren mein. Lebt wohl! Willst du nicht mit uns, ruft ihm der Hirsch nach? wir bringen unterwegs alle Wölfe, auf die wir stoßen, um, hängen sie an Aeste, und du kannst Henker sein. Für die Würde bin ich zu jung; ich zähle erst 2½ Jahre, versetzte Isengrim, und entfernte sich. (Nach Grimm.)

Mit so viel Witz und Laune erzählt uns schon der älteste vorhandene Dichter unserer Thiersage diese zwei Fabeln.

Weit umfangs- und inhaltsreicher ist eine zweite, gleichfalls lateinische Bearbeitung, welche den Titel Reinardus führt, und in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt. Der Dichter war ohne Zweifel ein Geistlicher, wie der des frühern Gedichtes, obschon er zahlreiche Ausfälle gegen den geistlichen Stand macht, vielleicht ein Benediktiner der alten Regel, und darum Feind dem heiligen Bernhard und seinem neuen Orden, den Cisterziensern. Er stammt gleichfalls aus Flandern. Beide Dichter verrathen große Vorliebe zu französischen Sitten; das deutsche Wesen dünkt ihnen roh, und der Wolf ist ein plumper Deutscher. Dieses Gedicht enthält 6596 Verse, und obschon es das erstere an Gedrungenheit der Darstellung nicht erreicht, so zeigt doch auch sein Verfasser viel Witz und Erfindungsgabe. Man findet darin den ganzen Inhalt des Isengrimus wieder, und außer diesen zwei noch zehn andere Fabeln: wie Reinard dem Isengrim das Schwein gewinnen hilft und zum Dank dafür nur ein benagtes Weidenband erhält, mit welchem das Schwein gebunden war; wie er, um sich zu rächen, jenem im Winter fischen lehrt, bis dem Wolfe der Schwanz in den Weiher einfriert, und derselbe nur dadurch gerettet wird, daß ihm eine Bäurin, welche mit der ganzen Gemeinde auf ihn losschlägt, aus Unvorsichtigkeit den Schwanz abhackt; wie Isengrim auf Reinards Aufforderung den Schiedsrichter machen soll zwischen vier Widdern, die um die Feldmarkung hadern: er stellt sich in die Mitte, die Widder laufen von vier Seiten auf ihn zu, damit die Gränze festgesetzt werde, wo sie zusammentreffen, aber sie zerstoßen ihn jämmerlich; wie der Fuchs den singenden Hahn berückt und von diesem wieder betrogen wird; wie der Wolf, durch eine Schüssel voll Krapfen verleitet, sich von Reinard bereden läßt, Mönch zu werden, und

wegen seines frechen und tölpischen Betragens im Kloster von den Mönchen zerschlagen, betrübten Herzens zu seiner Familie zurückkehrt, die unterdessen von Reinard aufs schmählichste beschimpft worden ist; wie er vom Pferde mit dem Hufe ins Gesicht geschlagen wird für sein übermüthiges Verlangen nach einem Stück Braten aus des Pferdes Rücken; wie der Widder, dem er das Leben nehmen will, sich bereit zeigt, ihm in den Rachen zu springen, und ihm dann, als er denselben weit aufsperrt, gräßliche Stöße versetzt; wie Reinard und Isengrim in Gesellschaft des Löwen ein Kalb jagen, und ersterer, durch des zweiten Schaden belehrt, die Beute so in drei Theile theilt, daß er dem König den besten, der Königin den zweiten und den jungen Löwen den dritten Theil zuerkennt, und selbst einen bei Seite gelegten Fuß großmüthig zur Belohnung erhält; endlich wie der Wolf nach Verlust eines Beines von Schweinen zerrissen den Geist aufgibt. Alle diese Fabeln sind wohl an einander gereiht und zu Einer Geschichte verbunden. Der Verfasser führt aber selbst wieder ein uns unbekanntes, vermuthlich ebenfalls lateinisches, Buch an, nach welchem er erzählt hat.

Die älteste hochdeutsche Behandlung der Thiersage stammt von Heinrich dem Glichesäre, d. h. dem Gleisner, und fällt in die Mitte des zwölften Jahrhunderts, ist uns aber nur in einer wenigstens fünfzig Jahre jüngern Ueberarbeitung übrig geblieben. Der Verfasser hat sein 2266 Verse langes Gedicht in kurzen gereimten Zeilen nach einer französischen Quelle gearbeitet, was schon die französischen Namen der Orte wie der Thiere beurkunden. Es hat dieses Gedicht manche Fabeln gemein mit den bisher berührten, manche auch

mit unserem Reineke, alle aber nicht ohne eigenthümliche individuelle Züge.

Als Reinhart mit seinen näher beschriebenen Anschlägen auf Hahn, Raben, Meise und Kater nichts ausrichtet, und gewaltigen Hunger leiden muß, gesellt er sich zum Wolf, der ihn zu Gevattern gebeten hat, und gewinnt ihm ein Schwein; da ihm dieser nichts davon übrig läßt, führt er ihn, angeblich um ihm den Durst zu stillen, mit seiner Frau in einen Klosterkeller, wo er sich berauscht, und als er in seines Vaters Weise ein Lied singt, von den Mönchen gehört und sammt seiner Frau geschlagen wird und den Spott seiner Kinder dulden muß, den der schelmische Reinhart bei seinem Patchen mit dessen Jugend entschuldigt. Es folgen nach einigen lückenhaften Stellen die Geschichten, wie Isengrim von Reinhart verlockt wird, Mönch zu werden, hier nicht durch Krapfen, sondern durch Bratengeruch und Ale; dann der Fischfang, darauf die hübsch durchgeführte Fabel, wie Reinhart sein eigenes Bild in einem Brunnen für seine Frau hält und aus Liebe hinunterspringt; der Wolf geht vorüber, erfährt dieselbe Täuschung und heult. Wer mag das sein? sprach Reinhart in der Tiefe. *)

V. 885. Isengrim aufmerksam wart.
Er sprach: Bist du's? Gevatter Reinhart?
Thu aus Lieb mir kunden
Was schaffest du da unten?
Reinhart sprach: Mein Leib ist todt,
Die Seele lebet ohne Noth.
In Treu ich dir anzeige,
Ich bin im Himmelreiche,
Der Schule ich sie pflegen soll;
Ich kann die Kinder lehren wohl.
Er sprach: „Mir ist leid dein Tod."
Ich freue mich; du lebst mit Noth

*) Die vorkommenden Stellen sind von mir übersetzt.

In der Welt alltäglich;
Im Paradies hab aber ich
Schönern Wonnetag,
Als man denken mag.
„Doch Bruder und Gevattersmann,
Wie kam Hersant herab? sag an!
Gesund ließ ich mein Weib zurück!“
Reinhard sprach: Es war ihr Glück!

Nun beschreibt er ihm das Paradies, und fährt fort:

Hier sind auch Rinder viel und Schwein
Und manch ein feistes Zickelein;
Ohne Hüter ziehn sie aus,
Da kannst du haben fetten Schmaus!
„Wäre doch ich auch darin!“
Sprach da der thöricht Isengrin.

Reinhart beredet ihn nun, in dem einen Eimer sich hinabzulassen; er selbst stieg in den andern und ward so hinaufgezogen; und wie sie sich nun in der Mitte begegnen, so ruft er dem erstaunten Gevattern zu, er könne im Himmelreich seinen Stuhl haben:

Ich will hinaus in das Land,
Fahr du dem Teufel in die Hand.

Der Wolf muß unten harren, bis die Mönche Wasser holen, die ihn dann heraufziehen und fast todt prügeln.

Einen zusammenhängenden Kranz von Abenteuern bilden die Geschichten, welche durch die Krankheit des Löwen veranlaßt werden. Urheberin der Krankheit ist nach den hochdeutschen Gedicht eine Ameise, die dem König aus Rache ins Ohr unvermerkt gekrochen, weil er ihre Burgen zerstört hatte, dafür daß das Ameisengeschlecht seine Herrschaft nicht anerkennen wollte. Für seine Krankheit ein Mittel zu suchen, werden die Thiere zu Hofe geboten, und es kommen nun die Fabeln in der Art verbunden, wie wir im göthe'schen Reineke lesen: der Bär und

der Kater, des Königs Boten werden von Reinhart nach einander in Fallen gelockt; mit dem Dachs endlich, seinem einzigen Freunde, geht er zu Hofe, und gewinnt durch seine Arznei wieder des Königs Gunst, indeß er seine Feinde in Schimpf bringt; die Ameise kriecht aus der warmen Bärenhaut, die der König um den Kopf hat binden müssen. Zuletzt aber vergilt er dem Könige selbst übel und vergiftet ihn.

Dieser hochdeutsche Reinhart ist, wie gesagt, nach einer französischen Quelle gearbeitet, wie ja auch sehr viele deutsche Heldengedichte des Mittelalters aus französischen Büchern geflossen sind. Ueberhaupt hat in Nordfrankreich die Thiersage das fruchtbarste Land getroffen. Wenn man das Gedruckte und Ungedruckte zusammennimmt, so mögen sich jene französischen Bearbeitungen: **Roman du Renart, le couronnement Renart, Renart le nouvel** und **Renart li contrefet** auf 80000 Verse belaufen. Das Meiste stammt aus dem 13. Jahrhundert, und wie viel Früheres mag verloren sein! Und wenn nun gleichwol für die Thiersage selbst ein deutscher Ursprung in Anspruch genommen wird, so ist festzuhalten, daß das deutsche und französische Wesen zur Zeit der karoling'schen Könige noch nicht getrennt war, daß aber die Thiersage auf jene alte Zeit früherer Einheit von beiden Völkern zurückgeführt werden muß und auf die Zeit, in welcher deutsche Stämme auf gallischem Boden ihre Herrschaft gründeten. Bilden nun auch die vorhin angegebenen französischen Werke zusammen kein planvolles Ganzes, wie sich bei der Verschiedenheit ihrer Entstehung und Verfasser und dem Umfang der behandelten Sagen nicht anders erwarten läßt, so sind doch namentlich die bessern Branchen mit außerordentlich viel Witz und Gewandtheit gearbeitet, wenn auch viele der Vorwürfe trifft, an manchen Stellen mit besonderem Wohlgefallen

verweilt zu haben. Alle Fabeln, die sich in andern Umarbeitungen zerstreut finden, sind in den französischen Werken vereinigt, und noch vieles andere dazu, und nirgends ist diese Gattung von Poesie zu einer solchen Ausbildung gelangt als in Nordfrankreich, indeß die provençalische Dichtkunst daran gar keinen Antheil hat. Aber fürchten Sie nichts, meine hochverehrten Zuhörer! Ich will Sie mit einer Zergliederung jener 80000 Verse verschonen, schon weil ich sie selbst zu lesen noch keine Gelegenheit hatte, und deren Inhalt nur theilweise aus Grimms Auszügen kenne. Aber zum Dank dafür, daß ich solch drohendes Ungewitter glücklich über ihren Häuptern habe wegziehen lassen, werden Sie mir noch einige Augenblicke Gehör schenken, wenn ich Ihnen verheiße, daß von jetzt an mein Stoff interessant werden wird. Denn wir sind nunmehr in einer Region angelangt, wo sich Jeder leicht selbst zurecht finden, und, was ich anbeute, durch Reminiscenzen vervollständigen kann.

„Wol bei Göthe?" Ach nein, beim niederländischen Reinaert von Willam die Matoc, der in 3474 Versen etwa um das Jahr 1250 einen Theil der Thiersage gleichfalls nach einem französischen Buche behandelte. Aber hier sind wir auch auf dem Culminationspunkte der Thiersage angelangt. Denn was nachher dazu gekommen, ist bei weitem von geringerem Werthe, theils matte Fortsetzung, theils Wiederholung. Eine solche Fortsetzung ist etwa hundert Jahre später Matocs Werke zu Theil geworden in 3200 Versen; und das ältere und jüngere zusammen gab den lange Zeit viel gepriesenen niederdeutschen Reineke, dessen erste Ausgabe 1498 zu Lübeck erschien, und den Göthe geradezu in Hexameter umgesetzt hat. Göthe hat kein sehr großes Verdienst bei seiner Arbeit; die feierlichen und langgedehnten Hexameter schaden eher dem na-

ihrem Ton und munter fortschreitenden Gang der Erzählung; doch gereicht es ihm zum Ruhme, daß er dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf einen Stoff hingelenkt hat, der unverdienter Weise aus dem Gedächtniß des Zeitalters verschwunden war. Mancher, der sich nun mit der Sache nicht näher abgibt, mag glauben, daß etwa Göthe am alten Reineke im Einzelnen geändert, oder einen andern Plan hineingebracht, oder sonst etwas Neues dabei geschaffen habe; aber die einzige Aenderung ist die, daß er aus 4 Büchern 12 gemacht und aus den kurzen gereimten Versen Hexameter. Ich will damit keinen Tadel gegen unsern großen Dichter aussprechen, welcher wohl einsah, daß in dieser Gattung ein neuer Poet die alten nicht wol verbessern könne, sondern mache auf die völlige Abhängigkeit des Göthe'schen Werkes nur deßhalb aufmerksam, daß nicht ein Unkundiger in ihm etwas Originelles suche. Was an seiner Arbeit gefällt, findet sich alles weit naiver im alten Reineke wieder, dem seine kunstlose Sprache sammt seinem niederdeutschen Dialecte zu nicht geringer Empfehlung gereicht. Allein selbst dieser lange bewunderte Reineke, über dessen Verfasser man sich viel herumgestritten, hat auf besondern Ruhm keinen Anspruch. Göthes Werk hat durch das klassische Gewand, in welchem es sich immer noch mit großer Natürlichkeit bewegt, eine gewisse Selbständigkeit angenommen, der alte Reineke dagegen ist eine pure Uebersetzung von Matocs Reinaert sammt der Fortsetzung; und trotz der Anerkennung, die ihm noch von manchen Literarhistorikern theils aus Unkunde, theils aus althergebrachter Verehrung, gespendet wird, kann ich nach sorgfältiger Vergleichung beider Gedichte nur Grimm beipflichten, daß der Reineke neben dem Matocschen Gedicht überall schwächer und geringer erscheint.

Wäre dieſes letztere nicht erſt 1812 durch Gräter bekannt geworden, gewiß würde Göthe das Original jener matten Uebertragung vorgezogen haben, deren Eigenthümlichkeit nur in den veränderten Thiernamen, reichlich eingeſchobenen Flickworten und in den mit Vorliebe erweiterten Lehrſprüchen liegt. Ehemals hielt man für Reinekes Original eine niederländiſche Proſaarbeit, welche, nach Matoc und deſſen Fortſetzung gemacht, durch ihre weite Verbreitung das urſprüngliche Werk in Holland ſelbſt verdrängt hatte; und da würde man allerdings dem Verfaſſer des niederdeutſchen Gedichts eine große Gewandtheit nicht abſprechen können; allein dem iſt nicht alſo; faſt Vers für Vers laufen Matocs Reinaert und der Reineke neben einander, und der plattdeutſche Dialect muß auf jene Palme origineller Bearbeitung der Thierſage, auf die er drei Jahrhunderte lang ſo ſtolz war, billig verzichten. Ob freilich der Ruhm der Selbſtändigkeit dem Holländer und nicht dem Franzoſen gebührt, dem Matoc wieder, wie er ſelbſt ſagt, ſein Werk nachgedichtet? Wer kann es behaupten, wer verneinen? Unter den bisher aufgefundenen Gedichten der franzöſiſchen Literatur findet ſich allerdings keines, welches mit ihm genauer zuſammenträfe. Dem ſei nun wie ihm wolle; bis jetzt hat in Willam die Matoc die Thierſage ihren Homer gefunden; weder der plattdeutſche noch der göthe'ſche Reineke ſind weiter in Betracht zu ziehen, und ich gehe, indem ich Ihnen den Plan noch kurz vor Augen lege, zur reinen Quelle zurück.

An einem Pfingſttage, als der König Nobel Hofhaltung hatte, kamen alle Thiere, groß und klein, außer Reinaert; der hatte ſo viele Miſſethaten begangen, daß er es nicht wagte, zu erſcheinen, und alle Thiere über ihn klagten, bis auf den

Dachs, seinen Vetter. Isengrin gibt an, wie er ihm Weib und Kinder beschimpft, Cortois, das Hündchen, klagt, wie er ihm seine einzige Wurst genommen, wogegen freilich der Kater einwendet, daß sie ihm der Hund selbst geraubt, nachdem er sie einem schlafenden Müller gestohlen hätte. Da springt Panzer, der Biber, auf und erzählt einen hinterlistigen Mordanfall gegen den feindlichen Hasen, als Reinaert sich angeblich zum Kapellan machen und das Credo singen lehren wollte. Aber Grimbert, der Dachs, weiß alle Beschuldigungen in klug angelegter Rede zu entkräften, und würde die Versammelten noch überzeugt haben, daß Reinaert ein Klausner geworden, seit der König den Landfrieden geboten hätte. Aber während er so sprach:

Da sahen sie von Berg zu Thale
Cantecler kommen gefahren,
Der brachte auf einer Bahren,
Eine todte Henne, hieß Coppe,
Der Reinhart hatte bei dem Kropfe
Haupt und Hals abgebissen:
Das mußte nun der König wissen.
Cantecler ging vor der Bahre her,
Mit seinen Federn schlug er sehr.

Cantaert und Crajant, der Todten Brüder, gingen mit Kerzen zu beiden Seiten, Pinte und Spröte, die Schwestern, trugen die Bahre und klagten und jammerten.

Cantecler sprang in den Kreis
Und sagte: Herr König weis',
Um Gott und um Gnaden,
O rächet meinen Schaden,
Den mir Reinaert hat gethan!

Und nun erzählt er weitläufig, wie ihm Reinaert seine fünfzehn Kinder bis auf vier gemordet. Die Henne wird auf des

Königs Geheiß feierlich begraben und von den versammelten Herren der Beschluß gefaßt, der König sollte Reinaert durch einen Boten zur Verantwortung fordern lassen. Brun, der Bär, übernimmt das Amt, und wird von ihm in einen Balken eingezwickt, in dessen Spalte angeblich Honig verborgen stak. Obgleich der erste Bote beschimpft zurückkehrt, sendet man doch noch einen zweiten, Tibert, den Kater; dieser läßt sich wie vorher bereden, bei Reinaert über Nacht zu bleiben.

Tibert sprach: Was sollten wir
Essen wenn ich hier blieb'?
Darum sorge ich, Neffe lieb.
'S ist zwar für Speisen schlechte Zeit,
Doch steht zu essen Euch bereit
Ein Stück von einer Honigscheibe.
Honig bekommet meinem Leibe
Vor allem über die Massen wohl;
Wollt ihr, daß ich sie bringen soll?
Tibert sprach: Mein Gout ists nicht,
Habt ihr im Haus sonst kein Gericht?
Gebt ihr mir eine fette Maus,
So laß ich Euch mit Fordern aus. —
Süßer Tibert, was sagt ihr!
Es wohnet nah ein Pfaffe hier
'Ne Scheune steht an seinem Haus,
Darin ist manche fette Maus,
Ich glaub', sie trüge nicht ein Wagen;
So sehr hör' ich den Pfaffen klagen,
Daß sie ihn trieben aus dem Haus! —
So manche, manche fette Maus?
Reinaert, ach wär' ich dort! —
Tibert, nur ein Mann, ein Wort!
Wollt ihr Mäuse? — Ob ich sie will?
Reinaert, da schweig ich still.
Ich liebe Mäuse vor allen Sachen,
Wißt ihr nicht daß Mäus' behagen
Besser als ein Rebhuhn?

Wollt ihr meinen Willen thun
Und führt mich hin an jenen Ort,
Ich könnt' euch meiner Freunde Mord,
Ja meines Vaters Mord vergeben
Und immer euch zu Hulden leben. —
Reinaert sprach: Neffe treibt ihr Spott? —
Nein doch, Reinaert, so wahr mir Gott! —
Weiß Gott, Tibert, wißt ich das,
Ihr solltet sein heut abend satt.

Nun führte er ihn fort in eine dem Fuchse selbst gestellte Schlinge. Bär wie Kater werden von Bauern und Pfaffen jämmerlich zugerichtet; der eine läßt Pfote und Ohren, der andere ein Auge im Stich, und kommt beschimpft und voll Schmerzen zurück zum Könige. Indeß nun alle Große des Reichs auf augenblickliche Züchtigung des Uebermüthigen dringen, wirkt ihm der Dachs eine dritte und letzte Ladung aus, wie es einem freien Manne gebühret, und unternimmt selbst die Botschaft. Mit ihm macht sich nun Reinhard wirklich gen Hofe auf. In Angst über seine nahe Gefahr beichtet er ihm unterwegs seine Sünden, kann sich aber gleich nach erlangter Absolution nur mit größter Mühe eines Ueberfalls auf die im Hofe eines Nonnenklosters umherlaufenden Hühner enthalten. Endlich kommen sie an. Nichts nutzt ihm seine unschuldige Miene, auf allgemeine Klage aller Thiere hin wird er zum Galgen verurtheilt und Tibert, Brun und Isengrin mit der Execution beauftragt. Trotzig entfernt sich Reinaerts nächste Verwandschaft. Dieser aber macht nun ein Lügengespinnst, so fein und gewandt, daß er seine Feinde in Noth und sich selbst zu hohen Ehren bringt. Er erzählt, wie Isengrin mit dem er gemeinsam gejagt, ihn um seinen Antheil betrogen, und wie er hätte nicht leben können, hätte er nicht seinen Schatz gehabt. Reinaert, woher kam

auch der Schatz? frägt der König. Er war gestohlen, aber dem König zu lieb, um zu verhüten, daß seine Freunde ihn mordeten. Voll Schrecken beschwört ihn die Königin, bei der langen Fahrt, die seine Seele nun zu thun im Begriff sei, die Wahrheit zu sagen.

Er stellt sich an, wie ein tiefgebeugter Sterbender, der keine Lüge mit nehmen will auf den weiten Weg, und lügt, auf seinen eignen todten Vater und seine liebsten Verwandten, um den Betrug glaublich zu machen. Sein Vater nämlich hätte des Königs Ermeling Schatz an verborgener Stätte gefunden; stolz auf diesen Reichthum sandte er Tibert, den Kater, ins wilde Ardennerland, zu Brun, dem Bären; er entbot ihm Gottes große Huld, und wenn er König werden wolle, solle er nach Flandern kommen. Brun war dessen sehr froh, und beide im Verein mit Isengrin, Tibert und Grimbert, dem Weisen, schworen zwischen Hifte und Gent durch des Teufels Gewalt den Tod des Königs; insgeheim wurden überall, im Vertrauen auf den Schatz, ergebene Leute angeworben. Durch die Frauen habe indeß Reinaert das Geheimniß erfahren, und nun Tag und Nacht darauf gesonnen, wie er den Schatz entdecken und stehlen könnte, um es unmöglich zu machen, daß der falsche und böse Brun auf den Thron käme. Endlich habe er seinen Vater, der aus einer Höhle kam, belauscht, und heimlich ihm den Schatz entwendet. So sei ihre vorgehabte Empörung vereitelt worden. Wie der König und die Königin das hören, hoffen sie den Schatz zu gewinnen, und fragen, wo er wäre, worauf Reinaert trocken erwiedert:

Sollt' ich dem weisen mein Gut,
Herr König, der mich hängen thut,
So wär' ich doch von Sinnen.

Der König ist wol etwas ungläubiger Natur, inzwischen auf Fürbitten der Königin sagt er ihm das Leben zu, und Reinaert beschreibt nun eine einsame Stelle im Walde an einem Brunnen Kriekeput bei Hulsterlo in Flandern; dort könne ihn der König finden, dem er ihn gern überlasse. Wenn er den Ort finden solle, meint dieser, so solle er ihn begleiten, er kenne wohl Achen und Paris, aber wo Kriekeput liege, das wisse er nicht. Allein Reinaert entschuldigt sich damit, daß er um Isengrins willen, dem er aus dem Kloster geholfen, noch in des Papstes Bann sei, und es daher für den König unschicklich wäre, in seiner Gesellschaft zu reisen; er wolle morgen nach Rom und von da über See, um als Pilger für seine Sünden zu büßen; der König ist es zufrieden, es könne ja Cuwaert, der den Ort zu wissen erklärt, oder ein Anderer mit zum Schatze gehen; und nun gibt der König ihm öffentlich vor den versammelten Thieren seinen Frieden, und läßt sich noch bestimmen, ihm Schuhe von Isengrins und seiner Frau Füssen und eine Pilgertasche von Bruns Haut zu geben, und diese seine treuen Diener, die sich über Reinaerts Begnadigung nicht zur Ruhe bringen ließen, einzukerkern. Belin, der Kapellan, muß für ihn noch eine Messe halten, so sehr er sich vor dem Bischof und Dekan fürchtet, weil Reinaert im Banne sei; und so wird dieser mit den besten Wünschen und unter Begleitung des ganzen Hofes entlassen. Allein was thut der Schelm? Unter dem Vorwande, als fiele ihm die Trennung zu schwer, lockt er Cuwaert und Belin bis zu seiner Burg, nimmt ersteren mit hinein und tödtet ihn zum Schmaus für sich und die Seinigen, denen er weiß macht, Cuwaert, als sein ältester Feind, sei ein Geschenk des Königes; letzterem aber gibt er Cuwaerts Haupt in seiner Pilgertasche verborgen, als wäre es

ein Brief an den König, und sagt, er solle nur einstweilen vorangehen, Cuwaert werde bald folgen, er könne sich nur nicht gleich trennen von seiner Muhme und den Kleinen. Belin entfernt sich in gutem Glauben und übergibt die Tasche mit dem angeblichen Brief, den er ihm, um bei dem Könige Lob einzuernten, dictirt haben will. Aber siehe da, es war Cuwaerts Haupt. Der König läßt Belin, den er für einen Verräther hält, tödten, die Gefangenen augenblicklich befreien, und gibt ihnen die Erlaubniß, Reinaerts und Belins Geschlecht zu verfolgen, wo sie es fänden. Reinaert aber war mit den Seinigen in eine ferne, unzugängliche Wildniß weggegangen, wo er vor des Königs Zorn und Verfolgung sich sicher wußte.

So weit geht der alte Reinaert Matocs, welcher im ersten Buche des niederdeutschen Reineke und in den sechs ersten Büchern bei Göthe wieder enthalten ist. Hier ist die Geschichte geschlossen; und die eben so lange Fortsetzung, welche die drei übrigen Bücher Reinekes und die letzten sechs göthe'schen einnimmt, könnten wir füglich entbehren. Wozu die neue Hofhaltung, das nochmalige Erscheinen des Reinaert bei Hofe, die abermalige Beichte auf dem Wege, lauter Copien der frühern Erzählung? Dann die gedehnte Rede Reinaerts vor dem Könige, die breite Beschreibung der Kleinode, die er Belin an den König mitgegeben haben will, die weitläufige Lehre der Aeffin, der lang geschilderte Kampf mit Isengrin? Obwohl manche neue Fabel und manche hübsche Schilderung in dieser Fortsetzung enthalten ist, so ist doch die Sprache im Ganzen matter, der Gang der Erzählung schleppender, die Verbindung der Stücke weit minder erfindungsreich als im frühern Werke, dessen ausgezeichnete Vorzüge in Erfindung, Anordnung und

Ausdruck erst durch den Gegensatz der Fortsetzung aufs deutlichste an's Licht treten.

Und so wäre ich denn, da mich die Fortsetzung nicht weiter aufhalten kann, glücklich zu Ende gekommen. Es sollte mich freuen, wenn ich durch meinen Vortrag, den mir nur Grimms unsterbliche Forschungen zu halten möglich machten, so viel bewirkt hätte, daß Sie den Reineke mit erneutem Interesse betrachten. Denn in der That verdient es eine Dichtung, an welcher ein Jahrtausend gearbeitet hat, daß man von Zeit zu Zeit wieder zu ihr zurückkehre, und sie um so höher schätze, da wir die schöpferische Kraft zu einer ähnlichen längst eingebüßt haben. Wol sind hie und da neue Versuche aufgetaucht, das Thierleben poetisch darzustellen, und der neueste mitunter gelungene hat großes Aufsehen gemacht; allein sie alle fehlen darin, daß die Sitten der Thierwelt nicht genugsam festgehalten werden und die Satire zu sehr in den Vordergrund tritt. „Man merket Absicht und man ist verstimmt." Die Zeit der epischen Dichtung, sie mag nun Thier- oder Menschenleben schildern, ist längst dahin. So wollen wir uns wenigstens die Genußfähigkeit bewahren und über unsern Modedichtern die Goldkörner unsrer Vorfahren nicht vergessen, welche der Strom langer Zeiten gereinigt zu uns herangeschwemmt hat, und aus denen ihrer umfassenden Anlage wegen, auch derjenige, welcher sie nicht mit harmloser Freude betrachten mag, entweder für seine moralbedürftige Seele brauchbare Sentenzen, oder für seinen politischen Eifer satirische Anspielungen und Sarkasmen auf das weltliche oder geistliche Regiment nach Herzenslust herausziehen kann.

IV.

Einige bemerkenswerthe Zahlen-Verhältniße.

Von

L. Marx.

Jeder Menſch ſpricht gerne von dem, mit welchem er ſich am nächſten beſchäftigt, der Kaufmann liſpelt dem Nachbar gewaltige Dinge ins Ohr, vom Steigen und Fallen der Papiere, vom Zollverein, und von vortrefflichen Cigarren von 15 — 60 fl. per Mille. Der Philolog citirt Ariſtoteles, Sophokles und Cicero, und begreift nicht, warum die Aufführung der Antigone ohne den erhofften Erfolg geblieben, der Philoſoph füllt die Räume mit entſetzlichen Gedanken, und denkt ſich ſogar noch bei Dingen etwas, über welche andere verſtändige Leute die Köpfe ſchütteln, der Theologe ſetzt eine dunkle Brille auf, wundert ſich, daß ihm alles ſchwarz und finſter erſcheint, und ſpricht ſodann vom allgemeinen Verderbniß und der Hölle, der Juriſt hat es mit ſeinen Prozeſſen zu thun, freilich unterhält er den Laien nur über die, welche er gewonnen, ſo wie auch der Mediciner nur von ſolchen Kranken ſpricht, die ſich auf dem Wege der Beſſerung befinden; der Schulmonarch erzählt von ſeinem neuen Haſelnußſtock, vermöge deſſen es ihm gelungen, einige halsſtarrige Rangen zum Lautiren zu bringen; wer gerne über Pferde

und Rekruten ſpricht, muß ſich an junge Lieutenants halten und ſo geht es fort bis zum Schuhflicker, der ſich morgen eine neue Ahle kaufen muß, weil ihm die alte abgebrochen, und auch das wichtige Ereigniß ſeines ledernen Lebens dem Nachbar Schreiner erzählt, der eben heute treffliche Bretter zu dem Fußboden eines neuen Tanzſaals erhielt.

Es iſt dieſe menſchliche Schwäche eine der erträglichſten, wenn nur der Gegenſtand, mit welchem die Geſellſchaft behelligt wird, ein einigermaßen intereſſanter iſt, und das hoffe ich, iſt heute bei mir der Fall, wenn ich mir erlaube, Sie verehrte Anweſende, von dem Material zu unterhalten, woraus ich gewöhnlich meine Werke aufbaue, nämlich von Zahlen. Es iſt dies Capitel kein ſo gewöhnliches, als man glaubt, der Begriff des Wortes Zahl iſt ein relativer, man ſpricht viele geringſchätzend und leicht hinaus, während man andern eine viel zu große Ehre anthut. Um Zahlen nach ihrer Größe oder Kleinheit, Bedeutung oder Unbedeutendheit zu erfaſſen, muß man einen Maasſtab etwa durch Raum und Zeit, oder einen ſonſt anſchaulichen anlegen, ſie vergleichen mit Dingen, wodurch wir ſie gleichſam ſinnlich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wahrnehmen können. Ein Beiſpiel mag das Geſagte ſogleich erläutern: 65000 fl., nicht wahr, das iſt ein reicher Mann der ſie beſitzt? zugegeben, allein der Platz vor einem deutſchen Eiſenbahnhofe ſoll den Vernehmen nach 65000 fl. blos zu pflaſtern koſten, und ſomit könnte der geprieſene Reiche nicht einmal einen ſolchen großen Platz pflaſtern laſſen; und als neulich von dem überſchwenglichen Glück eines jungen Mannes die Rede war, der ein Mädchen mit 180000 fl. zur Frau bekommt, meinte einer, das wäre was rechtes, wenn er alle Tage 3 Flaſchen Champagner trinken wollte, würde ihm

äußerst wenig zu Kartoffeln übrig bleiben. Sie sehen also, es kommt nur auf den Maasstab an, den der Einzelne anlegen will; denn ein schwärmerischer Jüngling, der mit obigem Gelde versehen, von der Erkornen seines Herzens geliebt werden würde, fände es gewiß nicht auffallend, daß der gute Mond, der so stille geht 50000 Meilen von unsrer Erde entfernt ist, und doch braucht eine Lokomotive, welche doch rasend schnell arbeitet, Tag und Nacht fahrend, bis zu diesem nächsten Stern des Weltgebäudes 2 Jahre; worüber unten noch ein Mehreres.

Gönnen sie mir daher geneigtes Gehör, ich habe einige interessante Zahlencombinationen zusammen gestellt, mit denen ich Sie einige Minuten nicht unangenehm zu unterhalten gedenke. Den mit der Natur der Sache Vertrauten können sie nicht auffallen, dem Laien aber mögen sie zum Theil neu und überraschend genug sein.

In den kleineren Versammlungen des liter. Vereins sitzen wir alle 8 Tage so fröhlich beisammen, und sind angenommen durchschnittlich 15 Personen, der eine sitzt heute da, über 8 Tage am andern Ende des Tisches; wenn nun einer die Frage aufstellte, wie oft wohl die Sitzenden in einer andern Ordnung gefunden werden könnten, so meint wohl mancher, das wäre bald abgemacht, man dürfe nur den Versuch machen, in kurzer Zeit hätte man das Resultat; ja gehorsamer Diener, dies Plätzewechseln würde uns bald zuwider werden, und wir würden die Fortsetzung auf den nächsten Freitag verschieben; aber auch da würden wir nicht fertig, denn dieses Wechseln der Plätze, diese andre Ordnung der Sitzenden könnte nicht weniger oft als „304944'368000mal geschehen. Die Zahl ist da, schnell unsern Maasstab, angenommen wir brauchten zum Wechseln

der Plätze nur 1 Sekunde, so werden wir doch, Tag und Nacht fortrutschend, 41399 Jahre brauchen, und somit dächte ich wenden wir unsre Zeit etwas besser an. Ja nur um eine Billion zu zählen, müßte man Tag und Nacht ununterbrochen, und alle Minuten 200 zählen, wenn wir in ohngefähr 10000 Jahren fertig werden wollten, hätte also Urvater Adam angefangen, so wären wir jetzt erst bei der Hälfte.

Die vierundzwanzig Buchstaben unsres Alphabets können: 620448'401733'239439'360000mal in andrer Ordnung geschrieben werden; — nehmen wir 40 Buchstaben für die Zeile, 30 Zeilen auf die Seite, so gehen etwa 100 Millionen Buchstaben auf den Ballen, und man könnte somit mit jenen Versetzungen 6204,'484007'332394 Ballen Papier vollschreiben, rechnet man den Bogen zu 4 Quadratfuß, so würde dieses Papier eine Fläche von 206816'133911 Quadrat-Meilen bedecken, und man könnte damit unsere Erdkugel, welche doch schon ein hübscher Globus ist, 5589mal überziehen. Unsre Dichter brauchen, wie wir sehen, nicht um neue Worte verlegen zu sein, wenn ihnen die alten ausgehen sollten, wenn sie auch zu jedem derselben alle 24 Buchstaben des Alphabets nöthig hätten.

Reihen wir hieran gleich die Geschichte von dem Erfinder des Schachbretts. Es sollte sich derselbe bekanntlich vom Schach von Persien als Lohn für seine scharfsinnige Erfindung eine Gnade ausbitten, und er verlangte nichts weiter als eine Anzahl Saamenkörner, und zwar so, daß ihm das erste Feld des Schachbretts mit einem, das 2te mit 2, das 3te mit 4, das 4te mit 8, u. s. w. bedeckt werden sollte; auf jedem Felde würde somit eine doppelt so große Anzahl zu liegen kommen, als auf dem zunächst vorhergehenden. Der

weise Fürst, welcher, wie Sie gleich sehen werden, bei weitem nicht so gut rechnen konnte, als unsre heutigen Finanzmänner, war sehr ungehalten darüber, daß der Erfinder sich mit so Wenigem begnügen wolle, und befahl sofort, die Kleinigkeit alsobald verabfolgen zu lassen. Als es aber an das Ueberliefern des Getraides kam, da mochten die guten Leute große Augen gemacht haben, denn es fand sich, daß nicht weniger als die ungeheure Summe von 18‴446744″073709′551615 Körnern aufzutreiben gewesen wäre, wozu freilich die Vorrathskammern des Schachs bei weitem nicht ausreichten; rechnet man nämlich den Schäffel zu 614400 Körner, so würde obige Anzahl 30″023997′515803, betragen haben und wenn alle Jahre 1000000 Schäffel abgetragen worden wären, so hätte man ihn erst nach 30,023997 Jahren befriedigen können. Unter günstigen Umständen erndet man von einem Morgen Landes 5 Schäffel, man müßte also, um jenes Getraide zu bauen, 6″004799′503161 Morgen und da eine Quadratmeile 14400 Morgen ist: 416′999966 Quadratmeilen Ackerland haben. Unsre ganze Erdoberfläche ist ohngefähr 9 Millionen Quadratmeilen groß, wäre sie also mit Gebirgen, Flüssen, Wüsten und Meeren ein einziges Ackerfeld, so könnte man das fragliche Getraide erst nach 46 Jahren auf derselben erlangen.

Eine ähnliche Geschichte hat sich vor einigen Jahren auf einem Dorfe in der nächsten Umgebung unsrer Stadt zugetragen. Da handelten Zwei um ein Schwein, und der Verkäufer wollte es dem Andern überlassen, wenn er ihn auf dieselbe Art, wie oben beim Schachbrett erwähnt worden, 24 Stunden lang mit Kartoffeln bezahlen wollte. Der gute Mann schlug, (nicht so unwillig, wie der Schach von Persien), mit Freuden ein, und sah zu spät die Unmöglichkeit, seiner Ver-

pflichtung nachzukommen; der Verkäufer drang alles Ernstes auf Haltung des Vertrags, und konnte, so viel mir bekannt wurde, nur gerichtlich davon abgebracht werden. Als Resultat ergaben sich hier ohngefähr 16'780000 Kartoffeln. Rechnet man auf 4 Quadratfuß einen Strauch, und gäbe jede Pflanze 5 Früchte, so wären über 361 Morgen Ackerland zum Bauen derselben nöthig gewesen.

Wenn es zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung einen meines Namens und Geschlechts gegeben, so vergesse ich demselben in alle Ewigkeit nicht, daß er gar so wenig an mich, seinen geldbedürftigen Ur-ur-ur-ꝛc. Enkel gedacht, und auch nicht einmal einen einzigen Pfennig in irgend eine griechische oder römische Sparkassa auf Zinsen gelegt, und mich zur Erhebung dieser Summe sofort bestimmt hat. Da ließ ich augenblicklich für den literarischen Verein einen eignen Saal bauen, sodann fragte ich bei sämmtlichen europäischen Potentaten: Was kostet Europa sammt den angränzenden Ländern? Denn jener Pfennig wäre zu 4% bis auf den heutigen Tag, also nach 1846 Jahren, auf die artige Summe von 115680 Quadrillionen Gulden angewachsen; nun ist 1 Kronenthaler ohngefähr 1,8 Quadrillionen Z. groß, und so gehen 46000 Millionen Kronenthaler auf die Quadratmeile, und doch könnte man mit jener Summe in Kronenthalern 839 Billionen Quadratmeilen unsre ganze Erde mithin 90000 Millionen mal belegen. Wollte man das Geld in Wechseln von je 1000 Kronenthalern umsetzen, und würde man zu 20 solchen Wechseln einen Bogen Papier brauchen, so wären in Allem 9640 Trillionen Ballen Papier nöthig, mit welchen wir unsre ganze Erde noch öfter als oben, nämlich 7452 mal überziehen können. Nun sind 10 Kronenthaler ohngefähr 2 Kubikzoll, ein Kubikfuß mithin

5000 Kronenthaler; eine Kubikmeile hat 13'824000'000000 Q. F. folglich 69120 Bill. Kronenthaler; unsere Erde hat aber einen Körperinhalt von 2600'000000 Cub. M. wenn nun diese unsre so oft als ledern verschrieene Erde, einmal ein einziger ungeheurer lederner Geldbeutel wäre, so könnte man ihn mit der erwähnten Geldsumme mehr als 200 mal füllen. Mit diesen überraschenden und gewiß nicht minder interessanten Resultaten macht uns jene Wissenschaft bekannt, welche allein vollkommen und in sich selber eins, unter allen andern dasteht. Leider aber wird auch sie als melkende Kuh benützt, und die Zahlen-Combinationen, mit denen sie uns vertraut macht, haben der Gewinnsucht ein weites Feld gegeben, auf dem sie verderblich auf die geldgierige und leichtgläubige Menge wirkt. Ich meine das Karten- und Würfelspiel, und das angenehme und nützliche Lotto, letzteres der niedern Klasse der Gesellschaft besonders zu empfohlen. Unter allen ist noch das Kartenspiel das erträglichste, weil es in demselben Spiele gibt, welche durch die Geschicklichkeit des Spielenden, wenn auch keinen Gewinn erzielen, doch größern Verlust abhalten lassen. Ein großer Theil der Kartenspiele, und eben so das ganze Würfelspiel bietet die mannichfaltigsten Combinationen der einzelnen Karten und Zahlen dar, und das Verhältniß des Gewinns zum Verlust ist zum Nachtheil des Spielenden dem Bankier gegenüber ein so ungleiches, daß sich der Staat veranlaßt gefunden hat, dergleichen Spiele zu verbieten; leider aber duldet er das Lotto, das verderblichste von allen und muß es dulden wie es scheint, denn das Uebel ist andrerseits so mit der Staatsmaschine verwachsen, daß es unsern Staatsmännern auch bei dem besten Willen noch nicht gelungen ist, es zu beseitigen. Auf unsern Kirchweihen und Jahrmärkten, waren früher eben-

falls Spieltische aufgeschlagen, die aber auch gegenwärtig wohlweislich verboten sind. Da sah man auf einem Wachstuche in Hufeisenform eine Anzahl Nummern, theils weiß, theils roth, erstere Treffer, letztere Nieten, und es waren der letztern so wenige, daß man gar nicht begreifen konnte, warum so selten ein Gewinn zum Vorschein kam; auch mich reizte einmal die bei der Zahl 48 liegende Uhr, die bei 8 liegende Tabackspfeife, so daß ich thörigt genug war, manchen ersparten Groschen zu wagen. Es waren die Zahlen von 8—48, d. h. alle diejenigen, welche mit 8 Würfeln geworfen werden können; es sind aber mit 8 Würfeln 1,679,616 Würfe möglich; da nun nur die Zahlen 8—48, also nur 41 verschiedene, geworfen werden können, so ist einzusehen, daß unter diesen mehrere vorkommen, welche sehr viele verschiedene Lagen der einzelnen Würfel zulassen. Die Zahl 8 kann nur ein einzigesmal zum Vorschein kommen, denn es müssen hier alle 1 oben liegen, eben so 48, denn in diesem Falle müssen alle 6 oben liegen, und nur bei dieser Lage der Würfel ist eine jener Zahlen zu werfen möglich; die Wahrscheinlichkeit 8 oder 48 zu werfen ist also sehr gering, weil man nicht weniger als 1,679,615 Würfe dagegen hat, d. h. aber nichts anders, als wenn ja einmal die Zahl 8 oder 48 nothwendig kommen müßte, was aber natürlich nicht einmal der Fall ist, so könnte sie im schlimmsten Fall erst dann auftreten wenn man bereits 1,679,615 mal geworfen hat; rechnet man auf jeden Wurf 1 Minute, so wären 3 Jahre hiezu erforderlich. Je mehr aber die Zahlen sich der Mitte zwischen 8 und 48 nähern, desto mehr nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, eine derselben zu werfen, so kann sichs z. B. treffen, daß die Würfel 36688 mal verschieden liegen können, die obenstehenden Augen aber allemal 20 oder

36 geben, die Zahl 28 aber läßt die verschiedensten Lagen der Würfel zu, sie kann nämlich 135954 mal geworfen werden, und man findet somit, daß die Wahrscheinlichkeit diese Zahl zu werfen sehr groß ist, sie ist nämlich ohngefähr 1 : 12, während also unter 1679615 Würfen die Zahl 8 nur einmal geworfen werden kann, kann 28 schon unter 12 Würfen einmal geworfen werden; man darf also nur 8 unter die gewinnenden Nummern 28 unter die Nieten setzen, um mit der größten Wahrscheinlichkeit dem Setzenden zu sagen, du gewinnst nichts. Auf diese Art waren jene Spieltische eingerichtet, alle Zahlen in der Nähe von 8 und 48 waren Treffer alle um 28 herum Nieten, wenn von 8 aufwärts und von 48 abwärts allemal 10 also in allem 20 und mithin die Hälfte aller Nummern Treffer waren, so hatte der Setzende nur 45980 Würfe für, 1633635 Würfe gegen sich, und die Wahrscheinlichkeit des Gewinns war nur noch 1 : 37.

Fassen wir nun noch unser Lotto etwas näher ins Auge; 90 Nummern liegen in einem Rade und von diesen werden allmonatlich 3 mal, 5 gezogen. Von jenen 90 Nummen setzt man eine oder mehrere, und wenn sich diese unter den gezogenen befinden, so hat man gewonnen. Eine einzige Nummer heißt Auszug, und da 5 unter 90 gezogen werden, ist leicht einzusehen, daß die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen 1 : 18 ist, d. h. wenn die gesetzte Nummer einmal nothwendig kommen müßte, so könnte dies doch erst bei dem 18ten Zuge geschehen; 2 Nummern heißen eine Ambe, die gezogenen Nummern lassen sich zu zweien auf 10 verschiedene Arten zusammenstellen, d. h. es sind unter ihnen 10 Amben, unter allen 90 Nummern aber sind 4005 solcher Zusammenstellungen zu zweien möglich, und die Wahrscheinlichkeit ist hier 1 : 400.

3 Nummern sind eine Terne, unter 5 Nummern sind 10 Ternen unter 90 Nummern aber 117480, und die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ist hier 1: 11748; 4 Nummern sind eine Quaterne, die 5 Nummern lassen 5 die 90 Nummern aber: 2555190 Quaternen zu und die Wahrscheinlichkeit des Gewinns: 1: 511038; 5 Nummern sind eine Quinterne, unter den 5en also eine einzige, sie errathen heißt wie das Volk sich ausdrückt: die Lotterie sprengen, unter den 90 Nummern sind 43949268 solcher Quinternen, eine wird gezogen, da errathet eine gefälligst. Sie sehen, wie furchtbar schnell die Unwahrscheinlichkeit des Gewinnes wächst, und wenn wir wieder etwa einen Zeitmaasstab anlegen wollen, so könnte dies so geschehen: wenn die gesetzten Nummern wirklich einmal kommen müßten, und man setzte sie in jeder oder alljährlich stattfindenden 36 Ziehungen, so würde der Auszug nach ½ Jahr; die Ambe nach 11 Jahren, die Terne nach 327 Jahren, die Quaterne nach 14179 Jahren und die Quinterne nach 1,220,813 Jahren herauskommen können.

Aber kehren wir uns von diesen Nachtseiten unsres Lebens und wenden Sie mit mir Ihre Blicke nach oben. Dort hat uns die Wissenschaft Genüsse bereitet, ganz andrer Art, dort ist sie uns die reine Himmelstochter. Stundenlang wollte ich erzählen und nicht müde werden, von jenen Wundern, die sich in den Kreisen der Gestirne uns aufthun, und wie es der Physik und Mathematik gelungen, tiefe Blicke in jene Geheimnisse zu werfen, wie sie den Strahl heilig benützt, den Gott in die Brust seiner Lieblinge geworfen. Heute ist mir nur vergönnt, einige von jenen Resultaten mitzutheilen, welche dem Zweck dieses Vortrags entsprechen; dies sind die Entfernungen verschiedener Himmelskörper von unserer Erde, und eine Vergleichung mit

irdischen Weiten und Geschwindigkeiten. — Die Quelle, welche uns vom Dasein aller Dinge unterrichtet, ist das Licht, sobald auf unsre Erde ein Gegenstand in den Bereich unseres Gesichtes kommt, sehen wir ihn, und die Geschwindigkeit des Lichtes kann daher an irdischen Gegenständen nicht gemessen werden; in einer Secunde legt das Licht einen Weg von 41000 Meilen zurück, käme also um unsere Erde in dieser Zeit $7\frac{1}{2}$ mal herum. Oben haben wir gesehen, daß eine Lokomotive bis zum Mond 2 Jahre braucht, das Licht legt diesen Weg in $1\frac{1}{10}$ Secunde zurück. Der Mond aber ist der uns zunächst stehende Stern; gehen wir zum ewig unerschöpflichen Wärme- und Luftquell, zur Sonne; diese ist 21000000 Meilen von uns entfernt, eine Kanonenkugel macht in einer Secunde 600' zur Sonne, also ist eine Zeit von 25 Jahren für sie erforderlich; unsre Lokomotive, welche alle 2 Stunden 6 Meilen macht, würde 830 Jahre brauchen, unser Lichtstrahl aber ist schon in 8 Minuten bei uns. Halten wir dieses Verhältniß für fernere Weiten fest, denn bei den Sternen, welche wir noch betrachten wollen, und die über unser Sonnensystem hinausliegen, ist dieser irdische Maaßstab kaum mehr anzulegen. Heller glänzend steht jetzt in heitern Sternennächten der Sirius am südlichen Himmel, wollen Sie ihn suchen, er ist der herrlichste unter allen, Sie werden ihn nicht verfehlen; dieser Stern, diese unsrem Systeme zunächststehende Sonne, ist nach Herrschel 8 Billionen Meilen von uns entfernt, das ist 400000mal weiter als die Sonne, eine Kanonenkugel braucht daher bis zu ihm 10,000000 Jahre, eine Lokomotive 332 Millionen und selbst der unendlich schnelle Lichtstrahl ist $6\frac{1}{2}$ Jahr unterwegs. Wenn also der Sirius in diesem Augenblick in das Nichts zerstiebe, aus dem er hervorgegangen, so würden wir ihn doch

noch $6\frac{1}{2}$ Jahr lang sehen. Und das ist der nächste Fixstern; 4 Billionen Meilen nennt man eine Sternweite, mit seinem Riesentelescop hat Herrschel noch in einer Entfernung von 300000 solcher Sternweiten lichte Stellen entdeckt, zu 8000 Sternweiten sah er in diesen Hallen noch einzelne Sterne deutlich, von letztern bis zu uns braucht das schnelle Licht 50,000 Jahre; jene Hallen aber, welche für solche Fixstern-Systeme gehalten werden, wie das, in dem wir uns befinden, d. h. also, für eine ungeheure Anzahl Sonnen, Planeten, Monde und Kometen, sind so ungeheuer weit von uns entfernt, daß für den Lichtstrahl um von ihnen zu uns zu gelangen 1 Million Jahre erforderlich sind. Wir sehen sie aber, folglich müssen sie so lange vorhanden sein, und wir geben der Welt eine Dauer von 6000 Jahren? — Wie klein! — Lassen Sie mich meinen Vortrag mit den Worten unsers großen Dichters schließen, mit welchen ich einmal einen ähnlichen geendet habe: Vor dir Unendlichkeit, Unendlichkeit hinter dir — wo steht der Markstein der Schöpfung? —

V.

Ueber Charakterbildung.

Von

Julius Merz.

Fast fürchte ich, durch die Ankündigung eines Vortrages: „Ueber Charakterbildung" in Ihnen die Vermuthung geweckt zu haben, ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf ein allzuabstraktes Gebiet lenken wollen. Der Stoff selbst, ist dies gewiß nicht; dagegen aber fühle ich, daß die Behandlung desselben, keine so ganz leichte und wohl im Stande ist, einer solchen Befürchtung Raum zu geben. —

Fragen wir: Was ist Charakter? so antworte ich darauf: „Die Willensäußerung eines Menschen, wie sie sich consequent in Wort und That kund gibt. Ich bezeichne in diesem Satze drei Eigenschaften, welche nach meiner Ansicht dem Wesen des Charakters durchaus nicht abgehen dürfen. Nehmlich, der Charakter muß aus der, ihrer Natur nach anstrebenden und ankämpfenden Freiheit des Willens hervorgehen; er darf ferner nicht den Stempel einer einzelnen Handlung an sich tragen, sondern er muß den Hauptzug unserer Gemüth- und Denkweise verrathen, und endlich muß er als solcher ohne Scheu und rücksichtslos in Wort und That sich kund geben. Freilich hat das Wort Charakter überhaupt in unsern Tagen, wie sich ihn die Römer

nahezu von dem Worte vir ableitend unter virtus gedacht haben mögen, eine von seiner ersten Bedeutung sehr abweichende erhalten. Man spricht von einem weiblichen, ja selbst von einem kindlichen, von einem leichtfertigen, von einem schwankenden Charakter; Prädicate, welche den frühern Begriff des Subjectes geradezu aufheben, denn ein schwankender Charakter ist eben „kein Charakter" und bei den Ausdrücken wie die ersteren und den ihnen ähnlichen, wird das Wort Charakter, für „Wesen, Art, Neigung" und dergleichen genommen.

Da ich aber nicht von diesen Nebenbedeutungen, noch weniger von der, welche das Wort Charakter, unter Zusammenstellung mit allen Prädicaten die zwischen gut und böse liegen, in der weiten Bedeutung des Wortes „Mensch" hat, zu sprechen gewillt sein kann, so stelle ich seinen Begriff dahin fest, daß ich den Charakter, als Charakter κατ' ἐξοχήν, als denjenigen, welchen das Wort mit dem Begriff einer tüchtigen und edlen Gesinnung gemein hat, zur Grundlage unserer Betrachtung machen will.

Wenn ich vorhin den Charakter als ein Product freier Willensäußerung bezeichnet habe, so reichen auch seine Wurzeln bis da hinab, wo diese in dem Individuum anhebt, d. h. bis zum Kindesalter. Da ist die Kraft, die ihn trägt, der Wille; der Boden, auf welchem er gedeiht und erstarkt, das Herz, das Gefühlsleben; und das Gesetz, dem er dabei folgt, ein natürliches, mit den Jahren sich immer mehr entwickelndes Rechts- und Billigkeits-Gefühl. Aber ehe er noch so groß und stark geworden, brechen wir oft mit ungeschickter Hand das junge Reis. — Es ist sprüchwörtlich geworden, man muß den Eigensinn „brechen", und doch ist das, was wir

Eigensinn nennen, nichts anderes, als der erste Ansatz des Willens- und Beharrlichkeitstriebes, jener beiden Factoren, aus welchen sich als Resultat der Charakter herausbildet. — Läugne mir Niemand, daß hier in der Erziehung ein Punkt sey, an welchem viel verkrüppelt und verderbt werden kann. Hier sind nicht selten die Quellen zu suchen, welche schon am Sprudel getrübt, auf unreinem Gange Hinterlist und Bosheit in das Leben eines Menschen getragen haben. Was einmal naturgemäß sich entwickeln und Bahn brechen muß, kann und wird unnatürlich zurückgehalten, nur zum Schlimmen ausschlagen. Ich will damit nicht sagen, daß man dem psychischen Entwicklungsgange ungemessen Raum geben solle; ja es darf allerdings und gerade schon in diesem ersten Geschäft der Erziehung an einer sorgfältigen Ueberwachung und einer weisen und freundlichen Leitung nicht fehlen, um dem sich kundgebenden Triebe die Richtung und die Nahrung anzuweisen, die ihn recht zu führen und zu beglücken vermag.; doch glaube ich, daß jedes hartneckige, starre, frostige Entgegentreten, so lang als nur immer vermieden werden müsse.

Es ergiebt sich aus den meisten Biographieen und Autobiographieen, von welch' wesentlichem Einflusse auf die Erziehung der Kinder, der Umgang und erste Unterricht der Mütter ist, eine Wahrheit, welche uns auch in diesem Kreise an den Heroen neuerer deutscher Dichtkunst auf geistreiche Weise nachgewiesen wurde. — Wenn aber die mährchenhaften, ausgeschmückten Erzählungen einer Mutter, die Phantasie des Kindes wecken, wenn deren lebhaftere Art sich zu äußern, seinen Verstand anregt und schärft, so ist es gewiß auch die Milde ihrer Zurechtweisung, welche auf sein Gemüth seegenbringender wirkt, als das gewöhnlich rauhere Wort des Vaters.

Wenigstens möchte ich unseren Frauen und Müttern nicht das Verdienst streitig machen, eben so sehr auf unsern Charakter, als auf unsern Geist zu wirken, oder gewirkt zu haben.

Aus diesem Kreise entlassen wir unsere Kinder und senden sie, als in die nächste Fortbildungsanstalt, in die Schule. Die Verhältnisse, die Sitten, die Temperamente und der Bildungsgrad der Eltern, haben bei den verschiedenen Kindern auf die verschiedenste Weise gewirkt. Der Unterricht kann, mit geringer Rücksicht auf die Fähigkeiten, nach feststehenden Formen gleichmäßig geübt werden, aber daß der Elementarlehrer, noch unbekannt mit jenen Eindrücken und dem allgemeinen Gemüthszustande des Kindes, Hand an's Werk zu legen und die Aufgabe zu lösen hat, die verschiedenen Individualitäten mit besonderer Rücksicht derselben zu behandeln und sie erst allgemachs unter einem Brennpunkte, dem Begriff des Wahren und Guten zu sammeln, — das macht seine Arbeit, zu einer so beschwerlichen, daß wir ihr billig mehr Anerkennung und größere Opfer angedeihen lassen sollten, als wir ihr zu geben gewohnt sind. — Nicht gerade ob wohl, aber, in wie weit in der Schule das Geschäft der Erziehung überhaupt zu üben sey, ist bis jetzt eine Streitfrage geblieben. Wie könnte man auch beides so ganz von einander trennen. Es hat Schulmänner gegeben, und es gibt deren noch, welche das Erziehen so viel als möglich von der Hand weisen zu müssen glaubten. Ein redlicher Lehrer kann sich damit nicht einverstanden erklären. Ja da unsere Kinder fast die Hälfte der Tageszeit in der Schule zubringen, so hege ich die Ansicht, daß hier neben dem Familienkreise hauptsächlich der Platz sey, wo das Geschäft der Er-

ziehung treu und fleißig geübt werden soll. Es kann und wird hier um so mehr gewirkt werden als dort, da nicht jeder Vater, nicht jede Mutter von jener sittlichen Berufung durchdrungen ist, von welcher jeder achtungswerthe Lehrer durchdrungen seyn wird und muß.

Das Geschäft der Erziehung in der Schule, ist allerdings kein genugsam von den Behörden vorgeschriebenes und von den Eltern unterstütztes, wie überhaupt kein leichtes, und wird schon dagegen verstoßen, wenn man die üble Sitte beibehält, die Kinder als kleine Verräther aufzustellen, um sie desto sicherer zu großen zu erziehen; oder wenn man ihnen allzuvorschnell den oberflächlichen Vorwurf der Lüge entgegenhält, wodurch sie nur desto gewisser zu Lügnern gemacht werden. Es wirkt nichts nachtheiliger, als unvorsichtiger und unbegründeter Tadel, der in seinen Wiederholungen alles Ehrgefühl schon im Keime erstickt; nichts hemmender, als jenes Schulen, das mit rauhem Worte eine ordonanzmäßige Stille erzwingt und sich zufrieden gibt, wenn die Masse der Lebendigen ein paar Stunden hindurch angstvoll zusammenkauert. Der Geist wie der Charakter der heranreifenden Jugend, beide, wenn jener frische, fruchtverheißende Blüthen treiben, dieser erstarken und für's Leben sich vorbereiten soll, beide können nur unter dem Schutze eines Prinzipes gedeihen, das dem Schüler Freiheit der Bewegung in Unterricht und Sitte gestattet. Es gibt eine Gewalt, die eben so kräftig als mild, eben so anspornend, als gerecht ist, — das ist, die moralische. Die charaktervolle und männlich-kräftige, an Ruhe und Milde zugleich reiche Persönlichkeit eines Lehrers, sie erbaut in der stillen, Achtung und Liebe hegenden Hingebung der Schüler, die kräftigsten und sichersten Stützen der Disziplin. Da wird die

Arbeit in Luft verkehrt, da ist unsrer Jugend ein werthes Bild, als anziehendes Muster zur Nachahmung hingestellt, da wuchern im ungetrübten Gemüthe die durch Reden und Thaten begeisternden charaktervollen Vorbilder besonders des klassischen Alterthums, da mit dem Erkennen und Fühlen alles Edlen, alles Schönen, alles Großen und Wahren, wächst das Verlangen ihm nachzustreben und ihm dem Erkannten und Errungenen anzugehören mit ganzer Seele.

Das Erfülltseyn von solchem Verlangen, gibt uns das Zeugniß, daß alle innern Bedingungen für die mögliche Vollendung des Charakters vorhanden sind, und berechtigt uns zu der Hoffnung, daß er sich fortan im Leben als solcher bewähren werde. Wenn Göthe sagt: „Es bildet sich ein Charakter in dem Strom der Welt," so läßt sich, wie dies vor einiger Zeit schon einer unserer gelehrten Schulmänner angedeutet hat, hier das Wort „bilden" nicht anders, als für „sich befestigen, erstarken," nehmen, und in der That würde auch ein Mensch ohne diese seelische Vorbildung, gleich beim ersten Versuche in selbstständigen Verkehr mit dem Weltleben zu treten, von dessen Eindrücken machtlos vernichtet und zurückgeworfen werden. Diesen Eindrücken aber zu widerstehen und groß und stark genug zu seyn, sie nach Umständen entweder zu bezwingen oder zu verachten, — das ist der Probirstein für den Charakter. — Das Leben, das reiche Leben, mit seinen vielen beengenden Verhältnissen, mit seinen entblätterten Hoffnungen, mit seinen rohen Gewalten, mit seiner böswilligen Leichtgläubigkeit, mit seinem dünkelhaften Spotte, mit seiner treulosen Freundschaft, mit seiner erheuchelten Liebe, — das Leben, das reiche Leben, ist der Kampfplatz, auf welchem der Charakter, diese große Tugend, sich bewähren soll. Doch wie Viele

unterliegen nicht in diesem Kampfe, wie Viele ziehen sich nicht scheu zurück, wenn er beginnen soll. Freilich! — Da die Zeit noch nicht so weit hinter uns liegt, wo so manche auftauchende freiere Regung des kindlichen Gemüthes oft ungestümm zurückgewiesen, der Geist, statt zu sittlicher Kraft erweckt zu werden, durch leeres Formen- und Formelwesen gelähmt wurde; so kann es nicht an Erscheinungen eines verkrüppelten Gemüthes, an heuchlerischen, gleißnerischen und knechtisch gesinnten, überhaupt an Männern fehlen, denen ein Charakter durchaus abgeht. Was an ihnen in früheren Jahre der Vater oder die Schule noch nicht verschuldet hat, das verschuldet in den späteren die Welt, die nicht selten ebenso den Lohn wie den Undank mit geblendetem Auge verabreicht. Ihrer kann man sich nicht versichern, wo es gilt, ein offenes, freimüthiges Bekenntniß abzulegen, sie kennen keine Nationalehre, kein Nationalgut, sondern nur das eigenste und nächste; sie wissen nichts von einem Opfer, das man dem Volke schulden kann nichts von der Gewalt eines Gemüthes, die unter dem Drucke wächst, nicht aber in roher Form der Befreiung, sondern in weiser Abhärtung sich nur um so tüchtiger erfinden lassen würde im Kampfe, wenn ihrer der Thron, wenn das Vaterland ihrer bedürfen sollte.

Man nennt unsere Zeit eine kranke. — Sie ist es! — Was ist es aber anderes, als daß ein kleiner Theil der Generation mit dem Gefühle des Schmerzes die Klage darüber laut werden läßt, daß der größere Theil des Volkes, der Kraft zu sittlicher Erhebung entbehre, daß man hier vermeine, auf den Stelzen sogenannter Lebensklugheit die Anforderungen einer innern Stimme umgehen zu können; dort, in die Interessen des Materialismus versunken, taub für alles Bessere sey, und

daß die vielleicht noch Empfänglichsten zu kämpfen hätten mit Sorge und Noth. —

Wenn diese Zustände wahr sind, und ich fürchte sie sind es, so haben wir allerdings eine kranke Zeit.

Man bezüchtigt unsere Zeit ferner, sie sey schlechter geworden. Unsere Väter habe durch Jahrhunderte der Ruhm der Biederkeit geziert, aber der Biedersinn sey gewichen und das Vertrauen sey gesunken. „Ein Mann, ein Wort," habe lange Geltung gehabt und Sicherheit geboten, wo jetzt kaum Brief und Siegel mehr hinreichten. — Und ist es so, so ist es an Allen denen, die mehr oder weniger an der Erziehung der Jugend zu arbeiten berufen sind, in ihr die Grundlage aller Tugenden, den Charakter, zu wecken und zu bilden. Unsere Zeit bedarf, wenn sie gesunden, wenn sie besser werden soll, weniger der einsichtsvollen, als vielmehr der charaktervollen Menschen. — Mögen in ihr unter dem Einflusse der Besten und Tüchtigsten der Gegenwart, Männer herangebildet werden, welche wieder erwerben den Ruhm der Väter, den Ruhm des Biedersinns und strenger Rechtlichkeit, daß das Vertrauen unter uns wachse und Geltung wieder habe das Wort:

„Ein Mann, ein Wort."

Man halte mich nicht für einen Moralisten; doch hat es mich gedrängt, in einer Sache welche so tief in das Leben eingreift, seine offene Ansicht auszusprechen und ihr ein freies Wort zu gönnen.

VI.

Variationen über die Wörter: „machen“ und „thun.“

Von

G. Arnold.

Das deutsche regelmäßige Zeitwort „machen“ hat sich einen Helfershelfer zugelegt in dem unregelmäßigen „thun,“ ungefähr wie das englische to make gemeinschaftliche Sache gemacht hat mit dem kleinen to do und dadurch haben diese beiden Sprachen einen großen Vorzug vor den übrigen, die das lateinische facere nur mit einem Worte wiedergeben können, der Italienische fare, der Franzose faire, der Spanier hacer, der Portugiese fazer. Selbst der stammverwandte Däne hat dafür nur giöre, der Schwede göra. Die in Rede stehenden Wörtchen theilen sich in eine solche Menge von Begriffsbezeichnungen, man kann so viel mit ihnen ausdrücken, daß wir vor denselben einen gewissen Respekt bekommen.

Beide haben als Grundlage die Activität und bezeichnen sonach einen und denselben Begriff, aber sehen wir, wie der Sprachgebrauch sie vielfach verschieden ja mitunter entgegengesetzt angewendet hat.

Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie Ihrer Wege, sagt man zu Jemand, mit dem man keine Umstände

machen will und vorausgesetzt, daß der Mann nicht etwa den Grundsatz: bange machen gilt nicht, zu dem seine Thaten gemacht hat, so macht er aus der Noth eine Tugend, und drückt sich oder macht sich fort.

Es wäre komisch, wenn wir eine Person, die uns übel macht, einen Uebelthäter nennen wollten, und wenn wir etwas abmachen, so können wir's nicht immer auch abthun, besonders wenn dieses Etwas ein Mensch ist. Sie hat sich an einen liederlichen Menschen gemacht, sagt man von einem Mädchen und er kann sagen: sie hat mir's angethan, ich kann keinen Streich mehr thun, ich thu nichts als an sie denken, obwohl das auf die Länge der Zeit nicht gut thut. Es macht mir nichts oder ich mache mir nichts daraus sagt eine Schöne bitter lächelnd, deren ehemaliger Galan einer andern schön thut, aber innerlich thut's ihr doch weh, sie thut nur so als sei es ihr gleichgültig.

Wir können Einem etwas weiß machen, wir können ihn tüchtig ausmachen, wir können ihn schamroth und zum Gelächter machen, wir können ihn warm machen im Winter — nur nicht kalt machen dürfen wir ihn, wenn es noch so heiß, sonst macht man uns den Prozeß.

Am Liebsten haben es die Leute wenn man ihnen was vermacht und wenn man ihnen das verspricht, so thun sie uns Alles zu Liebe, am Liebsten die Augen zudrücken. Wenn man sich bei einem Handel etwas macht, so kann man überhaupt sagen, daß man ein gutes Geschäft gemacht habe, wenn man sich aber was thut bei der Arbeit, so kann alles machen aufhören und man wird ohnmächtig.

Eine Pflicht macht man nicht sondern man thut die seinige, aber ein Gesetz macht man und thut darnach. Da aber so viele Gesetze gemacht worden sind, daß man sie gar nicht alle merken kann, so kommt man jetzt sehr häufig mit ihnen in Collision und macht sich die Obrigkeit zum Feind. So was macht Aufsehen, das ist natürlich, und wer sich da nicht gleich aus dem Staube macht, mit dem wird nicht viel Federlesens gemacht werden.

Man hat Harlekin mit Lustigmacher, Poet mit Versmacher übersetzt, und um möglichst alle Fremdwörter auszumerzen, würde ich sogar den Vorschlag machen daß man Doctor theologiae mit Seligmacher Doctor juris mit Rechtmacher und Doctor medicinae mit Gesundmacher gibt. Hoffentlich machen sich diese drei Fakultäten nichts daraus — aber es kann sich treffen, daß man diese Uebersetzung eine Windmacherei nennen würde und ich sage selbst, daß sie keine ausgemachte Wahrheit ist.

Es ist sonderbar genug, daß man von anderer Seite wieder darauf ausgeht, für ehrliche deutsche Macher französische fabricants and artistes zu setzen. Die Schuhmacher werden Stiefelfabrikanten, die Kleidermacher (horribile dictu Schneider) tailleur oder Besitzer von Magazinen fertiger Herrenanzüge genannt; die guten Perrückenmacher lassen sich Haarkünstler schelten und es ist wahr, sie thun nichts mehr als Haarschneiden, denn die Perrücken lassen sie sich von Frankfurt und Paris kommen. Handschuh-, Kamm-, Hut-, Knopf-, Korb- und Uhrmacher heißen alle Fabrikanten, nur die Büchsenmacher halten es nicht der Mühe werth, sich anders zu benamsen, weil sie selten mehr eine neue

machen sondern nur die alten Suhler und Lütticher repariren. Goldmacher und Wegmacher kenne ich nur dem Namen nach, erstere nennen sich auch vornehm Adepten; ich habe noch von keinem gehört, daß er sein Meisterstück gemacht hat. Ueber die letzteren kann man nichts sagen, weil man das ganze Jahr auf den Landstraßen keinen einzigen zu sehen bekommt. Es ist das bei uns eine Species ignota.

Die Mädchen machen jetzt erschrecklich viel Stat und das soll theilweise helfen ihnen eine gute Parthie machen. Wenn Hochzeit gemacht ist, wollen sie gleich ein großes Haus machen und gewaltig vornehm thun und wenn der arme Ehmann ein Kaufmann ist der in Hopfen und Landesprodukten ganz passabel macht, so kann es sich hoch treffen, daß er endlich Bankerott machen muß, weil ihn die liebe Frau arm gemacht hat, noch ehe er ein gemachter Mann war.

Ich habe eine Terne gemacht und das ist mein Glück, sagt ein Lotteriespieler, er müßte aber sagen: mein Unglück, denn er thut natürlich so fort spielen, aber nicht gewinnen; das Lotto macht seinen Schnitt bei ihm und er macht zuletzt Schulden und am Ende Feierabend weil er nichts mehr hat.

Sonst sagte man Preis machen, jetzt aber ganz kurz: preisen. Man macht nicht gerne viel Worte mehr. Die Juden auf der Frankfurter a. d. O. Messe sind wahre Tapidarmenschen: Was preis'n Sie die Cologne, was die Hauf'ntrager, mit diesen Worten stürzen sie in die Bude und es wäre unnütz sie darauf aufmerksam zu machen, daß man von jedem dieser Artikel zehn Qualitäten da liegen hat; sie haben keine Zeit zu hören und wollen „nur billig“ denn

sie müssen in einer halben Stunde mit der Eisenbahn wieder fortmachen. Sonst nahmen sich die Leute Zeit zum Plaudern. Da hieß es beim Ankommen: Wie gehts Ihnen, was machen Sie, was macht Ihre Frau! O, ich danke, und Sie? Recht gut und wie macht sich die Messe? O, es macht sich, Sie können sie gut machen. Bitte sehr, ich thue wenig mehr. In was machen Sie eigentlich? Ich mache in Leder. In Leder, so; Rind- oder Schaaf-? und dabei wird man sehr prüfend angeschaut, ob es sich nicht vielleicht aus der Physiognomie errathen läßt. Auf diese Weise machte sich das Geschäft, wenn auch langsam und man machte mit Jedem ein Pöstchen.

In der Regel wird den Gelbschnäbeln ein Bart gemacht noch ehe sie ihn wirklich haben und sie merken den blauen Dunst nicht eher, als bis nichts mehr zu machen ist. Wenn sie erst mehr durchgemacht haben als die Schule, und mehr mitmachen können als einen Ball, dann macht man schon einen Unterschied, und es kommt an sie die Reihe, andere in die Mache zu nehmen.

Die Schauspieler machen auch, und zwar heute den Mephisto und morgen den Dorfschulmeister, manchmal an einem Abend den Franz und den Karl Moor zugleich, aber das macht sich nicht gut.

Es gibt Stücke, die Fiasco machen wie jüngsthin „Sie muß ins Kloster“ weil man vielleicht vorher schon zuviel daraus gemacht hat und andre, die Furore machen, wie die Marquise von Villette, das macht, weil das Stück nichts weniger als gemacht herauskommt.

Wir haben ganz vergessen, uns mit dem thun zu thun zu machen.

Häufig wird jetzt darüber geklagt, daß es den jungen Männern nur um Geld zu thun ist, wenn sie eine Frau nehmen, und daß keiner mehr von „einer Hütte und ein Herz" was wissen will. Aber Liebe allein thuts freilich nicht, von der Schönheit ist noch Keiner satt geworden. Der Mann kommt nach Haus, hungrig wie ein Wolf, und die Frau macht weiter nichts als ein freundliches Gesicht. Das ist zwar recht schön, aber wenn sie ein Beefsteak machte, wäre es noch schöner. Die Liebe ist leider arm und das Fleisch theuer, das Weibchen macht Kaffee und der Mann macht saure Gesichter, daß er lauter Liebe geheirathet hat und kein Geld. Es thuts halt nimmermehr.

Macht ist die Fähigkeit viel zu thun — darum sind die großen Mächte großthuerisch, wie Frankreich mit der Befestigung von Paris, die kleinen thun blos dick, wie Reuß Ebersdorf mit dem Verbot des Negerhandels im ganzen Umfang seiner Staaten. Allmacht ist ie Kraft alles zu thun die sich geoffenbart hat durch die Weltschöpfung. Aus Nichts hat Gott die Welt gemacht. Vollmacht gibt man in der Hoffnung, daß ein anderer ein Uebriges für uns thue — 's ist aber meistentheils Schade ums Papier, das man verschreibt. Man thut sich für einen andern nicht sonderlich um. Ohnmacht ist Mangel an Thuvermögen — da hört alles auf, oder es ist abgethan. Von Bergwerken sagt man auch, sie sind mächtig und der Ausdruck ist sehr richtig, denn die Metalle, d. h. die edlen, regieren jetzt die Welt, daher der Begriff Geldmacht, den man in früheren Zeiten gar nicht gekannt hat.

Einen Hauptpleonasm gebraucht der Nürnberger, wenn er sagt: mach nicht so viel Gethu! Wer ihm viel vorschwatzt

und wenig thut, den nennt er einen Maulmacher und dem kann es passiren, daß er ihm tüchtig den Marsch macht.

Ist man einmal ärgerlich, so thut man keinen guten Zug mehr und dann thuts Manchem and nach der Handreichung, die man ihm früher gethan hat.

Wunder zu thun ist meines Wissens Niemanden verboten, seit Cagliostro hat sich aber kein Mensch mehr damit eingelassen, sondern nur ein heiliger Rock.

Schaden thut man sich allemal wenn man es Andern, die über uns stehen, gleich thun will, niemals aber wenn man andern einen Dienst thut, denn das macht einen guten Willen. Sehr gern sehen es die Leute, wenn man ihnen eine Ehre anthut d. h. ein Präsent macht; die Bankiers halten viel auf's Uebermachen, die guten Hausfrauen auf's Einmachen und ich auf das richtige Bettmachen, weil es besonders davon abhängt, daß man gut schläft.

Es gibt Leute, die sich ein Leid's anthun, und solches thut am Wenigsten Noth, ich mag nichts damit zu thun haben; noch häufiger sind jene, die das Ihrige verthun, diese thundar, daß sie nicht wissen was sie thun.

Wenn uns die Aerzte ein Rezept verschreiben und mit einem gewissen Seitenblick hinzusetzen, es wird ihnen recht gut thun, so dürfen wir uns allemal hinterm Ohr kratzen, denn es ist in der Regel ein neues Mittel, das sie an uns probiren und macht uns nicht selten sterbenskrank.

Wenn wir sagen: ich habe den Weg in drei Stunden gemacht, und, mach, mach, daß du fertig wirst, so drücken wir mit dem Worte „machen" ein Fortbewegen aus, und es ist dies ein ähnlicher Begriffsübergang, wie „Macht" und „mäch-

ig," das mit dem englischen to may, können, korrespondirt wie jene mit dem schwedischen maka, fortrücken.

Einen Widerspruch möchte man a prima vista in dem Zuruf: gemach! finden, wo derselbe Laut: langsam, ruhig bedeutet, wäre dessen Beziehung zu dem Worte: Gemach, Wohnung nicht in einem allgemeinen althochdeutschen Wurzelwort zu suchen, in welchem alle Radien der Begriffszersplitterung wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen. Ich fürchte mit Recht, daß meine freundlichen Zuhörerinnen im Stande wären sich aufzumachen und davon zu gehen, wollte ich mich jetzt breit machen mit meiner Gelehrsamkeit in der Sprachforschung und mache daher lieber Halt im besten Zuge, denn ich halte es für ein Verbrechen Ihnen Langeweile zu machen.

Doppelt liebenswürdig sind die Mädchen, wenn sie zumachig sind, wie's die Schweizer nennen; wir sagen: zuthunlich. Es macht den jungen Männern Muth, wenn sie, was kaum noch vorkommen dürfte, ihn nicht schon haben sollten. Wir gehen in der Begriffserweiterung noch weiter und sagen: er ist so thätig, man kann ihn um den Finger wickeln und das wird man in der Regel, wenn man vorher recht tüchtig heruntergemacht worden ist. Die Schwaben sagen: es isch ein Thun — und: er hat gar a groß Thune und wir verstehen es wenn wir auch nicht von Memmingen sind, ja wir sagen mit dem Holsteiner: Der kann's thun! und wissen besser was es heißt, als jener Pastor, der dem schwelgerischen Bauer Botterbrod in Heiligenstädten seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken verwies. Ik kann et doon un' kann et laaten Herr Pastor, gab dieser zur Antwort und — schwelgte fort. Als ihn später der Pastor an dieses sein Ver-

sprechen erinnerte erwiederte der Bauer ganz verwundert: So weer't nich meent Herr Pastor. Ik kann et doon dat heet, ik kann min Kost betaalen un' ik kann et laaten dat heet nich nalaaten, man in min Buk laaten un' faten. Der brave Mann hat es auch so weit gebracht, daß er sich 1786 in Hamburg und Paris für Geld sehen ließ. Er wog 464 Pfund. Spielleut machts 'n Lauterbach auf, ruft der Altbayer und macht's Platz ihr Leut! — und das ist freilich lustiger, als wenn er den ganzen Tag Heu und Holz machen muß. Manchmal kommt auch die Antwort: mach dich nitz'mausig, sonst freff'n dich d'Katz'n. Als man uns in die Schule that, hatten die Schulmeister ihre liebe Noth, bis sie uns klar machten: was thun 7¼ Pfund wenn ein Pfund 6½ thut. Seitdem haben wir dieses begriffen und noch viel mehr.

Wenn ich jetzt schließe, so werde ich den Gegenstand drum noch lange nicht erschöpft haben. Die Spieler werden mich daran erinnern, daß ich das Hinausmachen, die Bäcker, daß ich das Anmachen vergessen habe. Nun, allen Leuten kann man es nicht zu Danke machen, ich bin sehr zufrieden, wenn Sie sagen, daß ich nur halbweg meine Schuldigkeit gethan und Ihnen ein frohes Stündchen gemacht habe.

VI.

Der Ring.

Reiseerinnerung aus dem Jahr 1843

Von

P. C. Geißler.

Die Gesellschaft war heute vollzählig. Keine Unpäßlichkeit oder sonstige Abhaltung hatte das Mittwochskränzchen eines Blattes beraubt; der statutenmäßige Kalbsbraten, von der treffenden Wirthin in einer pikanten, neuen Sauce aufgetragen, hatte Gnade vor den Herren und Lob bei den Frauen gefunden; seine Reste waren dem Rauch-Apparat gewichen, der jetzt auf der Tafelrunde neben dem goldgelben Hopfennektar thronte, und dessen ausgezeichnete Qualität der Wirth nebenan, welcher ihn geliefert, verbürgt hatte. Die Stricknadeln der Frauen waren in voller Thätigkeit „als gält es ein Herz zu bestricken" — das Rezept der belobten Sauce lernbegierig abgefragt und freundlich mitgetheilt, dagegen andere nicht minder vortreffliche eingetauscht; schon waren die Tages- Welt- Land- und Stadtfragen von Seite der Herren pro und contra nach allen Richtungen beleuchtet und erörtert worden, und hatten aufmerksame Hörerinnen an den Damen gefunden, deren jede im Geheimen den Ansichten ihres Ehegemahls das unbestrittene Recht einräumte — als jene bedeutungsvolle Stille eintrat, welche gewöhnlich nach lebhafter Diskussion, wenn der Gegen-

stand erschöpft, eintritt. Da ergriff eine kleine liebenswürdige Frau, deren Naivität sie, die Jüngste unter den Versammelten, zum Schooskind des ganzen Kränzchens machte, das Wort, zupfte den Gemahl am Ohrläppchen und flötete:

„Genug, ihr Herren, des Politisirens — so steht die Welt einmal und nicht anders; ihr hebt sie nicht aus den Angeln, wenigstens heute Abend nicht. Du, Alterchen — beiläufig gesagt, das Alterchen war ein angehender Dreißiger — könntest mit gutem Beispiele vorangehen und der armen Frauen gedenken, deren Köpfchen Ihr mit so unendlich vielem über ihre Begriffe Gehenden angefüllt habt, daß das Gemüth durchaus nichts dagegen hätte, wenn es von dem Ueberflusse dort etwas abbekäme. — Hast du keinen von deinen Lieblingen, Uhland, Lenau bei dir, deren Dichtungen du so schön vorzutragen verstehst? —

„Gern Frauchen, wenn es der Gesellschaft Freude macht," entgegnete ihr der Geschmeichelte und eilte nach dem Surtout, in dessen weite Seitentaschen er einen der versprochenen Freunde versenkt zu haben glaubte. Aber, Unglück! der Zerstreute mußte vergessen haben, ihn einzustecken. Und sonst hatte Niemand etwas bei sich. Die Buchhändler waren so säumig mit ihren Zusendungen gewesen, einer von der Gesellschaft hatte sich auf den andern verlassen, und eine ältere Dame rief in komischem Zorn, die Wortführerin unterstützend: „So ist denn kein Dalberg da?" — Da erhob sich, zwar nicht als Edelknecht zart und fein, denn der Mann hatte seine Rundung, Herr X., eine unbekannte Größe, mit deren Findung ein verehrtes Publikum sich den Kopf nicht zerbrechen möge, neigte sein Antlitz und sprach: „Wenns am Besten fehlt, nimmt man wohl mit Wenigem vorlieb. Die Klassiker sind uns durch das böse

Fatum unſers Rektors verſchloſſen; die Literatur fehlt, unſere reizenden Löwinnen aber wollen Erſatz. Nicht mehr als billig. Den kann ich Ihnen nun freilich nicht bieten. — Sollte dagegen eine kleine Epiſode aus meinem jüngſt Erlebten nicht langweilen, ſo wäre ich erbötig, vorausgeſetzt, daß —"

„Erzählen, ein Abentheuer!" erklang es ſechsſtimmig in Molltönen, und das Dur der Männer ließ gewähren. Herr X. aber legte die Pfeife weg, erquickte ſich mit einem kräftigen Zuge aus dem vor ihm ſtehenden Glaſe, neigte ſich und begann alſo:

Die Geſchäfte in Stuttgart waren früher und günſtiger beendet, wie geglaubt. Sie wiſſen, daß meine Reiſe dahin allemal in die Zeit des großen Stöber- Feg- und Scheuerfeſtes fällt, welches zur Qual der Männer zweimal im Jahre, Frühling und Spätherbſt, gehalten werden muß, wo die Frau das Regiment führt und das Oberſte zu unterſt kehren läßt und der Gatte in das Mauſeloch kriechen möchte, welches nun mit Glasſplittern verſtopft wird, und ſeinen Bewohnern die Luft, herauszukommen, verleiden ſoll. Zum Ueberfluß mußten diesmal neue Steinkohlenöfen geſetzt werden, — „zehn Tage, zehn volle Tage, keinen weniger!" — ſo ſprach die Meinige beim Abſchiedskuſſe — und ich war mit dem fünften ſchon aller Geſchäfte ledig und konnte den ſechſten wieder zu Hauſe ſeyn. Was wartete meiner aber da! —

Die liebenswürdige Familie eines Stuttgarter Freundes, dem ich mein Leid klagte, bot zwar ihre Ueberredungsgabe auf, den nicht ungern geſehenen Gaſt zu halten, aber — fünf Tage! Da fuhr mir ein Gedanke durch die Seele, und ich kalkulirte:

Nürnberg von Stuttgart, den Weg mit der Poſt zurück-

gelegt, in 23 Stunden — München von Stuttgart per Post und Eisenbahn in 21 Stunden; die Rückreise von München nach Nürnberg wäre wohl in den Kauf zu geben. Nach München aber zogen mich zwei Magnete, einmal die großartigen Schöpfungen einer neuern Zeit, durch den kunstliebenden König hervorgerufen, jetzt in seiner Vollendung das, was ich vor zehn Jahren im Beginnen sah — nicht minder das Wiedersehen lieber Verwandten und alter Freunde und mit denselben statt des langweiligen Briefwechsels trauliches Kosen von Angesicht zu Angesicht.

Sie wissen, ich entschließe mich bald. Sofort berechnete ich weiter: Der Postwagen geht um 10 Uhr Nachts von Stuttgart ab, trifft um elf Uhr in Eßlingen ein, das nur eine halbe Station davon entfernt ist. Ich lasse mich also in Stuttgart einschreiben, setzte mich aber erst in Eßlingen ein, denn da wohnt mir ein Herzensfreund; ich gehe schon Nachmittags dorthin, genieße mit ihm den Abend, erwarte dann die Post, nehme meinen bedungenen Platz und fahre in Gottes Namen weiter.

Ich war eingeschrieben und das Gepäck aufgegeben. Zwei Stunden später saß ich meinem Eßlinger Freunde gegenüber, mit dem ich mich ausschwatzte; der Abend fand uns im geselligen Kreise biederer Schwaben, Ex-Reichsstädtern, welche in dem Nürnberger eine verwandte Seele finden wollten, und der Schlag Elf Uhr vor der Post, unter Sturm und Regen, der in Strömen vom Himmel floß, auf den Eilwagen harrend.

Wer aber nicht so pünktlich kam, als wir, war dieser. Tropfnaß stehen wir bis zwölf Uhr — da kommt er angerasselt. Noch eine Beichaise. — „Hie Waiblinger" ruft mein etwas excentrischer Freund dem Schwager zu — „Kon-

dukteur, meinen Platz, Nr. 2!" ich sekundirend. — Aber, alles besetzt! — „Mein Platz muß mir werden, hier meine Karte!" — „Alles von Karlsruhe, weiter her, gilt nicht!" — Ich wurde kleinlaut. „Ja, wo ist denn zum Kuckuck, mein Platz? — Der Kondukteur sagte mir ganz trocken: „Sie müße vergesse worde seyn." Das brachte meinen Freund vollends in Harnisch. „Wir protestiren, der Herr läßt sich zu Protokoll nehmen!" — schrie er mit der Stentorstimme, welche er der gütigen Mutter Natur zu verdanken hat. O Gott, mir fiel da Manches ein, was durch das Protestiren nicht anders geworden ist und — der Eilwagen hat nur fünf Minuten Zeit! —

Der Kondukteur war ein praktischer Mann. „Wisse se was, nehme Sie meinen Platz, ich setz mich Ihne gegenüber ins Wagefenschter. Bis Mochinge, zur Station gehts schs, dort steige Passagiere aus — wir müsse uns ebe zusammeschlichte!" — Mit diesen Worten schob er mich ins Cabriolet, er rutschte nach auf das Fensterkreuz mir gegenüber — eine verzweifelte Positur für uns beide — ich winkte meinem noch immer protestirenden Freunde den Abschiedsgruß und — fort gings!

„Vous parlez français?" lispelte es neben mir im Cabriolet. Eine Französin mir zur Seite? Sollte ich sagen, oui oder non? Mein Französisch und mein Sprachmeister ci-devant fiel mir ein, der mir oft unter Kopfnüssen zu verstehen gegeben hatte, daß ich den Dialekt d'Orleans niemals loskriegen würde. Zudem bin ich mit den Regeln dieser Weltsprache so brouillirt, daß ich mich bei jedem Worte blamiren konnte. Aber das: „vous parlez" ꝛc. war so kläglich ausgesprochen, daß mir in demselben eine ganze Welt voll

Jammer zu liegen schien; also responsirte ich: „oui, mais très mauvais — Madame ou — Mademoiselle?“ — „Madame“ die Entgegnung, und nun entspann sich ein Gespräch —

Doch, ich verschone Sie damit. Madame kam von Karlsruhe, eigentlich von Straßburg. Das Schicksal wollte, daß sie keine Menschenseele fand, der sie sich von dort an verständlich machen konnte. Ich war ihr Rettungsanker, aber müde; die Eßlinger Strapazen hatten mir zugesetzt. In Plochingen kam ich in das Innere des Wagens und endlich zur Ruhe. Bald schlief ich ein. —

An dem Plätschern des Regens, der an die Chaisenfenster schlug, wachte ich auf. Ich rieb die Augen, schaute hinaus — Himmel und Erde machten gleich trübselige Gesichter, der Weg war bodenlos, und Schwager Postillon patschte in dumpfer Ergebung neben dem schweren Kasten her, den die armen Gäule kaum vom Fleck zu bringen vermochten. Schlimme Aussichten! „Wie weit noch von Ulm?“ — „zwei gute Stationen.“ — „Aber um sieben Uhr sollen wir dort seyn!“ — „Sie kommen vor Zehn nicht hin,“ war die Antwort des Pferdebändigers, der jetzt wirklich nichts zu bändigen hatte. — „Auch gut,“ dachte ich resignirt, und begann, mich im Wagen umzuschauen. Zwei Gegennachbarn mit gutmüthigen, schwäbischen Gesichtern, wohl Handelsleute, in Morpheus Armen; zur Seite mir eine Frauengestalt in grauem, fremdartig geschnittenen Oberrock, auf dem Schooße einen grauen Herren-vulgo Banditenhut haltend, der ihr im wachen Zustande wahrscheinlich auf dem Lockenhaupte, wenn sie ein solches hatte, thronte. Das mußte meine Französin seyn. Wie im Traume erinnerte ich mich nun auch, daß auf einer Zwischenstation ein Passagier ausgestiegen war,

und dafür ein anderes Etwas seine Stelle eingenommen hatte. Daß sich nun unwillkührlich die Gedanken: wer muß sie seyn, ist sie alt — jung — hübsch — häßlich — in meinem Kopfe jagten, finden Sie begreiflich, selbst mein gutes Weib hier zur Seite, die neben ihren vielen ausgezeichneten Tugenden vor allem die hat, nicht eifersüchtig zu seyn —

„Stille, keine Gegenrede, würdige Lebensgefährtin" unterbrach sich hier selbst der Erzähler, als er sahe, daß die Besprochene den Mund öffnete, um, wie es schien, das Lob doch nicht so ganz unbedingt hinnehmen zu wollen — „später, sonst komme ich aus dem Concepte, also" —

Die Gestalt regte sich, die Kapuze verschwand, und es zeigte sich ein Gesicht, gut conservirt, das einer Frau in der Mitte der dreißiger Jahre angehörte, welche ihren Blick auf den momentanen Bewohnern des Wagens herumschweifen und endlich ihr dunkles Auge auf mir haften ließ. — **Monsieur d'hier au soir?**" — lächelte sie mir zu, und die Identität mit **Madame** im Coupé war hergestellt.

Ohne zu beachten, daß ihr lautes Gespräch die Schläfer vis à vis in ihren süßen Träumen stören könnte, ergoß sie sich in eine Fluth von Klagen über das Unglück, daß Deutschland nicht Frankreich, oder wenigstens Italien sey, wo jedes Kind französisch spricht. Und als wolle sie das, was sie bis daher versäumt, zehnfach wieder einbringen, überschüttete sie mich Armen mit einer Fluth von Fragen, deren einfache Beantwortung meine mangelhafte Sprachkenntniß erst ins rechte Licht setzte. Doch das genirte **Madame** nicht. Mit unerschöpflicher Geduld ergänzte sie das Fehlende, meinte, mein Sprachschatz wäre reich genug; nur etwas Uebung und in vier Wochen sey der geborne Franzose fertig. Ich erfuhr

nun ungefragt, daß die reisende Dame „Artiste“ sey, von Toulouse gebürtig sey, in Rom unter Ingres Portraitmalerei studirt und später in Dubufe's Atelier in Paris sich ausgebildet habe. Dort habe sie die Bekanntschaft einer ungarischen Prinzesse gemacht, von welcher sie nach Wien berufen sey, um das ganze fürstliche Haus zu malen. An weiterer Rekommandation in der Crême der Gesellschaft werde es ihr nicht fehlen. Sie hieß Felice Benoit — von Herrn Benoit erfuhr ich kein Wort — ich war auch zu delikat, nach ihm zu fragen.

Als mich nun — ich muß es nur gestehen — meine Eitelkeit verführte, ihr mitzutheilen, daß sie in meiner Person einen Kunstverwandten neben sich hätte, leuchteten ihre Augen noch einmal so freundlich. Dabei zog sie ein Etui aus der Tasche ihres weiten Capots, nahm eine — Cigarre heraus und in den Mund und bot mir mit größter Nonchalance und Artigkeit Feuer, welches sie vermittelst eines Streichhölzchens zu machen wußte, für meinen Glimmstengel, der im Laufe des Gespräches ausgegangen war.

Also eine Emanzipirte. Da hörte alles auf. Ich muß ein närrisches Gesicht gemacht haben; die Schläfer gegenüber, schon längst aus ihren angenehmen Morgenträumen erwacht, schauten bald Madame, bald sich selbst mit aufgerissenen Mäulern an. Jene aber schien davon keine Notiz zu nehmen, sondern erklärte, daß es sie jetzt doppelt freue, meine Bekanntschaft gemacht zu haben, da bei ihrem auf 2 Tage projektirten Aufenthalt in München, dem wohl ein dritter zugegeben werden könne, wenn sie die dortigen Kunstschätze besichtige, ich ihr unzertrennlicher Begleiter seyn müßte. Herrliche Aussich. Mich überlief's eiskalt! Ich sah den weinenden Himmel an und befahl die Seele meinem Schutzengel. Ich, Gatte

und Familienvater, an der Seite, vielleicht gar am Arme einer zweiten Georges Sand, denn dem Weibe sah alles gleich — Doch ich faßte mich. Kommt Zeit, kommt Rath, und meine angeborne Gutmüthigkeit ließ mir sagen, „wie mir solches eben so viel Ehre, als Vergnügen sey.“ Verzeih mir Gott die Lüge!

Richtig um zehn Uhr in Ulm, drei Stunden über die Zeit des gewöhnlichen Eintreffens der Post. Ich wollte nach dem Münster, eine halbe Stunde ist ja Rastzeit, — heute nicht, das Versäumte muß wenigstens theilweise wieder eingebracht werden, es wird nur umgespannt, es reicht kaum, eine Tasse Bouillon zu trinken. Ich krieche wieder in den Eilwagen, der heute zur Postschnecke in Börne's Manier geworden ist, meine Emanzipirte sitzt schon, ihr Hauch verräth, daß sie sich mit Liqueur gestärkt hat — andere Reisende haben die Plätze gegenüber eingenommen — fort nach Augsburg. Mit der Eisenbahn aber in München heute noch einzutreffen, keine Möglichkeit. Umsonst bietet ein dicker Banquier den Postillons Trinkgeld über Trinkgeld, es geht nicht, der Weg ist zu schlecht, der Wagen zu schwer, zuviel auf der Route nach Ulm versäumt worden.

So kamen wir denn, ohne Mittag gemacht zu haben, zerschlagen und durchfroren in ziemlich übler Laune Abends acht Uhr in Augsburg an. Selbst Madame war einsylbiger geworden, desto lebhafter wurde sie im Posthofe, wo sie mit dem Diavolo auf dem Kopfe nach ihrem Gepäck schrie, und mich, der ich mit dem meinigen vollauf zu thun hatte nolens volens zu ihrem Dollmetscher machte, der sich in ihren Angelegenheiten mit Conducteur und Packträgern herumbeißen

mußte. — Endlich war alles geordnet, das Lamm der sichere Port, der unsre Leiden für heute enden sollte, und unsre unglückliche Caravane, Madame an der Spitze, zog in demselben ein, glücklich, die Mühen des Tages im Rücken zu haben und mit Sehnsucht der Fleischtöpfe Augsburgs harrend, welche uns mit dem großartigen heutigen Fasten versöhnen sollten.

Ich ließ mir ein Zimmer anweisen, der Hausknecht, meine Effekten tragend, leuchtete voran. Aber es war in dem ungeheizten Lokal schaurig kalt. Mit verklommenen Händen wechselte ich die Kleider und eilte, wieder in das Gastzimmer zu kommen, wo meine Reisegefährten an der table dhôte schon in voller Arbeit waren. Madame thronte an der Seite eines Officiers, der ihr im reinsten Französisch sein Beileid über die erlittenen Strapazen bezeugte; ich sah sie versorgt und aufgehoben und fühlte mich glücklich, für den heutigen Abend erlöst zu seyn.

Der Zufall gab mir angenehme Tischnachbarn. Heitere Gespräche würzten das Mahl, und selbst nach aufgehobener Tafel fühlte von den jetzt wieder neu Aufgelebten (alle waren Fremde und heute unterwegs gewesen) niemand das Bedürfniß, sich schon zur Ruhe zu begeben. Madame war bald nach dem Essen verschwunden.

Vor Allen war es ein junger Kaufmann, der fast jeder Satte, welche im Laufe des Gesprächs berührt wurde, durch diese oder jene pikante Anekdote einen lebhaften Anklang zu geben verstand. Er war viel gereist, sein Aeußeres bekundete den Weltmann, keine Spur von der ekelhaften leeren aufgeblasenen Stutzerhaftigkeit und Windbeutelei, wie man sie so häufig an Wirthstafeln findet. — Die Unterhaltung wendete

sich auf die Verlegenheiten in welche ein plötzliches Ungefähr oft den Unschuldigsten bringen kann. Ein solches, dessen Zeuge er selbst war, erzählte der Kaufmann, wie folgt:

„Wir saßen wie heute Abend beim Souper im rheinischen Hof zu Mainz. Es war bald abgespeist, am obern Ende der Tafel einige Herren in lebhaftem Gespräch, einer um den andern etwas auf einem Teller Liegendes, Glänzendes betrachtend. Es war eine neue Guinee mit dem Brustbild der Königin Viktoria. Noch waren Geldstücke dieses Gepräges eine Seltenheit; einer der Herren hatte sie von einem Londner Geschäftsfreunde als solche direkt von dort empfangen. Artig bat ein bejahrter höherer Officier um die Erlaubniß, die Münze gleichfalls in Augenschein nehmen zu dürfen, eben so zuvorkommend wurde sie ihm vom Eigenthümer überreicht, mit der Bitte, sie an der Tafel für Jedermann, der sich dafür interessire, cirkuliren zu lassen. — Eine halbe Stunde ist vergangen, da fällt dem Herrn sein Goldstück wieder ein, es ist noch nicht zurückgekommen. Er sucht mit den Augen, er wagt eine weitere Frage, kein Teller da, kein Goldstück. Er wird unruhig, seine nächsten Nachbarn gleichfalls; die entfernteren stecken die Köpfe zusammen, man fragt laut und niemand will wissen, wohin es gekommen. Da erhebt sich der alte Oberstlieutnant, und läßt sich mit der Stimme, die vor mancher Schlacht seinen Soldaten imponirte, vernehmen: „Meine Herren, wir sitzen alle noch vollzählig am Tische. Das Goldstück welches vorhin herumgezeigt und mit Interesse betrachtet wurde, fehlt. Wir sind hoffentlich alle Ehrenmänner; auch den leisesten Gedanken, als sei es mit dem Zuthun eines von uns verschwunden, wird gewiß niemand aufkommen lassen wollen, darum — hier meine Taschen, damit wendete er die-

selben um) wo ich vorangehe, wird sich niemand weigern, Gleiches zu thun." — Seinem Beispiele folgt die ganze Tischgesellschaft, nur ein junger Offizier aus einer der ersten Familien des Landes, unter den Kameraden als ein Vorbild seines Standes geschätzt — zögert — schwankt — er wechselt die Farbe — da tritt der Kellner athemlos ein, und überreicht auf einem Teller die vermißte Guinee. In der Eile ist derselbe nebst andern vom Tische geräumt worden und in die Küche gekommen, wo ihn mit seinem Inhalte die Spülmagd gerade noch zu rechter Zeit entdeckt hat. —

„Der Lieutenant aber, wieder zu sich gekommen, sprach: „Meine Herren, Sie waren Zeuge des schrecklichsten Augenblickes in meinem Leben. Ich war auf dem Punkte, entehrt vor Ihnen zu stehen und mir schwebte nur der Gedanke an eine rettende Kugel vor den Augen. Wer hätte mir geglaubt, wenn ich Ihnen gezeigt, daß ich seit heute früh ein Goldstück desselben Gepräges bei mir führe? — Und doch ist es so. — Mein Onkel, der von London kommend hier durchreiste und welchem ich meine Aufwartung machte, hatte deren mehrere, und überließ mir gerne eines davon, dessen schönes Gepräge mich interessirte. — Von der herumgezeigten Zwillingsschwester aber erfuhr ich erst, als man sie vermißte, denn sie muß ihre Runde kaum zur Hälfte um die Tafel gemacht haben. — Alles freute sich der glücklichen Lösung, die beiden verhängnißvollen Guineen aber stelen der Armenkassa durch ihre großmüthigen Besitzer anheim —"

Während Alles um den Tisch dem gewandten Erzähler Beifall zollte, war ich meinestheils blässer und blässer ge-

worden. Der Kaufmann gestikulirte lebhaft; an seinen Fingern blitzte ein schöner Solitär, der in allen Farben spielte ein sonderbarer Ideengang läßt mich nach dem Ring an meinem Goldfinger blicken — ein einfacher Reif, aber — der Ehering! — Der Ring fehlt! —

Der Knalleffekt seines kleinen Erlebnisses wurde dem Erzähler allerdings verdorben. Mein plötzliches Erschrecken wurde von der Tischgesellschaft bemerkt, und als ich meinen Verlust mitgetheilt, beeiferte sich ein Jeder, mir den Flüchtling suchen zu helfen. Vergebliche Mühe, im Zimmer fand sich nichts. — Vielleicht im Eilwagen; ich eilte nach dem Posthofe, aber jener hatte die Rückreise nach Ulm schon wieder angetreten. — Trostlos kehrte ich zurück — nochmaliges Suchen selbst im Schlafzimmer, alles umsonst!

„Einen Dukaten für den Ring, wer ihn bringt," versprach ich dem Dienstpersonal und traurig legte ich mich in's Bett — der Verlust ließ mir wenig Ruhe.

Mit dem Trauringe schien mir mein guter Genius entwichen. Schelten Sie mich abergläubig, disputiren Sie mir vor, daß das Stückchen Gold durch jedes andere eben so gut ersetzt werden könne, ich gebe es Ihnen zu, aber ich betrachte es als das sichtbare Band, das an geweihter Stätte mich mit denjenigen vereinigte, welche in Leid und Freud mir treu zur Seite steht. — (Brauchst nicht roth zu werden liebes Weib, der sentimentale Raptus hat gleich ein Ende.) — Indessen kannte ich meine Hälfte. Bei ihrem Charakter mußte der Verlust noch tiefer wirken. — Am andern Morgen wurde von Seite der Dienstleute jeder Winkel des Gasthofes durchstöbert, der versprochene Dukaten that Wunder, und wäre der Ring

irgend zu finden gewesen, er wäre zum Vorschein gekommen. Alle Mühe war verloren, die eifrigen Sucher mit einer Kleinigkeit zufriedengestellt und Dame Grauhut, welche mein Mißgeschick aufrichtig bedauerte, drängte zur Abreise, denn der Omnibus, welcher zur Eisenbahn fährt, stand schon vor der Thüre und nahm uns auf, nachdem ich meine Adresse in München für den möglichen aber sehr unwahrscheinlichen Fall, daß der Gesuchte doch noch vorkommen würde, zurückgelassen.

Die mir im Wagen auf der Eisenbahn gegenübersitzende französische Kunstverwandte wollte wissen, wo ich in München logire, und ich, der Verstimmte, fuhr aus meinen nicht gerade angenehmen Träumereien auf und entgegnete — „im **Hôtel de Stachus.**" — „**Staccous?**" — Dieser Name eines Gasthofes schien ihr noch neu zu seyn. Sie kennen ja alle, meine Herren, das bescheidene, aber um so heimischere Quartier vor dem Karlsthor, welches von Fremden fast immer überfüllt, seinen Gästen bei bescheidenen Ansprüchen alles Erforderliche bietet, denselben aber in Beziehung auf Gêne zum Vortheil des Wirths nicht die geringste Verbindlichkeit auflegt. Im Stachusgarten, so heißt das Wirthshaus eigentlich, findet der Beamte, der Soldat, der Gelehrte, der Kaufmann, der Künstler, der Landmann sein heiteres Stübchen, er geht den Tag über seinen Geschäften nach, nimmt seinen Mittagstisch dort oder speißt anderswo, und will er bei einem guten Glase Münchner Bier sich Abends erholen, so findet er im allgemeinen Gastzimmer Ansprache genug. —

Also **Hôtel de Staccous** — Madame wollte auch hin. Sie hätte mich wieder fest. Wohl stellte ich ihr vor, daß das Glück, in ihrer Gesellschaft München zu durchwandern

mir nicht in dem Grade zu Theil werden könnte, wie ich wünsche, da Familienbesuche wohl den größten Theil der Zeit meiner Anwesenheit in Anspruch nehmen dürften. — Sie schien mich aber nicht zu verstehen. „Das würde sich finden, sie rechne auf meine Galanterie!

„Nur nicht verrechnen" — dachte ich und schwieg. Die Lokomotive hielt, wir waren in München. „Stachus!" rief ich einen Omnibusführer an, in dessen Kasten sich eine lange Kette von Passagieren, einer nach dem andern, schob; er nickte. Ich war der letzte, der aufgenommen werden konnte; mit Mühe quetschte ich mich neben eine Münchner Schöne, die wahrscheinlich von einem Ausflug nach Pasing zurückkam und mit deren Hühneraugen meine Füße etwas zu nahe Bekanntschaft machten, wofür sie mich mit einem dankbaren „Trets Enk selbst auf Enkri Haxen" belohnte. — Madame Grauhut, welche durchaus mir nachwollte, mußte nach einem andern Gefährt rufen, nicht ohne mir einen vernichtenden Blick dafür zuzuwerfen, daß ich sie im Stiche ließ.

Ein freundliches Stübchen im Stachus hatte mich gastlich aufgenommen. Kaum war ich mit dem Umkleiden fertig, so rauschte und trappte es in raschen Schritten den Gang entlang. Heftig wurde gegen meine Thüre geschlagen, ich öffnete und Madame stand vor mir, zornschnaubenden Antlitzes und hinter ihr zwei sai disants Kellner, eigentlich Hausknechte, die mit verdutzten Gesichtern bald die schöne Furie, bald mich ansahen. Niemand hatte sie verstehen wollen und können, es wäre wahrlich den beiden Bauernburschen zuviel zugemuthet gewesen, wenn sie wegen Madame französisch hätten lernen sollen. Ich sollte nun wieder dollmetschen, erklärte ihr aber ganz rund heraus daß dies zum letzten Mal geschehe, weil

ich im Begriff auszugehen sei, und über mich nicht mehr verfügen könne. Mein wohlmeinender Rath wäre der, sie nähme ihr Absteigquartier im Hôtel de Bavière, wo ihre Muttersprache gewiß vorzüglich cultivirt würde. Da sie sich in das Vorgeschlagene fügte, so brachte ich das Nöthige mit Wirth und Fiaker in Ordnung, und nach ziemlich kaltem Abschied von beiden Seiten eilte ich zu den Verwandten und Freunden, welche eher des Himmels Einfall, als mich erwartet hätten.

Nichts von den Freuden des Wiedersehens. Diese müssen gefühlt werden, jede Schilderung bleibt hinter der Wirklichkeit zurück und ist deshalb vom Uebel. Genug, ich erfreute und ward erfreut. Alle waren gleich eifrig bemüht, mich in das neue München einzuführen. Die Kirchen St. Ludwig, Basilika und Allerheiligenkapelle, die neuen Residenzflügel, die Feldherrnhalle in ihrer Entstehung, die alten Bekannten, Pinakothek und Glyptothek, die prachtvollen Privatbauten, die Ateliers der bedeutendsten Künstler, das Theater, sogar der gemüthliche Stubenvoll, die originelle Künstlerkneipe wurden mit ihnen besucht, und wahrlich, es war mir während der drei Tage, welche ich in München zubrachte, eine Erholung, ein Stündchen allein in den Straßen auf und abzuwandeln, um das in so raschen und vollen Zügen Eingesogene nur einigermaaßen in mir verarbeiten zu können.

Auf solchem Gange beschaue ich mir die prachtvollen Auslagen der Läden unter den Arkaden. Die reichen Bijouterien eines Juweliers fesseln meine Augen, ein reiches Trousseau mit Ringen blendet mich, mit ihm fällt mir mein ganz in den Hintergrund gedrängter Kummer, der verlorne Ehering, wieder ein — und siehe, da liegt einer, dem meinigen aufs

Paar ähnlich. „Wie wenn du ihn kaufest, und die gute, nichts ahnende Ehehälfte damit täuschtest?“ — „Täuschen?“ sprach eine warnende Stimme ganz im hintersten Winkel meines Innern, aber so fein, daß die vielen anderen, welche von einem frommen Betrug mir im Ohr lagen, sie übertäubten. Genug, der Versucher hatte mich in der Falle. Ich ging in den Laden, feilschte und kaufte, und — Nachmittag prangte der Ersatzmann mit der Namenschiffre auf seinem Plätzchen an meinem Finger, so keck als sei er der ächte.

„Haben Sie die belgischen Gemälde, die jetzt im Akademielokale ausgestellt sind, nicht gesehen? Versäumen Sie das ja nicht!“ rief mir ein Bekannter zu. — König Leopold hatte die beiden der niederländischen Geschichte entnommenen von den jungen in Paris gebildeten Künstlern Gallait und Biefve gemalten großen Bilder zur Ansicht nach München geschickt und alles, was sich für Kunstschöpfungen interessirte, eilte zu ihrer Beschauung. „Ihr Urtheil?“ — „Bilden Sie sich das selbst“ war die lakonische Antwort.

Der Nachmittag fand mich mit einigen befreundeten Kunstgenossen am Eingang des Gebäudes und wir traten in die beiden von Schauenden überfüllten Zimmer, deren je eine Rückwand gerade Raum genug für ein Bild bot. Der Eindruck war überraschend — auf dem Einem übergiebt, die Züge des herannahenden Todes auf dem Antlitz, Karl V. seinem Sohne Philipp die Regierung, umgeben von den Gliedern des Hauses und den Großen des Reiches, auf dem andern unterzeichnen die Edlen Belgiens das bekannte Compromiß.

Ich stund vor Gallaits Bilde; mir fiel von ihm eine Gruppe auf; eine kleine, lebhafte ältliche Dame, deren spre-

chende, lebhaften Augen noch in jugendlichen Feuer leuchteten, neben ihr drei Herren; sinnend schweigsam der eine, dessen herrliche Kunstschöpfung, nur zur Hälfte erst fertig, ihn zu dem Mahler stempeln sollte, der seinen Rang würdig unter den besten aller Zeiten einnehmen wird, und hätte er nur dieß eine Bild gemalt. Der andere ein kräftiger Greis, der dritte im besten Mannesalter, das Wort mit der lebhaften Dame führend. Kaulbach kannte ich, seine „Zerstörung Jerusalems" hatte ich erst wenige Stunden vorher gesehen. Der Meister den Meistern gegenüber. Und wer seine Begleitung? — Bettina, das Berliner Kind, eben zum Besuche in München; die Protestantin ihr gegenüber der Mann, dessen Athanasius die Glut mit schüren half, die noch immer unser armes Vaterland verzehrt, und der Sprechende der, welcher den Münchner Kunstberichten sein Wort und seine Feder leiht.

Begierig etwas von dem Gespräch zu vernehmen, suchte ich in ihre Nähe zu kommen, aber plötzlich fühle ich mich von einer Hand berührt. Ich drehe mich um — vor mir steht Madame in vollem Reisekostüme, den ominösen Hut in der Hand. — Verdutzt stammele ich Entschuldigungen ob meiner Vernachlässigung, verwickle mich in Redensarten, sie nimmt aber keine Notiz, drängt mich vor das andere belgische Gemälde, und spricht mit der Lebhaftigkeit, die dem französischen Süden eigen ist: „Sehen Sie hier Repräsentanten unserer Kunst, würdige Zöglinge Delaroche's! Hier Leben, Effekt, Handlung, Reichthum und Erfindung! Was wissen wir aus einem einfachen trockenen Gegenstand zu machen! Sehen Sie diese Köpfe, nichts geschmeichelt, nichts verleckt, treten sie aus dem Rahmen heraus, der Vorhang ist uns aufgerollt, wir schauen in die Wirklichkeit hinein. Keine sentimentale Ueberschwänglichkeit,

wie wir sie an Euern Meistern, die Ihr so hoch stellt, sehen, kein mystisches Schwebeln und Nebeln, Natur ist unsere Losung, und was könnt ihr Deutsche uns dagegen setzen? —"

Mir graute vor dem Weibe. In gut deutsch übersetzt lauteten ihre Worte ungefähr also, und wir begannen schon die Aufmerksamkeit unserer Nachbarn auf uns zu ziehen. — „Und Kaulbach, seine Zerstörung von Jerusalem?"— „Die kenne ich nicht" antwortete sie kalt, nach dem kostbaren Breguet sehend, der ihr an dem Gürtel ihres Ueberwurfs hing.— „Es ist die höchste Zeit zur Post. Sie werden wohl die Güte haben mich zu begleiten, da ich den Weg nicht kenne."— Sie sprach dieß in einem Tone, so anmuthig aus, daß er keine Weigerung zuließ. Damit nahm sie meinen Arm, und eilte nach der Thüre, kaum mir so viel Zeit lassend, daß ich den Meinigen winkte, sie möchten mich erwarten.

Wir eilten zur Post. So wie sie dieselbe im Auge hatte, entließ sie mich mit kurzem Dank und Adieu, im Davoneilen mir noch eine Kußhand zuwerfend. „Auf Nimmerwiedersehen" brummte ich. Ich verwünschte die Madame, ihren Hut, ihre Cigarren, ihr Urtheil über deutsche Kunst, und eilte zu den Meinigen, welche neugierig mich unter der Thüre erwarteten. Der Salon war aber geschlossen und also Kaulbach, Bettina, Görres, Förster und ihr interessantes Gespräch für mich verloren.

Der neunte Tag seit meiner Abreise vom Hause war verflossen, die Karte für die Heimreise genommen, der Brief welcher meine Ankunft meldete, abgegangen. Der Abschied von den lieben Münchnern, nur durch die Aussicht auf baldiges Wiedersehen gemildert, wurde mir schwer. Ohne weiteren

Abentheuer rasselte der Eilwagen durch Nürnbergs Thore zum Posthofe. Da erwartete mich mein alter Johann. „Ist alles wohl?" war die erste Frage. — „Alles beim Alten; zu dienen, antwortete der in guter Schule, dem Militär, Gezogene."

Da stand nun das ganze Häuflein, Weib und Kinder, um den Zurückgekehrten und jedes hatte oder wußte etwas, das den Vater erfreuen konnte, vor allem waren letztere nach dem Zeugniß der Mutter brav gewesen. Nichts Erhebliches war vorgefallen, das Haus aber von unten bis oben so blank, daß die Hausfrau mit Herkules in seiner bewußten Arbeit gewetteifert haben mußte. — Alles war in der kurzen Frist von 10 Tagen geschehen! — Und nachdem jedes gehörig belobt, und die kleinen in der Residenz gekauften Geschenke nach Pflicht und Würden vertheilt, war des Erzählens und Fragens kein Ende; der Münchner Lieben wurde des Breiteren gedacht, und mitten in den Tumult hinein fragte die Hausfrau lächelnd:

„Nun, diesmal nichts vergessen oder verloren — keine Nachtmütze, kein Taschentuch, nicht einmal die Brille?"

Mir schauderte. Schon war ich fertig, mit „nein" zu antworten, da fiel mein Auge auf den Substituten am Finger, der mich mit frechen Blicke anzuleuchten schien. „Lügen?", Die ganze Geschichte stand mir auf einmal in einem anderen Lichte da. Ich hätte mich ja selber schämen müssen, hätte ich nicht ein so abscheuliches Truggebäude in sein Nichts zerfallen lassen. — „Apage Satanas," dachte ich und antwortete in kläglichem Tone.—

„Perle, leider muß ich ja sagen — auf unbegreifliche Weise kam mir der Ehering abhanden! — Sieh, ich wollte Dich täuschen, da, ein anderer, dem Verlornen aufs Haar ähnlich — aber s'ist mir nicht möglich!"

Und eben wollte ich der Erbleichenden auseinandersetzen wie alles gekommen, da stand der alte Johann hinter mir, und in seiner Hand glänzte — der Vermißte! — Er hatte ihn beim Auspacken in einer Ecke des Reisesackes gefunden. Dort hätte ich ihn freilich nicht gesucht. Beim Einräumen der gebrauchten Wäsche im kalten Zimmer zu Augsburg hatte er sich wahrscheinlich vom erstarrten Finger abgestreift, und dort in sein Winkelchen verkrochen.

„Sieg und Lohn der Wahrheit!" jubelte ich. Ein Zentner war mir von der Brust gefallen; noch einmal so freudig gab ich mich meinen Lieben hin. Der ächte Ring prangte wieder an dem ihm gehörigen Platz, den der falsche verlassen mußte. Dieser geht aber als Ersatzmann auf meinen Reisen mit; es könnte mir wieder einmal etwas Menschliches passiren! —

Und so beschließe ich denn meine wahrhaftige Reisegeschichte und wünsche keinem Chriſtenmenschen ähnliches Malheur!

VII.

Episode aus einer Autobiographie.

Von

Friedrich Müller.

Ich bin am 27. Septbr. 1805 zu Gräfensteinberg, einem ziemlich bedeutenden Pfarrdorfe im Landgerichte Gunzenhausen, geboren, woselbst mein Vater Schullehrer war. Der Ort liegt schon ohngefähr 1 Stunde außerhalb des Pfahlreines, dieser alten Römergränze, auf einer bedeutenden Anhöhe, nordöstlich von Gunzenhausen, und war also in den früheren Zeiten des alten Germaniens wahrscheinlich auch noch von Hermunduren bewohnt. Im Jahre 1648, dem letzten also des 30jährigen Krieges, ward es von den Schweden, unter General Wrangel, zerstört, bald aber wieder aufgebaut, seine Kirche 1653 wieder reparirt und 1729 eine Orgel in derselben gebaut. Alle weiteren geschichtlichen Berührungen zerflossen an ihm im großen Strome der Weltbegebenheiten, und die merkwürdigste des Ortes aus der neueren Geschichte, für mich wenigstens, ist die, daß ich daselbst geboren ward.

Ich war das dritte Kind meiner Eltern, ein neuer Zuwachs ihrer Liebe, aber auch ein beträchtliches Fragezeichen mehr nach gehaltenem Kassensturz, und ein langausgedehnter Gedankenstrich im Roman ihrer Liebe. Ich hatte bereits einen älteren Bruder und eine ältere Schwester; zwei nach mir sind gestorben.

Ich ward fünf Jahre alt. Der Vater, der damals mit der neu einzuführenden Lautirmethode ſehr beſchäftigt war und der die Vortrefflichkeit derſelben an den zwei vorhergehenden Geſchwiſtern bereits erprobt hatte, fand es für gut, mich in dieſem Jahre von meinen grünen Kinderwieſen und fröhlichen Spielkameraden hinweg und zu der neu aufgenommenen Schülerklaſſe in die Schule zu nehmen und mir mit dieſer das Lautiren zu lehren. Ich wünſchte mir darüber häufig den Tod, und fand nur manchmal durch die poſſierlichen Mundſtellungen des Lehrers und der Mitſchüler, und durch das Gebrumme, Gezifche und Geſurre ꝛc., das dieſe Methode mit ſich bringt, einen geringen Erſatz für die verlornen Freuden meiner früheren Freiheit, die mich jetzt umſomehr wieder mit ihrem ganzen Zauber anlacht, da meine eigenen Kinder mich in demſelben Alter umringen und umſingen.

Von meinem zehnten Jahre ohngefähr an erhielt ich mit meinem älteren Bruder von dem damaligen Pfarrverweſer von der Pforten, einem wahren Kinderfreunde, einen Winter hindurch lateiniſchen Unterricht, den der nachfolgende Pfarrer Speier in den nächſten drei Jahren, aber freilich auch nur im Winter, mit uns fortſetzte. Der Betrieb einer theils eigenen, theils mit der Schulſtelle verbundenen Oekonomie war die Urſache, daß in den drei übrigen Jahreszeiten das Studium der lateiniſchen Sprache ausgeſetzt werden mußte.

Kaum hatte der Frühling begonnen und die erſten Lerchen auf unſere freundlichen Höhen und in die angränzenden Thäler gerufen, ſo lag Bröder und Krebs und Spectius faſt unberührt auf dem breiten Rahmen hinter dem Ofen, und nur an Sonn- und Feſttagen durften ſie ſich zuweilen eines erzwungenen Beſuches von uns erfreuen.

Die Schulstelle war zwar einträglich genug um die kleine, nur an die einfachsten Bedürfnisse des Lebens gewöhnte, Familie zu ernähren, aber sie war nicht einträglich genug, besonders, da die gute Mutter oft Monate und halbe Jahre lang fast bettlägerig war und für Arzt und Apotheke oft schöne Summen aufgiengen, um noch Knecht und Magd zu unterhalten, und darum mußten wir Kinder frühzeitig die Geschäfte der Oekonomie besorgen helfen und an den Haus- und Felddienst uns gewöhnen. So erinnere ich mir aus meinem 8ten Lebensjahre, daß der Vater uns im Herbste und Winter täglich des Morgens um Ein Uhr weckte, um mit ihm und der immer kränklichen Mutter den eingesammelten kleinen Getraidevorrath auszudreschen, und nur selten ist dazu fremde Beihülfe genommen worden. Da ist es denn nun freilich wohl manchmal ½2 oder gar 2 Uhr geworden, bis die kleinen Drescher völlig wach und warm angekleidet waren, um das Tagewerk beginnen zu können. Dies dauerte fast alljährlich bis Weihnachten oder Neujahr, und da war es denn nöthig, daß uns der Vater mit warmem Biberkleide, einer dicken, weißen Wintermütze, weiß und blau gedupften Fuhrmannshandschuhen und recht dicken, zottigen Socken versah, um der oft frühzeitig auf unsern Bergen sich zeigenden Kälte zu trotzen. Um 8 Uhr des Morgens gieng es dann in die Schule, nachdem zuerst ein sehr frugales Frühstück, bestehend aus einer Schüssel voll dampfender Kartoffeln und einer Wassersuppe, mit Ram aufgeschmelzt, mit großem Appetite verzehrt worden war.

Es läßt sich leicht denken, daß nach einer solchen vorhergegangenen Motion, der eine starkfrequentirte Mahlzeit folgte, das Lernen zuweilen mit einem sanften Kopfnicken unterbro-

chen wurde, zumal, da eine gutdurchwärmte Stube nichts fehlen ließ, die etwa noch vorhandene Kraft der Glieder und des Willens völlig zu entfesseln, und nicht selten übte die, über Alles mir damals behagliche Ofenwärme eine solche Gewalt über mich aus, daß ich oft mitten in meiner Funktion als Lautirmeister, umringt von einer Schaar nicht viel jüngerer Kinder als ich, auf meinem Stuhle hinter dem Ofen, neben der Wandfibel, sanft und selig entschlummerte, bis mich der Geruch zerkauter Aepfel, oder das umgeworfene Fibelgestell, oder auch ein Zuruf des immer inspizirenden Vaters wieder ins Leben rief.

Mein Vater galt in der ganzen Umgegend für einen der fleißigsten und tüchtigsten Schulmänner, was mir die, in spätere Zeit selbst öfter zu Gesicht gekommenen fünf oder sechs Belobungsschreiben, die er von der Kreisregierung erhalten hatte, wieder bestättigten. Er hatte frühzeitig die Vortheile des gegenseitigen Unterrichtes aus eigener Erfahrung gefunden, und darum verwendete er besonders auch uns, seine beiden Knaben dazu, um sich in seiner zahlreichen Schule jeden Vortheils zu bedienen, der ihn im Rufe seiner Tüchtigkeit erhalten konnte. Dabei war er selbst immer überall und nirgends, um hier zu helfen, dort zu wehren, hier zu warnen, dort zu strafen, wie es das rege, lebendige Treiben einer zahlreichen, aus fünf bis sechs Klassen bestehenden Landschule mit sich bringt, und so traf es sich denn wohl auch zuweilen, daß er mich, seinen Substituten, wenn nicht, wie schon gesagt, mitten unter meinen Zuhörern schlafend, doch vielleicht dann und wann mit einem derselben in einem Tauschhandel erwischte, wo es sich dann zwischen uns, von meiner Seite um die Erlassung einer Anzeige ꝛc. und von Seiten des Schülers um die Aushän-

digung einer Wurst, einer tönernen Tabakspfeife, eines Apfels ꝛc., seltener eines Bildes ꝛc. handelte. War dies der Fall, dann war er streng und unerbittlich im Strafen und selbst die Fürbitten anderer Kinder konnten ihn nicht mehr erweichen, so liebevoll und nachsichtig er auch sonst gegen alle Kinder, wie gegen seine eigenen, gesinnt war. Aber eben darin bewies er, daß er auch seine eigenen Kinder wahrhaft liebte, weil er, nach den Worten der Schrift, „seine Ruthe nicht schonte." In dieser Weise durchlebten wir Jahr um Jahr. Der Frühling fand uns auf den erwachenden Fluren, die wir auch kaum wieder verließen, bis Alles eingeheimst war, und hier ist der Ort einer Zeit von sieben Jahren zu gedenken, die ich, einzelner eigenthümlicher Verhältnisse wegen jetzt noch unter die schönsten meines Lebens rechne. Meine heimathliche Flurmarkung liegt nämlich größtentheils noch im fürstlich v. Wredischen Jagdgebiete. Wollten die Bewohner derselben nur ihre jährliche Ernte, vorzüglich die Kartoffelernte, sich sichern, so mußten sie dieselbe des häufigen Hochwildes wegen hüten und so kam es, daß auch ich sieben volle Sommer hindurch die Nächte auf freiem Felde zubrachte und also auch in dieser Tageszeit alle großartigen Erscheinungen unseres einfachen Naturlebens aus der ersten Hand empfing.

In vertraulicher Einigkeit der Gemüther, wie dies bei der Jugend, und zumal unter der ländlichen, noch weit mehr der Fall ist, wanderten wir zusammen hinaus auf die heimathlichen Berge und hinab in die friedlichen Thäler, in Gegenden, wo mit der deutschen Eiche auch noch die Biederkeit und Offenheit des deutschen Gemüthes feststeht, wo der freundliche Mondstrahl auch noch freundliche und fröhliche Gesichter trifft und das Herz aufthut zu heiteren Gesprächen und

zu frommen und fröhlichen Liedern. Da wanderten wir hin längs dem südlichen Abhange sanft auslaufender Höhen, den letzten westlichen Zweigen der fränkischen Höhe, unter blühenden Eichen, deren kühler Rasen in den Tagen der Sommerhitze die von des Tages Arbeit ermüdeten Feldhirten einlud zu behaglicher Ruhe; da saßen wir dann oft stumm und ermüdet, in beschaulicher Einsamkeit nächtlicher Stille und die Erhabenheit der schweigsam ruhenden Natur goß Schauer der Betrachtung und der stillen Bewunderung über uns aus; oder wir scherzten und schwatzten in voller Innigkeit der Gemüther, bis der Augenblick kam, wo fern auftauchende Schatten aus der Nähe der gegenüberliegenden Wälder, oder das Knurren und Anschlagen der Hunde uns den gemeinsammen Feind verrieth und uns zum Abfeuern unserer Pistolen und zum allgemeinen Alarm aufregte; oder wir sangen, wahrlich nicht selten mit einer Thräne im Auge, immer aber aus vollem Herzen und oft auch aus voller Brust die Lieder: Guter Mond, du gehst so stille ꝛc. und: Die Feierabendstunde schlägt ꝛc. oder: Ja, ich bin zufrieden ꝛc. und: Zufriedenheit ist mein Vergnügen ꝛc., oder eines von Witschels schönen Liedern: Was frag' ich viel nach Geld und Gut ꝛc. oder: Eingehüllt in feierliches Dunkel ꝛc. und wahrlich! heute noch weht mich ein eigener Geisterhauch der Stärkung aus jenen Nächten und Zeiten an, wenn ich mich, an der Hand der Erinnerung zurückgeführt, aus einem sturm- und sorgenvollen Leben, in das Elysium jener Tage versetzt sehe.

Hatten wir uns bis gegen die dritte oder vierte Stunde der Nacht hin in schönen mond- oder sternhellen Nächten genug gesungen, geplaudert, betrachtet und dazwischen ein paar Mal die Runde durch unsere Felder gemacht, dann trennten

wir uns und giengen unsern, aus Stroh und Rasen erbauten Feldhütten zu, in denen es sich auf dem oft unaufgeschüttelten Stroh wenigstens eben so köstlich schlief, denn auf den Eiderdunen der Großen, und vor denen ein treuer Hund die Nachtwache dann vollends besorgte.

Da sitze ich denn nun, ihr schönen Tage, ihr Weinachtstage und Ostermorgen meines Lebens, ihr Pfingst- und Blüthentage meiner Jugend, und weide mich jetzt in der Erinnerung an eurem unvergänglichen Glanze. Da sitze ich nun, und sehe mich wieder drängen durch die thauenden Blumen des Gartens, am heiteren Pfingstmorgen, um für mich und Bruder und Schwester die Sträuße zu pflücken, die uns zum feierlichen, festlichen Kirchgange schmückten, oder das Gesicht kühlen in den Blumen und Graswogen des Kirchhofs, die um die friedlichen Hügel Dahingeschiedener standen und wogten und auf die mir so manche Thräne der Theilnahme rollte, wenn ich mit dem Vater und der Schuljugend und der weinenden Gemeinde ein Begräbnißlied sang und einen geliebten Vater oder eine geliebte Mutter, oder irgend ein anderes theures Glied der nachbarlich gesinnten Gemeinde ins Grab senken sah.

Jetzt liegt ihr auch schon lange dort, ihr, meine theuren Aeltern, und kein zierliches Denkmal deckt euer Doppelgrab und ruft es dem Wanderer mit prangender Inschrift zu, wer ihr gewesen seyd; aber eure Kinder und Kindeskinder besuchen es noch und weinen manche Thräne der dankbaren Erinnerung auf dasselbe nieder, und die Gemeinde, in der du, mein Vater, 37 Jahre mit deinem redlichen Herzen und unermüdetem Fleiße gewirkt, und aus deren Mitte du dir eine treue und liebende Gattin gesucht hast, sie erzählt noch mit dankbarer Rührung von dir und ehrt dich auch jetzt noch in dei-

nem ältesten Sohne, der dein frommes Werk mit demselben Eifer und mit derselben Liebe fortzusetzen berufen ward, und dies sind bleibendere und schönere Denkmale, als alle übrigen.

In meinem 15ten Lebensjahre ward ich Schulgehülfe bei meinem Vater, weil der Bruder, der diese Stelle früher begleitete, bereits in's Seminar nach Nürnberg abgegangen war. Das wollte mir nun nicht wenig dünken, obgleich ich früher durchaus kein Schullehrer werden wollte, aber wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und namentlich den: sogleich einzusehen, wie viel er geworden ist und sich durch und durch zu fühlen. Ich hatte jetzt aber auch alle Ursache zu diesem Selbstgefühle. Konnt' ich doch schon die Choräle: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und: Liebster Jesu wir sind hier ꝛc. ohne Fehler vor öffentlicher Gemeinde abspielen und ein recht gespreiztes Kantorgesicht annehmen, wenn ich mich nach beendigtem Gesange auf dem Orgelsitze herumdrehte und die gegenübersitzende Gemeinde mit vieler Herablassung begrüßte, dem Kalkanten, der auch zugleich Klingelbeutelträger war, sogleich nach dem Vater, mit einer wahren Krösusmiene den Pfennig reichte, dann einige Mal mit dem Sonntagsstrauße unter der Nase durchstrich und tief aufathmete, um seine Balsamdüfte anständig zu verschlingen, ein paar Mal recht kräftig hustete, den Kragen am Sonntagsrock strich und dann mit einem feierlichen Gesichte der Predigt zuhörte.

Aber nicht umsonst habe ich hier meine Verwunderung über mein Orgelspiel ausgesprochen, da ja der Leser oder Hörer schon weiß, daß ich kein Schullehrer werden wollte und daß ich es nun doch schon, trotz meines früheren inneren Widerstrebens, bis zum öffentlichen Auftreten in der Dirigirkunst einer ganzen singenden Gemeinde gebracht hatte. Ich

lag nämlich früher dem Vater lange und oft mit Thränen an, mich ſtudiren zu laſſen, und da dies nichts half, ſo verfiel ich endlich, ich weiß nicht mehr aus Rache oder Inſtinkt, auf den Gedanken: ein Schneider werden zu wollen. Es mochte mich vielleicht auch der Umſtand auf dieſen Gedanken geleitet haben, daß der Vater einen Bruder in Berlin hatte, der ſo eine Art Hofſchneider war, von dem allerlei ſcherzhafte Anekdoten in unſerer Familie in Umlauf waren, welche aus einem luſtigen Schneiderblute ihr Daſein ableiteten und die mir oft über Alles wohl gefielen, wenn eine oder die andere wieder erzählt worden war. Dazu kam noch, daß der Mann, wenigſtens in ſeinen Briefen, recht tüchtig auf die Franzoſen losläute, was mir ſchon damals, warum? ich weiß es nicht, eine wahre Letze war. Durch alles dies zuſammen, und daß er noch obendrein Hofſchneider war, hatte er und ſein Metier alles Terrain in meinem Herzen gewonnen, und darum verſucht ich nun auch die Schneiderei aus dem Stegreif, weil ich zuletzt ganz verliebt in ſie war. Ich ſchnitt zu dem Ende einmal, ich glaube das rechte ganze Bein an einer neuen, ſchwarzen Bockleederhoſe auf, ſetzte mich hinter die Himmelbettſtätte mit Vorhängen, in eine Ecke, und fieng nun hier an, mit vielem Genie, wie ich meinte, das Bein wieder weit zierlicher zuzunähen, als es zuerſt genäht war.

Ich ward Anfangs lange vergeblich geſucht, endlich aber vom Vater entdeckt, und es iſt mir nachher nie wieder eingefallen, weder ein Hoſenbein aufzuſchneiden, noch ein Schneider werden zu wollen.

So war ich auf die kräftigſte und wirkſamſte Manier von meinem Schneiderſpleen kurirt und durch den Prügelſtock und die Bändelmaſchine der Erziehung zum künftigen Erziehen,

wenigstens der Idee nach, gemünzt, und es half nun nichts mehr, ich mußte mich schon mehr und mehr mit Spieckers Verstandesbuch und Paulus- und Manets Lesebuch, sowie mit Bredows kleiner und großer Weltgeschichte neben Krebs und Spectius ꝛc. befreunden, und vor Allem aber in Cäciliens und Euterpens Dienste treten, wobei der Dirigirstock meines Musagetes beständig über meinen Fingern schwebte, wie jener drohende Felsen im Tartarus über dem Haupte des Phlegyas. Daher kam es denn, daß ich dann in meinem zwölften Jahre mich endlich auch öffentlich auf die Orgel wagen durfte, ohne öfter als ein einziges Mal den Schimpf ertragen zu müssen, vor versammelter Gemeinde eine Ohrfeige auszuhalten, weil ich umgeworfen hatte.

Ich habe mir's der Zeit oft gedacht: es ist nichts Geringes zum ersten Male eine ganz singende oder schreiende Gemeinde, wie man will, durch eine Orgel zu dirigiren und durch die mäckernden Bocks- und zitternden Fisteltöne, die sich dazwischen nicht am schwächsten hören lassen, nicht aus der Fassung gebracht zu werden.

Die Ritter des Mittelalters können kein großartigeres Gesicht gemacht haben, wenn sie bei ihrem ersten Turnire den Dank einer Dame erhielten, als ich, da ich zum ersten Male das sanfte und feierliche Kopfnicken des Herrn Pfarrers von der Kanzel auf die Orgel herüber und das Schmunzeln der ganzen Gemeinde als Zeichen der Zufriedenheit mit meiner Orgelvirtuosität und Dirigirkunst empfangen hatte. Von nun an gallopirte ich aber auch auf dem Riesenpferde der Phantasie in die Schranken der Schulmeisterwürde hinein und turnirte nun täglich auf den Festplätzen der Sprache, des Rechnens, der Musik ꝛc. errichtet von Wißmaier, Stephani, Knecht,

Blink ꝛc. wobei aber Holzapfels Kopfrechnungsbuch für mich immer den entschiedenen Geschmack eines Holzapfels hatte und behielt.

Muthwillig, wie ein junger Löwe mit den Knochen eines Mamut spielt, warf ich zuletzt die Schätze oder Trümmer meines Wissens, wie man es nennen will, durcheinander, um sie nach eigenen Regeln wieder zu neuen Ganzen zu fügen; aber das Schicksal und mein Vater wußten immer am rechten Orte den Ladirbaum der Mäßigung und die Kinnkette einer vernünftigen Leitung ein- und anzulegen, wenn mir der Kamm zu heftig schwellen, oder — um mich pädagogisch auszudrücken — wenn ich zu frühreif thun wollte. Ein paar Beispiele als Belege hiezu muß ich doch geschwind erzählen.

Als ich mit allen Insignien der Macht und Würde eines Schulpräparanden ausstaffirt und als solcher feierlich installirt war, erhielt ich unter Anderem auch den Auftrag, an Vaters Stelle die Privatrechenstunden im Winter zu geben. Ich hielt nicht wenig davon auch als Privatdocent der Arithmetik unter meinen ehemaligen Mitschülern aufzutreten, und glaubte es der Würde eines solchen ganz angemessen, ja sogar zuträglich, während der Unterrichtsstunden auch eine Pfeife Knaster zu verdampfen, wie Sterne's Onkel Tobi, wenn er mit seinem Trimm seinen Festungsplan berieth. Ich säumte daher nicht dies, jedoch etwas verstohlener Weise, in's Werk zu setzen, als unversehens, während ich mit dampfender Pfeife eine gelieferte Arbeit prüfte, die rechte Hand meines Vaters sich so thatkräftig an meinem Kopfe bewies, daß die Succession unserer Ideen eine ganz natürliche Folge davon war und ich also an-

genblicklich dachte wie er, und nicht mehr rauchte, wenigstens in den Stunden, und wenn er dabei war.

Ein anderes Mal, und das war fast noch ärger, denn ich hatte es, glaube ich, mit dem Schicksale zu thun, — ein anderes Mal, sage ich, gieng es mir noch ärger, denn der Streich traf nicht den schmauchlustigen Gaumen noch die Doctorwürde, sondern das Herz. Es war in der Fastenzeit, ich glaube sogar am Tage Reminiscere, und darum schreibe ich dies Ereigniß auf Rechnung des Schicksals, denn es war für mich ein gar großes — „Gedenke" — als ich, wie gewöhnlich nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste, am Klaviere saß und aus Knechts Orgelschule die Auferstehung von Abt Vogler, ein Orgelconcert, einzustudiren im Begriffe war. Hinter meinem Rücken saß die Schwester mit zwei Kamerädinnen, zwei Schwestern, die verwand zu uns sind, und nähte mit diesen. Der Vater stand an seinem Schreibpulte und war mit Gemeinderechnungen beschäftigt. Es ward das Nachmittagbrod ausgetheilt und wir alle waren ziemlich eifrig damit beschäftigt. Ich war in meinem Orgelconcerte bis an die Stelle gekommen, wo der große Tonkünstler das Erdbeben bei der Auferstehung malt und hatte dasselbe mit manchem Takte meiner eigenen Erfindung, wie sie mir die Macht der Empfindungen des gegenwärtigen Augenblickes eingegeben hatte, verbalhornisirt, als ich, schwelgend in diesem und dem Genusse des Nachmittagbrodes, inne hielt und vom Vater die Frage hörte, indem er mit dem einen Auge mich und mit dem andern eines der nähenden Bäschen ansah: wo sie denn die schöne gestickte Haube herhabe, die er in diesem Augenblicke zum ersten Male an ihr bemerke, die ihr so schön stünde und die ihm so wohl gefalle? — Ich habe die Wirkungen der Electrizität oft ge-

fühlt; ich habe ihre Schrecken, ihre Kraft und Geschwindigkeit im großen Hörsaale der Natur und im kleinen unseres Seminars gehört und erfahren, aber sie bleiben an Kraft und Schnelligkeit weit zurück, gegen den Schrecken und das Gewicht, mit welchen sich diese Frage auf mein schuldbewußtes Gewissen warf, und ein Kardinalstrumpf kann schwerlich röther gefärbt werden, als wir, ich und meine Nachbarin, in diesem Augenblicke waren. Die ganze Macht des stygischen Jupiter, mit allen zermalmenden Qualen seiner Gerichte, däuchte mich auf mir zu liegen, und ich fühlte zum ersten Male die ganze schreckliche Gewalt der Furien an meinem Innern zerren. Es riß mich nach dem Gesichte des Vaters zu schauen, und ihm fehlte nach meiner Meinung nichts mehr zu diesem furchtbaren Rächer der Unterwelt; denn in seinen Zügen wollt' ich den tiefen Ernst und die kalte Ruhe des Richters lesen; seine Feder hatte sich mir bereits bis zu dem eisernen Scepter desselben verlängert; der hohe Knopf seiner schwarzsammtenen Haube zu einem Stundenglase verwandelt, und der einköpfige Karo saß zufällig neben ihm und schaute hinauf nach ihm, das hatte ein Theil des Nachmittagbrodes gemacht, und schien ihn zu fragen: ob er sich auf mich stürzen solle!

Aus dem Bisherigen wird nun der Leser oder Zuhörer wohl wissen, daß die Haube, wenigstens der gestickte Theil daran, ein Präsent von mir, und daß mir also die Besitzerin derselben auch nicht ganz gleichgültig war. Das Erdbeben aber, das die unverhoffte Frage des Vaters in mir bewirkte, war, stärker und heftiger, als das Erdbeben des Orgelconcertes oder wohl auch das darin nachgeahmte wirkliche, und so sehr mein ganzes Gemüth in der Auferstehung begriffen war, welche die ersten erwachenden, wie fernes Echo klingenden Posaunen-

ohne der aufkeimenden Liebe in demſelben hervorriefen, ſo gewaltig ward ich durch dieſe einzige Frage zuſammengedonnert, wie die ſchuldbewußte Schaar der Hüter am Grabe des Erlöſers, als der Engel herabfuhr und den Stein wegwälzte, bis zu welcher Stelle ich jetzt im Concerte gekommen war, denn der Vorhang des Geheimniſſes im Tempel meiner Liebe war nun zerriſſen, und nackt und blos, in furchtbarer Größe, ſtand nun die entſchleierte Schuld vor meinem Gewiſſen.

Der Vater hatte nicht weiter geredet, aber er hatte ſeinen Zweck an mir ſicherer erreicht, denn Brabantio mit allen moraliſchen Deklamationen an ſeiner Desdemona, in Shakespeares Othello, und mich auch ſicherer vor einem ſo tragiſchen Ende meiner Liebe bewahrt.

Durch ſolche Aequinoctialſtürme meines Lenzes ward der Frühling meiner Liebe noch beinahe um ein ganzes Luſtrum hinausgeſchoben, und die nun eingetretene Tag- und Nachtgleiche derſelben ward nur hie und da durch einzelne, dazwiſchen aufdämmernde aber immer noch von Nachtfröſten und Sturmſchauern dieſes erſten Hagelwetters begleitete, Märztage erhellt, in welchen nur Veilchen und Primeln, und dann und wann auch Kuckuksblumen, ſich aus dem Boden hervorwagen.

Gedichte.

I.

Auf das Begräbniß des General Moore.

(Gefallen am 16. Januar 1809 in der Schlacht von Corunna, kurz vor der Einschiffung der englischen Truppen.)

Nach dem Englischen des Wolfe.

Keine Trommel schlug, es scholl kein Lied,
Als wir ihn zu Grabe trugen,
Kein Kamrad schoß ihm in seine Gruft,
Man wird sie vergebens suchen.
Mit Bajonetten in dunkler Nacht
Ward schweigend sie gegraben,
Bei blutigrothem Fackelschein
Wir ihn bestattet haben.

Kein Sarg umschloß ihm die tapfere Brust,
Noch hüllten wir ihn in Tücher;
Frei lag er im Mantel, ein wackrer Soldat,
Wie ehedem kühn und sicher
Wir beteten leis einen kurzen Spruch,
Doch hörte man keinen klagen:
Wir dachten grimmig des Morgenroths,
Das blutig uns sollte tagen.

Wir dachten wie bald wir von ihm getrennt;
Er hier, ums Leben betrogen,
Des Feindes Schritte über dem Haupt —
Wir fort auf schäumenden Wogen.
Sie reden dann wohl von dem Heldenherz
Und preisen sein männlich Walten;
Was kümmerts ihn! Nur störet ihn nicht,
Laßt Ruh ihm im Tode behalten.

Wir übten ihm noch die harte Pflicht,
Da schlug schon mahnend die Stunde,
Da krachten dumpf durch die stille Nacht
Kanonen rings in der Runde.
Wir warfen die letzte Scholle darauf:
Kein Denkmal und keine Blumen!
Dann rasch in den Kampf, der Führer bleibt.
Allein jetzt mit seinem Ruhme!

G. Arnold.

II.

Das zurückgesetzte Kind.

Nach dem Englischen des Bamb.

Man hat mich niemals gern gesehn,
Mich traf kein Lächeln warm:
Die Schwester war ein schöner Kind,
Sie war's zu meinem Harm.
Sie saß auf meiner Mutter Knie,
Man drückte sie an's Herz —
Ich kehrte weinend mich hinweg
In meinem bittern Schmerz.

Ich hab mich stets umsonst bemüht
Der Mutter zu gefallen,
Ob kindlich laut, ob sittsam still,
Nichts war ihr recht von allen.
Ich kam vertrauensvoll zu ihr
Und wurde kalt empfangen;
Wie gerne hätt ich weinend mich
An ihren Hals gehangen!

Wie glücklich doch die Schönen sind,
Von Jedermann geliebt,
Ich hab es oft recht schwer gefühlt
Wie Schönheit Liebe gibt.

Ein jedes Auge schaut auf sie,
Man dient und schmeichelt ihr.
O, daß ich nie geboren wär!
So sprach ich oft zu mir.

Ich war gewiß kein häßlich Kind,
Ich sah ganz leidlich aus,
Doch aus dem Schwesterantlitz strahlt
Ein Himmel stets heraus.
Ein Jeder warf ihr Küsse zu,
Mir klopfte man die Wang.
Ach hätten sie mein Herz gesehn
Wie es nach Liebe rang.

Dies Herz wand sich im Todeskampf,
Verstoßen und gekränkt;
Im Putz und Flimmer strahlte sie,
Doch meiner Niemand denkt.
Ich fühle darum keinen Neid,
Mich lockte nicht die Pracht,
Nur liebenswürdig, so wie sie,
Das hätt mich froh gemacht.

Doch endlich kam die schwere Zeit,
Ein trauriger Ersatz:
Sie wurde krank, auf ihrer Wang
Nahm Todtenblässe Platz.
Und als sie endlich nun genaß,
Da war zum Schreck der Welt
Das sonst so blühende Gesicht
Zerrissen und entstellt.

Ich hab sie Tag und Nacht gepflegt,
An ihrem Bett gewacht;
An meinem Busen schlief sie ein
Hat sie geweint, geklagt.
Sie lebt und gibt mir Lieb um Lieb,
Vorbei ist all mein Schmerz;
Ein einsam Wesen stand ich da,
Jetzt schlägt mir doch ein Herz! —

W. Arnold.

III.

Ein Beitrag zum beſſern Verſtändniß wie zur richtigern Orthographie des Wortes „Guckguck.“

„Guck! guck!„ So ſchreit er immer noch, —
Er ruft nicht: blick! ſieh! ſchau! —
Er bleibt führwahr ſich immer gleich,
Nimmt's mit dem Ruf genau.
Der, der ihn alſo ſchreien hieß,
Selbſt ewig gleich und treu,
Schafft auch des Rufs Bedeutung mir,
Deß ich mich eben freu'.

Wie kommt es aber, daß als Kind
Sein Ruf ſtets Freude war?
Und daß derſelbe mir ſeitdem
Schon oft den Schmerz gebar? —
Blick tiefer nur, mein Herz, in dich
Und forſche mit Geduld!
Du findeſt noch ganz ſicherlich:
Ein And'rer trägt die Schuld. —

Der ruft: „ guck! guck! “ der bleibt ſich gleich,
Wie der, der heißt ihn ſchrei'n.
Der Grund, mein Herz, der muß doch wohl
Wo anders findbar ſeyn? —
Betracht' genau! das heißt: „ guck! guck! “
Beſchau' das Leben dir! —
Du ſelber und dein Lebensgang,
Ihr wandelt für und für.

Als Kind, da war dir alles gleich,
Gleich wie der Ruf „Guckguck; “
Du ſtandeſt näher der Natur
Und fühlteſt keinen Druck.
Seitdem durchwühlte oft die Bruſt
Des Schickſals herbſter Schmerz:
Und, ach! wie oft wich von Natur
Dein eigenſücht'ges Herz!

Wie Wen'ges hat dich einſt erfreut!
„Guck! guck!“ ſelbſt beim Verſteck:
Wie haſt du nicht ſeitdem erlebt
Viel Sorgen, Noth und Schreck!
Die Kindsgenoſſenſchaft zerſtob,
Viel Freunde ſind entfloh'n:
Indeß, du ſtehſt noch nicht allein —
Sagt auch des Guckgucks Ton.

Schau um! Sieh auf! Trag himmelwärts
Des Geiſtes Blick! Dahin,
Aus Vaterherz, unwandelbar,
Will er fortan dich zieh'n:
Schau unverrückt dieß Ziel und trau
Dem, der dich ſchuf und trug:
Dann iſt der Ruf ein göttlicher,
Des Kinderherzens Zug.

Hermann.

IV.

Einleitungsgedicht zur Aufführung
von
Wallensteins Lager auf der alten Veste bei Nürnberg.

(Da während des Sommers von Seite des Vereins immer einige Ausflüge in die Umgeend unternommen werden, wobei man sich durch Mittheilung von Gedichten oder durch musikalische Genüsse unterhält, so wurde auch am 12. Aug. heurigen Jahrs hiezu die Alte Veste bei Zirndorf gewählt. Die Wahl des Ortes, der Wallenstein vom 6. Juli bis 12. Sept. 1632 als Hauptpunkt seines Lagers diente, gab die Veranlassung zu dem Gedanken einer Darstellung des Wallensteinschen Lagers nach Schiller. Es fand dieselbe auf dem, dem Gesellschaftsplatze gegenüberliegenden, von alten Mauerresten umschlossenen Plateau der Anhöhe, wo selbst ein aus jener Zeit noch vorhandener steinerner Tisch mit in die Bühne gezogen werden konnte, statt, und diente dieses Gedicht als Einleitung hiezu.)

Willkommen hier, entfernt vom ernsten Städteleben,
Im heilig stillen Schoos der göttlichen Natur.
In ihrer Nähe wird der immer sich erheben,
Der einmal ihre Kraft an sich nur selbst erfuhr.
Ihr Hauch wird zu dem Ernst versöhnend Milde geben,
Dem Schönen huldigt man, dem Idealen nur,
Ist froh, im Freundeskreis bei geistigen Genüssen,
Sich weit entfernt vom Zwang des Tagewerks zu wissen.

Welch' Leben mitten heut auf grünbelaubter Höhe!
Es zeiget sich der Gast zum Gaste froh gesellt.
Hier einen forschen ich in dunkeln Tiefen sehe,
Den Tiefen des Getränk's, zu dem er gern sich hält.
Dort sucht ein Anderer, in einer Schönen Nähe,
Im Blicke ihres Aug's, sich seine zweite Welt,
Der edlen Musica melodisch süße Klänge,
Vertreten dem und jenem die Lieder und Gesänge.

Welch' Bild der Wandlung doch!— So ists in unsern Tagen!
Da, wo das Mädchen sich zum Kranz die Blume pflückt,
Hat ehmals man vielleicht den Kühnsten hingetragen,
Der dort das blut'ge Haupt zum Sterben hat genickt,
Hier ein Wallon vielleicht das letzte Kreuz geschlagen,
Den letzten Seufzer noch zum Himmel aufgeschickt. —
Ihr könntet reden, ihr, die einst'gen stillen Zeugen,
Ihr aus der blut'gen Scholl' emporgewachs'nen Eichen.

Ihr saht's mit an, wie hier, in diesen Niederungen,
Vergeblich sich das Volk der Schweden abgemüht,
Wie dreimal es herauf bis ans Geschütz gedrungen
Und dreimal sich zurück matt und gelichtet zieht;
Es ist dem König nicht, nicht Torstensen gelungen,
Die besten Streiter selbst, sie fielen Glied für Glied,
Denn Friedland wählte stets nach weißlichem Ermessen
Hat wie ein Adler hier in seinem Horst gesessen.

Ja, ja ihr Bäume saht's, durch eure jungen Zweige
Stahl oft sich lange schon der blasse Mondenschein,
Wenn hier hinab, beherzt und kalt an Leich und Leiche
Vorüberritt der Fürst, der finstre Wallenstein,
Und spät noch Musterung hielt in seinem kleinen Reiche
Um für den nächsten Tag ganz sicher auch zu sein;
Dann — wenn er beten konnte — in seinem Nachtgebete
Gewiß noch um den Tod recht vieler Schweden flehte.

(Trompetensignal.)

Was hör ich? ! — Das ist nicht der Jäger in den Triften
Ein Schlachtruf war's, der drang herüber an das Ohr!
Wie? — Gehen aus der Erd', aus längst verfallnen Grüften
Wohl gar die Leiber der Gefallenen hervor?
Wer hat die Macht gehabt, sie jetzt, auch nur zu lüften,
Wer war's, der ihr Gebein zu uns heraufbeschwor?
Ballt sich die Faust auf's Neu zu Kampf und Todesstreichen
Und bauen Ehr und Ruhm auf's Neu sich auf aus Leichen? —

Kein Krieg zehrt an dem Mark im deutschen Vaterlande —
Es ist wohl nur ein Bild, ein kleines, jener Zeit,
Der alten, ernsten, die in schönerem Gewande,
Als das sie einstens trug, vor uns sich nun erneut.
Ein Dichtergenius hat Streiter, wohlbekannte,
Auf Augenblicke nur vom langen Schlaf befreit. — —
Kommt, laßt hinüber denn uns nun die Schritte lenken
Und mit dem Dichter sich in jene Zeit versenken.

Julius Mosen.

V.

Eine unverbürgte Geschichte.

Mir ist, als hätt' ich einmal wo gelesen
Frau Eva sey kaum recht geschaffen gewesen
So habe unendlichen Durst sie verspürt;
Herr Adam war eben von hinnen gegangen
Dem Haushalt für Mittags den Braten zu fangen
Sonst hätt' er gewiß, wie's ihm hätte gebührt,
Auf Flügeln, gestützt auf der Liebe Kraft,
Frau Even den labenden Trunk verschafft.

So lenkt sie nun selber die ersten Schritte
Nach einer Quelle in Waldesmitte,
Eine Muschelschaale in weicher Hand,
Das Auge sinnend zur Erde gewandt,
Die Haut so weiß, die Seele so rein
Soll engelschön Eva gewesen seyn.

Und wie sie denn so vorüberwallt
Wo sich zum klaren See gestalt'
Der Quelle Abfall, — sieh'! da blickt,
Sie auf die Spiegelfläch', erschrickt
Verwundernd und ein lauter Schrei
Mit halbverklärter Miene, zeiget
Wie nun Frau Eva hochentzückt,
Von ihrer eignen Schönheit sey. —

Die Schaale läßt zu Grund sie sinken,
Dem trüb Gewölke drauf entsteigt;
Kehrt um dann und — vergißt zu trinken; —
Doch ist sie nimmer schön gewesen
Denn in den Zügen konnt' man lesen
Wie sie ermißt, daß ob der Himmelsgabe
Recht spröd zu seyn, sie alle Ursach habe.

In Baumesschatten drauf, auf weichem Grün,
Streckt Eva sich zum süßen Schlafe hin;
Doch war der Schlaf nicht sanft; erschreckt,
Fuhr oft sie auf, kein lieblich Bild,
Bis endlich ganz sie daraus weckt
Der Durst, der annoch ungestillt.

Sie greift empor; — vom Zweige tief
Des Baumes unter dem sie schlief,
Bricht sie den Apfel, unheilvoll
Der nun den Durst ihr löschen soll.
Wohl ward gelöscht der Durst damit;
Doch Fluch folgt fortan ihrem Schritt.

Wenn junge Mädchen, hübsch und schön,
Ich sehe vor dem Spiegel stehn;
Packt mich's; ich meine, daß — verzeiht —
Von Eva, bis herab auf heut,
Viel Ungemach und Teufelei
Vom Schauen in den Spiegel sey.

Julius Mosen.

VI.

Der Halbpoet.

Nur einmal Freiheit, einmal volle Kraft,
Um zu verkünden mächtig dies Gefühl,
Daß ich der schweren Fesseln Qual entrafft
Erstürmen könnte das geahnte Ziel;
Nur einen Stoff, der bildungsreich erschließt,
Was flüchtig mir die Stunde gibt und raubt,
Daß alle Welt das Göttliche begrüßt,
Daß man die Wahrheit meiner Worte glaubt!

Ob zur Klarheit der Geist sich schwinget,
Ob er in Sturmesglut auflodernd strebt,
Ob der Vernichtung Schauer ihn durchdringt,
Gleichwie am Weltgericht der Sünder bebt,
Ob er auf Aetherfitt'gen kühn und leicht
Sich träumt der reinsten Schönheit Ideal,
Ob er als Nachtgeist schen die Luft durchstreicht,
Ob er sich sonnt an ferner Sterne Strahl,

Dann stets erfüllt ihn heißer Schöpfungsdrang,
Bis Alles schemenhaft ins Nichts gewebt,
Am tiefsten schmerzt es wo man feurig rang,
Wenn der Idee kein sichtbar Mal erstrebt.
Gebt Inhalt mir zum Phantasieenflug,
Um diese Gluth zu hauchen Flammen gleich,
Gebt Töne, Farben zart und weich genug
Zu schildern der Gefühle Zauberreich!

Ja, lehr' mich schaffen, ewige Natur
So Geist und Hülle völlig untrennbar,
Vermessener so schafft der Weltgeist nur,
Der Sterbliche bau mühsam den Altar.
Verarmter Geist, der stets vergebens ringt
Geblendet von der Flammen wildem Licht.
Fehlt auch die Kraft dir, die zum Ziele bringt,
Du kennst, was Dichtung ist, so traure nicht. —

Sigm. v. Braun.

VII.

Mitleid.

Mein Herz war jüngst so traurig
In schöner Mainacht,
Die Lüfte wehten schaurig,
Kalt schien der Sterne Pracht.

Die Nachtigallen schlugen
Und trüber ward mein Sinn;
Die raschen Lüfte trugen
Die Silberwölklein hin.

Ein plötzliches Umdüstern
Verscheucht die Sterne ganz,
Das Laub begann zu flüstern,
Bleich ward des Mondes Glanz.

Des Regenwind's Umspielen
Macht mich jetzt halb erfreut;
Es regte mir ein Fühlen,
Als trüg' der Himmel Leid.

Ein Schauer rieselt nieder,
Dann ward es wieder klar;
So schwand das Mitleid wieder,
Mein Schmerz der alte war. —

Sigm. v. Braun.

VIII.

Am Bache.

An dem Bache in Gedanken
Schritt ich hin auf kies'gem Raine
Ueberrankt von Achilleen
Glitt mein Fuß an einem Steine.

Der entrollte in die Wellen
Und fiel plätschernd in die Tiefe
Und es war, als ob von drunten
Mir ein spottend Echo riefe:

„Wanderer, dein Fuß verstieß mich,
Doch ich liege fest am Grunde,
Immer werde ich beharren,
Wenn Nichts mehr von dir gibt Kunde."

Daß uns Steine, todte Stoffe,
Bäume, Thiere überdauern.
Sollte noch der Mensch vom Staube
Und der Geist darüber trauern?

Nur, daß oft des Zufalls Werke
Spielerei'n noch Zeugniß geben,
Wenn die ernste That verschollen,
Mahnt der Stein mich schmerzlich eben.

Sigm. v. Praun.

IX.

Blüthentraum.

Jüngst in Gedanken sah
Ich einen Ahornbaum
Von gelben Blüthen voll,
Gleich einem Frühlingstraum.

Doch schwand der Trug so schnell
Als ich nun nahe war,
Nur gelbe Blätter bot
Der Baum statt Blüthen dar.

So schwand vor meinem Geist
Der Weisheit gläub'ger Wahn;
Aus stolzer Dichtung weht
Uns oft kein Leben an.

So scheint von ferne auch
Manch Schicksal blüthenreich
Und wenn man's recht bedenkt,
Ist's einem Herbsttag gleich.

Sigm. v. Praun.

X.

Der Ring.

Ich hatte einen Ring von ihr,
Der war mir gar so lieb,
Das einz'ge Liebeszeichen noch,
Das mir im Unglück blieb.

Ich brachte wohl das Ringlein nicht
Vom Finger ohne Schmerz,
Tief war es eingewachsen mir,
Tief, wie ihr Bild in's Herz.

Doch, als sie nimmer wollte seyn
Mein Liebchen, hold und treu,
Da schwand ich siech und elend hin,
Da war die Lust vorbei.

Da fiel vom Finger mir das Pfand,
Das ich von ihr empfing,
Und nur der Gram, — er blieb mir treu,
Wohl treuer als ihr Ring! —

J. Priem.

XI.

Taub und blind.

Der Meister sitzt im Bette,
Rings um ihn ist stille Nacht,
Er hat sein: „Hallelujah"
So eben zu Ende gebracht.

Sein Herz ist voll Accorde,
Sein Geist voll Melodie,
Doch lauscht er ihr vergeblich,
Ihm klingen die Töne nie.

Voll Wehmuth ſinkt er weinend
Auf's harte Pfühl zurück:
„Warum blieb mir verſchloſſen
„Des Lauſchens ſo ſüßes Glück?

„Warum ward mir gelaſſen
„Der Durſt nach Lied und Ton,
„Ein unausſprechlich Sehnen
„Wie ſchmerzlich bittrer Hohn?

„O Gott, wie haſt du grauſam
„Mein Lebensglück zerſtört,
„Wie mit getäuſchtem Hoffen
„Den armen Geiſt bethört?

So grollt der große Meiſter,
Die Fluth der Rede ſchwoll — —
Als durch die offne Thüre
Ein heller Lichtſtrahl quoll.

Ein Greis iſt eingetreten
Mit Hoheit überſtrahlt,
Mit ſchattigen Gewändern
Umkleidet die Geſtalt;

Das Antlitz, ernſt und ſeelig,
Wohl auf den Himmel harrt,
Das große Aug' erhoben —
Erloſchen und erſtarrt:

„„Was fehlt dem großen Meiſter,
„„Daß wild ſein Auge rollt,
„„Daß er mit bleichen Lippen
„„Dem Herrn der Schöpfung grollt?

Die leiſen Geiſterworte
Sie dringen ihm ins Ohr,
Und lauter bricht der Unmuth
Aus ſeinem Herz hervor:

„Für wen hab' ich gerungen,
„Für wen hab' ich gelebt,
„Für wen hab ich geschrieben,
„Gesungen und gestrebt?

Der Töne heil'ge Weihe,
Das Lied dem ich geglaubt,
Die seeligsten Accorde, —
Er hat sie mir geraubt! —

„„Mein Aug' ist tief umnachtet,
„„Ist ausgeschöpft und leer;
„„Doch ist in meiner Seele
„„Von Welten ein ganzes Meer!

„„Die Sterne und Planeten
„„Sind Noten und Musik, —
„„Säh ich, was du gesehen;
„„Ich wüßt kein größer Glück!""

Der Taube blickt mit Staunen
Hin auf die Lichtgestalt:
„Wer bist du, dessen Rede
„Als Klang ins Herz erschallt?

„„Du Meister läßt, mich sehen,
„„Wonach mein Blick sich sehnt,
„„Durchstrahlt mit Licht das Dunkel,
„„ An das ich längst gewöhnt.

„„Ich hörte die „Sieben Worte,"
„„Ich sah: denn es ward Licht,
„„In deiner Töne Farben
„„War ich geblendet nicht.

„„Hast du umsonst gerungen?
„„Preist dich nicht deine Welt?
„„Und wenn du nichts erstrebet,
Als Händels Blick erhellt, —

Und Meiſter Heydn weinte
Von heiliger Luſt durchglüht.
Wohl kenn ich deinen „Meſſias“
Wohl kenn ich dein Schwanenlied.

„Wir hören und wir ſehen,
„Und beide ſind wir reich,
„Und beide werden wir jenſeits
„In Himmelsauen gleich!“

Und als die Nacht vergangen
In glühendem Morgenroth,
Da iſts im Zimmer ſtille,
Der Meiſter der war todt.

XII.

Neapel.

1.

Gruß.

Schon kann mein Blick dich Wunderſtadt erreichen,
Ich ſeh am blauen Golf dich leuchtend liegen,
Seh' an dem Poſilippo ſtolz dich ſchmiegen —
Ja, einer Königin biſt du zu vergleichen.

Scheint alles doch dir huld'gend ſich zu neigen:
Die Zweige, die von goldner Frucht ſich biegen,
Die Wellen, die an deinem Fuß ſich wiegen,
Die leichten Wolken, die dem Berg entſteigen.

Und meine Huldigung? Ein ſtill Entzücken!
So nah' ich glücklich Deinem blüh'nden Thron,
Von tauſend Blüthen eine mir zu pflücken.

Und lächelnd blickst dem Fremdling du entgegen;
Gönn' ihm den flücht'gen Raub, wenn deinem Sohne
Das Leben überströmt von deinem Segen.

2.

Pompeji.

Wie fühl' ich freudig mir die Pulse schlagen,
Da mich die Straßen wohnlich eng umfangen,
Beredte Zeugen von vergangnen Tagen,
So sonnenhell nach langer Nächte Bangen.

An jedem Hause möcht' ich klopfend fragen:
Warum es denn so still, ob ausgegangen
All die Bewohner, was sich zugetragen,
Daß Alles liegt im Schlaf, dem ewiglangen.

Ihr stolzen Römer, die im Lorbeerkranze
Und Purpur nur zu sehen ich gewohnt,
Umstrahlet von der alten Götter Glanze,

Wie freut mich heute euer häuslich Walten!
Dank Dir, Vesuv, der dorten rauchend thront,
Zerstörend hast du uns die Stadt erhalten.

3.

Auf dem Vesuv.

Des Berges Aschenkegel ist erstiegen,
Durchschritten sind die grauen Schwefeldüfte;
Tief unter mir die bodenlosen Klüfte,
Möcht' ich mich frei im reinen Aether wiegen.

Heiß aber fühl' ich unterm Fuße liegen
Die Decke, die kaum birgt die Flammengrüfte —
Da denk' ich schaudernd plötzlich in die Lüfte
Geschleudert sie vom jähen Ausbruch fliegen,

Und denke, wie sich theilt des Berges Rachen,
Und Feuerströme mit des Donners Krachen
Sich niederstürzen zu den reichen Gründen —

Doch um mich schauend, seh' in glüh'nde Spalten
Keck die Gefährten ich die Fackel halten,
Sich am Vesuv die Pfeife anzuzünden!

4.

Camaldoli.

Umschattet von des Klostergartens Grün
Seh' ich hinab in die beglückten Auen,
Und drüber hin zum Meer, dem azurblauen,
Auf dem wie Schwäne weiße Segel zieh'n.

Der Golf, die Berge und die Inseln glüh'n
Im Abendgold, vom klaren Himmel thauen
Rings Glück und Frieden, ja im sel'gen Schauen
Seh' ich ein neues Eden um mich blüh'n.

Mir ist's, als müßte hier im Klosterschweigen
Der ganze Himmel sich zur Erde neigen,
Dem ärmsten Herzen noch die Ruhe winken.

Was will der Mönch dort, der, gekreuzt die Arme,
Am Eichenstamm gelehnt, in finsterm Harme
Die Sonne scheidend sieht im Meer versinken?

5.

Fahrt nach Capri.

Es gleitet durch des Hafens bunt Gedränge
Das Schifflein, um nach Capri mich zu tragen;
Im Wald der Masten ist die Gasse enge,
Daß kaum das Ruder kann im Takte schlagen.

Jezt sind wir frei! Die Segel auf! Dort ragen
Die Felseninseln schon! Wie Mährchenklänge
Weht's leis herüber nach dem Lärm der Menge,
Dort will ich freu'n mich wie in frühen Tagen.

O Wunderland! Vom klaren Waſſerſpiegel
Bis hin zur Fern trägſt du der Schönheit Siegel,
Welch Land mag mit dir um die Palme werben!

Hier, wo ſich deine Zauber um mich reihen,
Will ich auch gerne deinem Sohn verzeihen
Das ſtolze Wort: Neapel ſeh'n und ſterben!

6.

Auf Capri.

Rings ſtille Nacht! Um Capri's Felſenrücken
Leicht mondbeglänzte Silberwölkchen ſchweben
Und bunte Träume um die Inſel weben,
Wie nur des Südens Nächte ſie beglücken.

Es treibt den Blick umher ein ſüß Entzücken:
Dort wildgezackte Felſen ſich erheben,
Hier aus dem Schatten auf die Palmen ſtreben,
Und dunkle Zweige Goldorangen ſchmücken.

Fern aber, ruhig glatt des Meeres Welle,
Auf dunkelblauem Grund des Mondes helle
Lichtſäule wie im Traume nur zu zeigen.

O Nacht! o ruhend Meer! ihr habt erreget
Der Seele Innerſtes, daß tief beweget
Sie lauſchet, was ihr ſprecht in eurem Schweigen.

7.

Abſchied.

Schon iſt zur Fahrt der Ruf vom Schiff erklungen,
Das mich ntgegenträgt dem Vaterlande.
Nimm hin du Königin am ſonn'gen Strande
Den Abſchiedsgruß aus voller Bruſt gedrungen,

Zwar lieb' ich nicht dein Volk; doch hat geſchlungen
Natur um dich ſo reizende Gewande,
Daß ich noch von der Heimath Flächenſande
Dir ſenden werde meine Huldigungen.

Wie dort vom Berg des Rauches Säule wehet,
Doch ſchon im leiſen Abendhauch vergehet,
Iſt mir zu ſchnell ein ſchöner Traum entſchwunden.

Wie aber, wenn ſchon der Akkorde Rauſchen
Verklungen, noch die Hörer ſchweigend lauſchen,
Denk' ich noch lange der entfloh'nen Stunden!

Fr. Wagner.

XIII.

Liebeswunſch.

Ich wollt', ich wär' am Roſenſtrauch
Der vor der Holden Fenſter blüht
Das Röslein, das die Wang' ihr küßt,
So oft ſie aus dem Fenſter ſieht.

Wohl lebte ich nur kurze Zeit,
Doch wäre für mich ſüß der Tod,
Noch auf die Wangen haucht ich ihr
Die letzte Gluth von meinem Roth.

Und meine bleichen Blättchen dann,
Die trüg' der Weſt, der oft mich wiegt',
Aufs Tiſchchen in das Kämmerlein,
Wo immer ihr Gebetbuch liegt.

Da zwiſchen Blätter legte ſie
Als frommes Zeichen ſie hinein —
So könnt ich ſelbſt im Tode noch
Bei ihr, der Vielgeliebten, ſeyn.

E. Weiß.

XIV.

Schau mir nur ins Geſicht.

Schau mir nur ins Geſicht,
Ich hab dich gar zu gern,
Und glaub's den Leuten nicht,
Daß ich von dir bleib' fern;
Denn was ich fühl' und denk',
Gilt ja nur dir allein,
Ohne dich, holdes Lieb,
Möchte ich nimmer ſeyn.

Schau mir nur ins Geſicht
Mit deinen Aeuglein blau,
Drinn, wenn das Herz mir bricht,
Ich noch den Himmel ſchau;
Lächelt dein ſüßer Mund
Wird mir die Bruſt ſo weit
Trübt ſich dein ſanfter Blick
Fühl' ich das tiefſte Leid.

Schau mir nur ins Geſicht
Du kleiner Herzensdieb,
Glaubs doch den Leuten nicht
Das ich nicht treu dich lieb'.
Komm, ſey mir wieder gut,
Sonſt wird das Herz mir wund
Und auf der ganzen Welt
Machts dann kein Menſch geſund.

G. Weiß.

XV.

An die Entfernte.

Mein Herz iſt ein Spiegel
Du ſchau ich hinein,
Weil ich, liebes Mädchen,
Bei dir kann nicht ſeyn;

Der zeigt mir dein Bildniß
So treu und ſo wahr,
Wie ich dich verlaſſen
Schon vor manchem Jahr.

Und ſeh' ich dich nimmer,
Und bleibſt du mir fern,
So bleibſt doch im Leben
Mein einziger Stern.

So will ich dich wahren
Wie lang, weiß ich nicht —
Ich denk', bis das Bild mit
Dem Spiegel zerbricht. —

E. Weiß.

XVI.

An eine Roſe.

Mein Röschen, du liebliches, ſage mir doch,
Was ſtehſt du ſo matt und gebeugt?
Dir blühte die Wange ſo purpurn und ſchön
Wer hat ſie auf einmal gebleicht?

Verließ dich der Liebſte, der immer ſo treu?
Nein, wahrlich, ich glaube das nicht,
Er ſieht ja ſo freundlich hernieder zu dir,
Du wendeſt jedoch das Geſicht.

Es ziehet noch immer im Strahlengewand
Dein göttlicher Jüngling die Bahn,
Und lächelt so zärtlich, wie keiner es thut,
Sein Röslein, sein duftiges, an.

Drum ahnt auch die Seele, wer dir hat gebleicht,
Der Wange so liebliches Roth, —
Es ist dein Geliebter, er küßt dich zu heiß
Und küßet dich endlich zu todt.

E. Weiß.

XVII.

Nachtleben der Natur.

Wenn Nacht die Augen schließet,
Sich Finsterniß ergießet,
Dann herrscht im Blumenleben
Ein neues, reges Streben,
Die Tages Pfeil verwundet
Erstehen nun gesundet,
Und spenden süße Düfte
In die berauschten Lüfte;
Der zarten Knospen Fülle,
Die in der grünen Hülle
Noch eingepuppet liegen
Und ihre Köpfchen schmiegen,
Siehst du die Bande sprengen
Bei Nachtigall-Gesängen,
Die schmetternd bald, dann flötend,
Bald jauchzend und bald tödtend
Vor Liebesleid und Wonne
Entgegensingt der Sonne,
Daß unterm Laub verborgen
Die Veilchen selber horchen,

Daß in den grünen Zweigen
Die Sänger alle schweigen,
Glühwürmchen nur noch ziehet,
Bald nahet und bald fliehet. —
Dann ist die Feierstunde
Für Kräuter, Blumen, Bäume,
Da macht kein Mensch die Runde,
Entheiliget die Räume.
Natur, dein stilles Leben
Ist sich zurückgegeben,
Die Lüfte Balsam hauchen
Mit tausend goldnen Augen;
Die fernen Sterne funkeln,
Des Mondes helle Sichel
Steht leuchtend überm Dunkeln,
Und auf die heil'ge Feier
Deckt stille Ruh den Schleier.
Die Schöpfung träumt in Wonne. —
Doch kaum beginnt die Sonne
Zu künden sich, zu regen,
Im Ost mit Flügelschlägen —
Ein Adler, welcher muthig
Die Tagesbahn vollendet,
Und dann am Abend blutig
Im Wogenbade endet —
Die Morgenlüfte fächeln;
So öffnen leis die Augen
Die Blumen ihrem Lichte,
Wie Kinder, welche lächeln
Mit weinendem Gesichte,
Und leise Klagen hauchen,
Und nach der süßen Ruhe
Und nach der Nacht sich sehnen,
Und ihren Blumenaugen
Entstürzen tausend Thränen,
Die bei der Sonne Schimmern
Gleich Edelsteinen flimmern.
Die Sonne spricht mit Grämen:
„Was weint ihr meine Lieben?

Ich müßte mich ja ſchämen,
Wollt ich euch ſo betrüben."
Und küßt den Blumen leiſe
Die Thränen vom Geſichte
Nach lieber Mütter Weiſe,
Und trocknet ihre Augen
Mit ihrem wärmſten Lichte,
Webt zu des Tages Feier
Daraus ſich Wolkenſchleier,
Und hat als Regenbogen
Sie ſich ums Haupt gezogen.

* * *

XVIII.

Luthers Becher.

Es ſitzt in ſeinem Zimmer
Am großen Eichentiſch,
Der Luther, und wie immer
Iſt Herz und Kopf ihm friſch;
Er ſchaut auf Katharine,
Und auf die Kinderſchaar;
Wie lächelt ſeine Miene,
Wie ſtrahlt ſein Augenpaar!

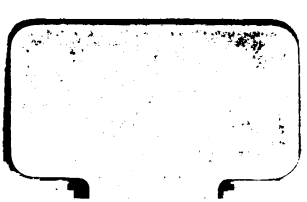
Da kommt hereingegangen
Ein dürftiger Student,
Wie brennen ſeine Wangen
Als er die Bitte nennt:
„Ich ſoll und muß von hinnen,
„Die Taſchen ſind mir leer,
„Hört ohne vieles Sinnen
„Erfüllend mein Begehr!

Der Doctor spricht: Du Armer,
Mich dauert deine Pein,
Kann aber dein Erbarmer,
Selbst dürftig, jetzt nicht sein.
Doch halt dort seh' ich blinken,
Den silbernen Pokal,
Der Fürst gab ihn zum Trinken
Mir, wenn ich hielt ein Mahl.

Er schaut auf Katharine,
Als er die Worte spricht,
Doch kündet ihre Miene
Zum Werk das Jawort nicht.
Ihm aber ist entschlossen
Zur edlen That der Sinn;
So reicht er unverdrossen
Den schönen Becher hin.

„Zum Mahle ward gegeben
„Der herrliche Pokal;
„Drum fei'r ich mit ihm eben
„Das allerschönste Mahl.
„Ein Abendmahl der Liebe,
„Die ihre Brüder speis't,
„Und wenn ihr nichts mehr bliebe,
„Noch segnend sich erweis't."

L. Lang.

62634754

Druck der Lümmelschen Officin in Nürnberg.